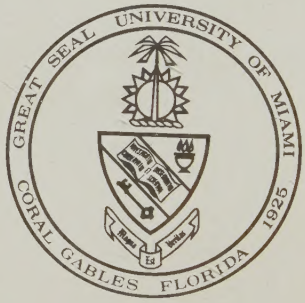
34

LIBRARY



CRV

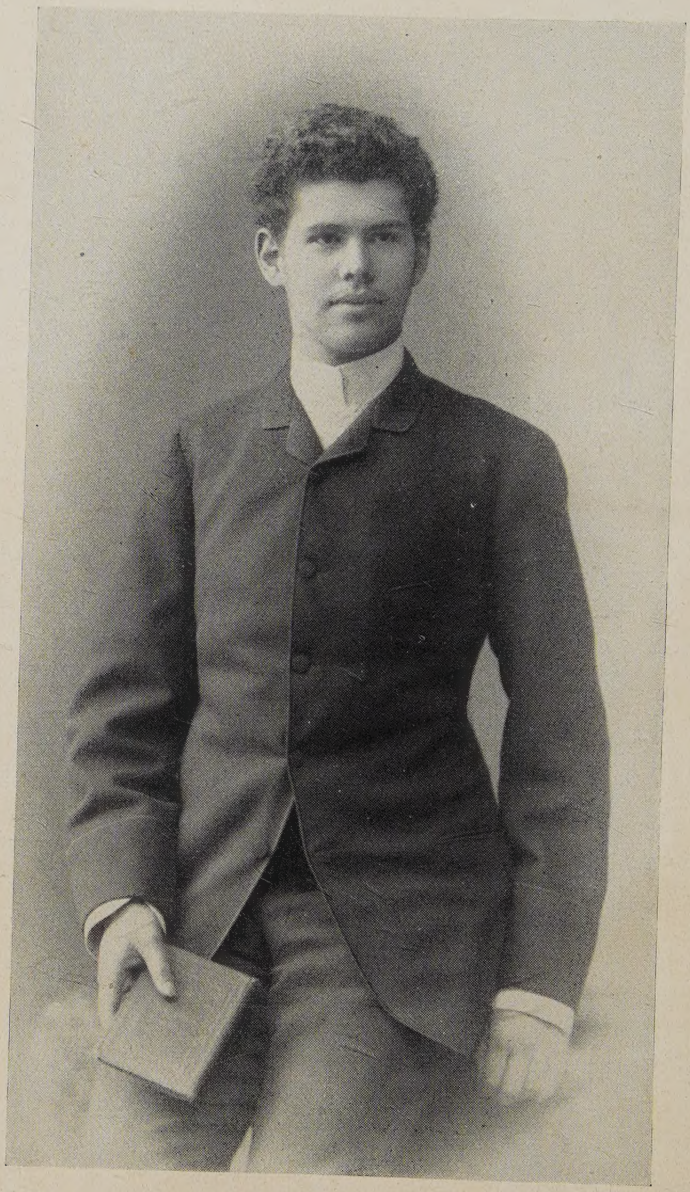
Im gleichen Verlag erschien:

Ernst Norlind

Gespräche und Briefe

Walther Rathenaus

Mit einem Nachwort von Max Scheler



Walther Rathenau

BRIEFE

Erster Band

1926
CARL REISSNER · VERLAG · DRESDEN

DD
231
.R3A3
v.1

Copyright 1926 by Carl Reißner, Dresden

Gedruckt bei Petzschke & Gretschel, Dresden-A.

LIBRARY
UNIVERSITY OF MIAMI

Ms 11/26/81

WALTHER RATHENAU

Geboren 29. 9. 1867.
Ermordet 24. 6. 1922.

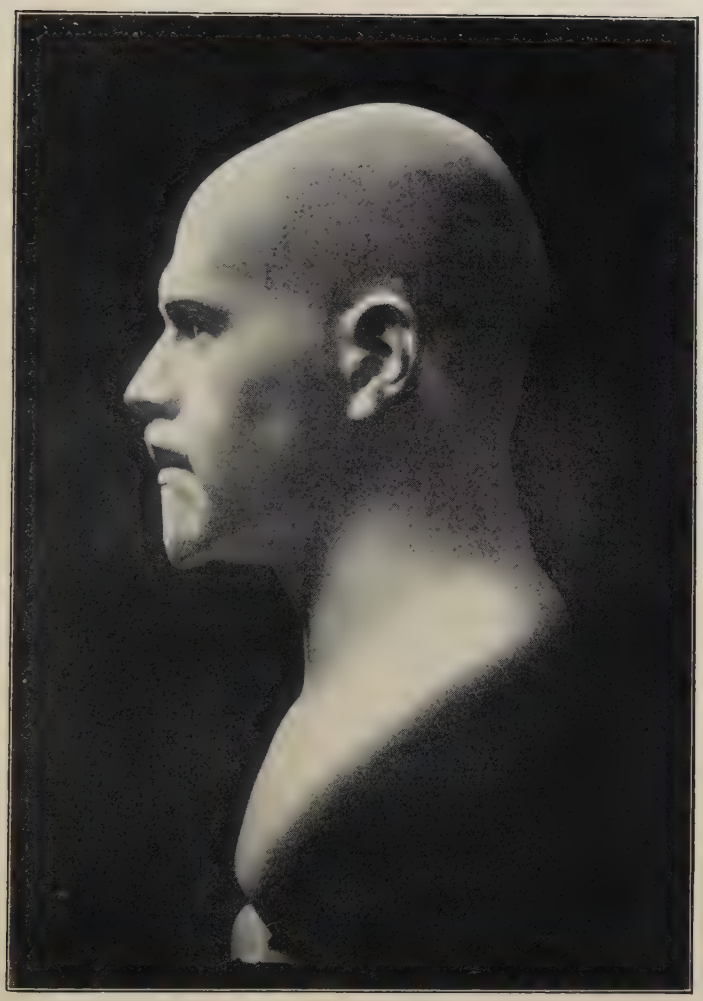
Unsere Sendung ist es,
solange die Seele nicht vollkommen
erstarkt in sich selbst ruht,
zum Leben um des Gottes willen
und zur Leistung um der Welt willen
uns gegenseitig zu ermutigen.

W. R.

Mein höchstes Glück wäre es, die Zeit zu erleben, wo Deutschland seinen inneren Hader vergißt und als wahrhafte Volksgemeinschaft zusammenhält.

26. 6. 1921. W. R.

1883—1912



1883.

1. AN FRAU GEHEIMRAT M. RATHENAU. 7. 8. 1883.

Liebe Mama!

Ich bin in der jämmerlichsten Stimmung von der Welt. Es ist mir zu Mut wie einem, der grad im Begriff ist, vom Teufel geholt zu werden. Ich weiß nicht recht, ob Du schon je in der Lage gewesen bist. Der eingangs erwähnte Teufel holt auch die Schule, Berlin, die Eisenbahn, die kurzen Ferien, mich, meine lieben Bekannten, Homburg, Nauheim, die ungemachten Schulaufgaben, Hänschen, noch einmal mich und vieles andere, wenn meine Wünsche in Erfüllung gehen. — — Weißt Du, wie einem ist, der aus dem Bett geholt und in einen tiefen, kalten Brunnen geworfen wird? Wohl kaum. Aber ich. Jetzt vertröste ich mich immer noch damit, daß ich zu Euch komme, aber dann?? Brrrrh!! Dann gibt es entweder strömenden Regen — — und dann fahren wir; oder gutes, vielleicht auch mittelmäßiges Wetter, dann laufen wir zur Bahn. Wir kommen an ... es sind noch dreiviertel Stunden bis zum Abgang des Zuges. Das Gold (Bruder Erich) ist entweder dabei und rennt herum oder es ist nicht dabei und rennt nicht herum. Nun weiß ich nicht recht: fahre ich am Morgen oder am Abend ab? Aber gleichviel. Jedenfalls laufen wir auf dem Perron auf und ab und haben etwas Herzklopfen. Dabei gibst Du mir gute Lehren; immer zu zwei und zwei und dann wieder von vorne. Ich sage

immer: „ja", „gewiß", „jawohl", „ja gewiß, „das dachte ich auch", „natürlich", „darauf kannst Du Dich verlassen" und so weiter, und so weiter, und denke dabei an Seekrankheit, wie sie anfängt. Ach du lieber Gott! Und dann fragen wir uns nach lauter nebensächlichen, nichtsnutzigen Sachen, um an was anderes zu denken: ob das ein Koffer ist und ob jenes draußen und wo die erste Station ist und wo man aussteigen kann, und um wieviel Uhr der Zug abgeht (obgleich wir es auf die Sekunde wissen) und ob ich das Billett habe und so weiter, und so weiter. Und dann warten wir noch und reden gar nichts und die Leute nebenan machen Ausflüge und schnattern: „Und da nehmen wir uns einen Wagen und dort gehen wir, und da soll man gut essen." Nun ist es noch eine Viertelstunde zu früh. Es kommen immer mehr Leute, der Zug wird angemeldet, die Glocke läutet, die Beamten kreischen. Nun wiederholst Du noch ein paarmal die guten Lehren und ich denke dabei: ja, ja, so will ich's machen (der Weg zur Hölle ist ja mit guten Vorsätzen asphaltiert) und dann kommt der Zug großpratschig an und pfeift, daß einem die lieben Ohren gellen und hält. Ich steige ein in ein volles oder halbvolles Coupé (es stinkt schon etwas weniges), dann folgt der Abschied; es pfeift wieder, die Tür ist zu, die beiden Fenster auch, der dicke Herr schläft und die beiden dünnen rauchen, der eine hat eine Zeitung und spricht von Berlin, ein altes Weib sitzt daneben, ein rechtes Scheusal. Der Zug geht ab, Du stehst draußen, ich suche ein Taschentuch, um zu winken, aber es ist schmutzig und dann bin ich schon weit und der Zug geht bum, bum, bum und immer schneller und schneller. Es geht da vorbei, wo wir sonst gegangen und gefahren sind. Nun kenne ich die Gegend nicht mehr ... Ich sitze in der Ecke und denke lauter fromme Sachen, zumal daß jemand, den ich nicht

weiter nennen will, oder auch nur der Kuckuck mich holen soll. Ich mache die Augen zu und schlafe ein . . .

Indessen: Einst wird kommen der Tag usw. (ich kann's auch griechisch).

Bis dahin lebe wohl. Grüße niemand, denn sonst vergäßest Du es ja doch. Oder nein, grüße wen Du willst, aber nur nicht von mir, d. h. von

W. R.

2. AN ERICH RATHENAU, BERLIN. Berlin, 25. 8. 1883.

Lieber Erich!

Zu Deinem Geburtstage gratuliere ich Dir. Ich wünsche Dir, daß Du immer recht artig, liebenswürdig und gut bist, weiter gar nichts. Ich glaube zwar nicht, daß dies nicht der Fall sein wird, ja ich nehme sogar an, daß Du meinen Brief gar nicht lesen, sondern gleich zu der Beilage übergehen wirst, die aber trotz des vielen Geldes, das sie kostet, nicht halb so viel wert ist als ein Brief von mir. Nichtsdestoweniger schreibe ich weiter, denn es wird sich sicher ein Geschöpf finden, das Dir nämlich den Inhalt vortragen wird, wenn anders es selbigen begriffen hat. Dieser Inhalt ist: wenn Du die Briefmarken nimmst, so ist das das stillschweigende Versprechen, Dich obengenannter Eigenschaften zu befleißigen. Hältst Du es nicht, so wird Mama es mir schreiben und zugleich für das Verschwinden der Marken sorgen. Mit weiteren Ermahnungen will ich Dich verschonen; einem Kind, das Mama, Großmama und eine Tante hauptsächlich bei sich hat, wird es an guten Lehren nicht fehlen. Hiermit also sehe ich den ersten Teil meiner Rede, welcher allgemeine Erinnerungen behandelt, als erledigt an und gehe (Erich, was hast Du dabei zu

lachen, es ist mein Ernst) zum zweiten, etwas kürzeren Teil über, welcher über Marken im allgemeinen und Deine neuen im besonderen spricht.

Markensammeln im allgemeinen ist Unsinn; da könnte man lieber Kröten sammeln, was doch wenigstens eine lebendige Kollektion ist. Da Du es aber tust, so habe ich zu Deinem Geburtstage die Mühe nicht gescheut, von meinen Arbeiten zur Kirchgasse zu laufen und dort eine Stunde lang nach Marken zu wühlen, die einerseits schön, andererseits nicht zu teuer sein sollten. Denn Geld ausgeben kann jeder der es hat, was ich aber tat, kann nicht jeder, weil kein Mensch (nicht mal Du selbst) behalten kann, welche Marken Du gerade hast.

Du siehst also, daß es nicht das Geld ist, das den Kohl fett macht, sondern die Arbeit. Darum brauchst Du nicht zu glauben, daß ich die Marken geschenkt bekommen oder gestohlen habe, vielmehr haben sie 10 Prozent meines gesamten Barvermögens gekostet; ein Geschenk also, wie Du es noch nie bekommen hast. —

Der Geburtstagbrief hat zu Deiner Freude, wie ich glaube, hier sein Ende. Ich wünsche Dir also noch einmal alles Obengedachte, was wirklich in seiner Art das Empfehlenswerteste und Vornehmste ist.

Dein W. R.

1886.

3. AN FRAU GEHEIMRAT RATHENAU.

Straßburg, 17. 5. 1886.

Liebe Mama!

Zunächst will ich Deine Fragen beantworten, die Du im letzten Brief „wie winterliche Schneeflocken" auf mich einstürmen ließest.

1. Die Reinlichkeit ist eine von den wenigen Sachen, die hier gut sind.
2. Die Bettwäsche und Waschtische desgleichen.
3. Das Bett ist außerordentlich lang, so lang wie ich.
4. Was vis-à-vis von meinem Fenster ist, habe ich Großmama ausführlich berichtet, ja ich habe ihr einen ganzen Brief darüber geschrieben, den sie Dir sicher schon seitdem gezeigt hat.
5. Grünes ist viel hier zu sehen, denn meine Möbel sind grün. Schräg gegenüber von mir verkümmern ferner zwei Oleanderbäume, die auch noch bis auf weiteres grün aussehen. Endlich sind grüne Kleider und Hüte hier recht beliebt, und sie tun dem Auge wohl.
6. Auf unserer Universität ist es wohl hauptsächlich deshalb so leer, weil dieses Jahr das Fest in Heidelberg ist. Dem Himmel sei dafür gedankt.
7. Die nächste Frage, warum ich nicht meine Besuche mache, reduziert sich auf die, warum ich nicht bei Recklinghausen war, denn die übrigen habe ich gemacht und werde gleich darüber berichten. Bei R. war ich deshalb noch nicht, weil er sehr abseits wohnt und ich nur bis $^{3}/_{4}$12 Zeit hatte.
8. Wie ich mit meinem Geld auskomme, kann ich Dir allerdings jetzt schon sagen. Ich komme damit aus. Ich brauche täglich 6 Mark, denn das Leben ist nicht sehr billig, und hauptsächlich ist das Nachtessen teuer. Für 6 Mark allerdings habe ich sogar meinen Kaffee am Nachmittag und lebe bequem. Die 14 bis 20 Mark, die dann den Monat übrigbleiben — je nachdem er

30 oder 31 Tage hat —, gebe ich für Sonntag, Trinkgeld und einige Bücher aus, die ich brauche und die ziemlich teuer sind. Ob dann noch etwas übrigbleibt, weiß ich nicht, ich finde es aber auch nicht nötig, denn andere Ausgaben habe ich nicht und sparen ist in diesem Fall nicht angebracht.

Ich glaube hiermit alles erledigt zu haben, was die beiden letzten Seiten Deines Briefes in fragender Form erfüllte. Ich gehe daher zur Chronik über.

Gestern am Sonntag heiligte ich zuvörderst den Feiertag und blieb bis 9 im Bett. Nach einer Stunde kam Hänschen und der cand. Immerwahr, Hänschen mit der entschiedenen Absicht, nicht zu . . . mitzugehen, „weil er keinen Grund dafür hätte", und der Kandidat, um mich zu Kohts zu begleiten und zu . . . mir den Weg zu zeigen. Er kennt nämlich Kohts, an den er durch Leyden empfohlen ist und bei dem er arbeitet. Der Mann war nicht zu Hause; ich ließ daher meine Karte mit der Empfehlung da und ging weiter zu . . . Er wohnt außerhalb der Stadt in einer angefangenen Straße und in einem neuen Hause. Er war zu Haus und empfing mich in einem kleinen ziemlich einfachen Arbeitszimmer, das ungefähr so aussieht wie das von Rubo. Er sieht ziemlich prononciert aus, trägt einen runden, dunklen Bart und hat lebhafte schwarze Äugelchen, mit denen er vielfach gestikuliert. — Er war, wie Du Dir denken kannst, außerordentlich liebenswürdig, erkundigte sich nach allem möglichen, und zwar mit einigem Interesse. Ob er über meinen Besuch gerade sehr vergnügt war, kann ich nicht sagen, es schien mir eigentlich nicht. — Seiner Frau konnte er mich „leider" nicht vorstellen, da sie nicht ganz wohl ist. — Er hat auch vor einigen Wochen ein Baby gekriegt, wie er mir schmerzlich lächelnd mitteilte.

Ich empfahl mich nach zehn Minuten, denn der Kandidat wartete vor der Tür, und wir wollten den Zug um 12 Uhr benutzen, um nach Allerheiligen zu gehen. Wir kamen auch noch zurecht, obgleich wir einige Zeit vergebens auf Hänschen warteten, der bei solchen Gelegenheiten immer etwas schlemihlig ist, und sogar Hänschen kam noch zurecht, denn er war uns nachgerannt, wie von einem bösen Geist getrieben.

Wir kamen zuerst nach Appenweier, wo wir längere Zeit aßen, dann nach Hubacker, das schon im Schwarzwald liegt, und gingen von dort zu Fuß hinauf nach Allerheiligen. Der Weg war schön und das Wetter kühl, und die Tour weit angenehmer, als wenn man sie im Hochsommer macht. Die Bäume waren noch hellgrün und frisch und die Bäche breit und voll, am Weg standen grade die ersten Veilchen, und im Wald blühten die Erdbeeren und der Waldmeister. Es war wirklich sehr hübsch. Bei Allerheiligen gibt's einen schönen kleinen Wasserfall und eine zerfallene Klosterkirche, und zwischen beiden wächst ein hübsches kleines Wirtshaus, wo wir eingekehrt sind.

Der Rückweg führt durch den Wald bergab und dann durch das Tal auf einer Chaussee nach Oppenau. Wir kamen dort an, als es dunkel wurde, und fuhren dann mit der Eisenbahn nach Straßburg.

Damit ist der Sonntag zu Ende, und mein Bericht würde es auch sein, wenn ich mich nicht erinnerte, daß Du noch wissen willst, was wir zu Mittag bekommen.

Zunächst gibt es ein Gericht, das ich wegen seiner Flüssigkeit und Farbe kurzweg als Suppe bezeichne.

Dann kommt etwas, das ich, wenn es nach der Farbe ginge, auch Suppe nennen würde; auf Grund seiner Härte und seines Geschmackes bezeichnet man es aber mit dem wohlklingenden Namen Rindfleisch.

Hierauf folgt eine Zusammenstellung meist rückblickender, reflektierender und philosophischer Zusammensetzung, entweder in einer Kruste oder ohne eine solche, begleitet von vielfarbigem Gemüse.

Nachher haben wir Fleisch, das meist ganz ordentlich ist, und Salat und zuletzt Käse. Dazu bekommt man eine Flasche Landwein, der zwar nicht so gut ist wie in Baden, dafür aber äußerst unschädlich.

Ich glaube, daß Du jetzt von Straßburg ziemlich ebensoviel weißt, wie ich. Sollte Dir aber sonst noch etwas wissenswert erscheinen, so sprich Dich bitte aus.

Warum gehst Du nicht mit Erich zu Kroll? Es wäre ganz gut, wenn er ein bißchen Sinn für Musik hätte, und Repertoire wie Besetzung scheinen doch recht gut zu sein —, soweit ich dies aus dem B. B. C. des Kandidaten ersehe. — A propos, ich würde mich sehr freuen, wenn Du mir zeitweilig ein paar Zeitungen schicktest. Ich nehme so was nie übel. — Die Kunstausstellung muß doch nachgerade auch eröffnet sein; gehe doch öfter hin, Gesellschaft findest Du schon. Es braucht ja nicht gerade die K... zu sein, denn sie sieht en public ja nie besonders attraktiv oder empfehlend aus.

Erichs Brief habe ich erhalten und mich so damit gefreut, daß ich ihn womöglich heute noch beantworten werde. Hauptsächlich hat mir gefallen, daß er einen ganz anständigen Stil schreibt, was ich ihm jedoch nicht zu sagen bitte.

Von Papa erwarte ich von Tag zu Tag einen Brief; und von Dir eigentlich auch. Du hast doch gar nichts besseres zu tun, als mir ‚als emal' zu schreiben! An Prof. Jac. schreibe ich auch nächstens, sobald ich bei Kohts und Reckl. gewesen bin.

Mit vielen Grüßen Dein W.

1887.

4. AN ERICH RATHENAU. Straßburg, 22. 5. 1887.

Lieber Erich!

Weil Dein Brief das Glück gehabt hat, mich am Sonnabend zu treffen, bekommst Du eine umgehende Antwort. Du hast sie auch verdient, denn Du hast mir sehr ordentlich und ausführlich geschrieben und Dich dabei „eines korrekten Stils befleißigt".

Was Deine Aquariumidee betrifft, so halte ich nichts davon. Die Umkehrung des Satzes: wenn man Strom durch Wasser schickt, so richten sich die Fische gerade, erfordert, daß in einem Wasser Fische in dieser bestimmten Lage festgehalten werden, nicht allein daß sie darin existieren. — Übrigens scheint mir dieses Kuriosum nur ein spezieller Fall einer anderen Erscheinung zu sein: daß in einer Flüssigkeit, die als Leiter wirkt, bewegliche Magnete sich in der Stromrichtung anordnen. Ob diese Erscheinung vorkommt, weiß ich nicht; für den Fall aber, daß sie auftritt, ließe sich ihre Umkehrung für Sekundärbatterien verwerten. Du könntest einmal vergleichende Versuche über die elektromot. Kr. von Elementen mit einem Eisenpol anstellen, der einmal magnetisch, einmal unmagnetisch ist. Es müssen Erfolge damit zu erreichen sein. Sprich nicht darüber.

Über die andere Sache habe ich folgende Überlegung angestellt: Es handelt sich darum, hochgespannte Ströme in große, starke umzusetzen. Dabei ist erforderlich, daß die Leitungen der ersteren möglichst von allen Objekten isoliert sind. Hingegen kommt es auf einige Verluste bei der Leichtigkeit, sie zu leiten nicht an, zumal da sie relativ billig zu beschaffen sind.

Gesetzt, man habe zu seiner Verfügung einen sehr schnell bewegten, wuchtigen Wasserstrahl, der aber

wenig Wasser auf einmal liefert. Direkt kann man die darin enthaltene Energie nicht ausnutzen. Wohl aber kann man ihn dazu verwenden, andere, größere Wassermassen in Bewegung zu setzen, wenn auch auf diesem Wege manches verloren geht. Ebenso könnte man einen hochgespannten gleichgerichteten Strom entweder zum Laden von Akkumulatoren verwenden oder hintereinander geschaltete Motoren von ihm treiben lassen, die man dann zur Stromerzeugung benutzt. — Eine andere Art der Umwandlung — für den Fall natürlich, daß Transformatoren ausgeschlossen sein sollen — kann ich mir nicht vorstellen.

Ich hoffe, so Deinen sämtlichen Wünschen diesbezüglicher Art gerecht geworden zu sein.

Da ich die Absicht habe, zugleich Mama zu schreiben, verspare ich mir alles übrige auf den anderen Bogen.

Schreibe mir bald wieder; es ist Gelegenheit genug. Ich erwarte bestimmt Nachricht über alles, was passiert, auch über die Linden.

Viele Grüße Dein W.

Es fällt mir ein, daß ich Dir noch etwas erzählen könnte. Du interessierst Dich ja für amüsante Geschichten und erzählst sie gern weiter. Folgende ist die beste, die ich seit längerer Zeit gehört habe.

Ein Mann sollte begraben werden, und der Pfarrer hielt ihm eine schöne Rede. Auf einmal hört man im Sarge klopfen. Alle laufen entsetzt davon und fürchten sich. Nur der Küster faßt sich ein Herz, geht an den Sarg, klopft an und fragt schüchtern: Herr Schmidt, wünschen Sie noch etwas?

5. AN DAS STADTTHEATER FRANKFURT-MAIN.

Straßburg i. E., 9. 6. 1887.

Sehr geehrter Herr!

Beiliegend erlaube ich mir, Ihnen einige Exemplare eines kleinen Stücks*) zu übersenden mit der Bitte, es auf seine Aufführbarkeit auf der von Ihnen geleiteten Bühne hin zu prüfen. Da dasselbe das erste ist, mit dem ich an die Öffentlichkeit zu treten mich bemühe, werden Sie es erklärlich finden, wenn ich Sie betreffs meines Namens um Verschwiegenheit bitte.

Indem ich im voraus Ihnen für Ihre Mühe meinen besten Dank ausspreche, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener Walther Rathenau, stud. phil.

6. AN ERICH RATHENAU. Straßburg i. E., 19. 6. 1887.

Lieber Erich!

Über Deinen Brief habe ich mich sehr gefreut. Ich will das, was Dir am dringlichsten ist, gleich beantworten, nämlich die Frage betreffs Deiner Lehrer.

Ich würde an Deiner Stelle die Stunden im Lateinischen und Griechischen behalten. Es ist eine gewisse Kontrolle, die Du für Deine Arbeiten hast, und eine Sicherheit dafür, daß Du nichts Falsches lernst. Die Stunden brauchen aber nicht genau so eingerichtet zu sein, wie die früheren. Erstens rate ich Dir, darin so gut wie nichts zu übersetzen, sondern einzig und allein Grammatik und Extemporalien zu forcieren. Zweitens halte ich es für das beste, dem interimistischen Lehrer über Dein Wissen die Vorstellung zu machen, du hättest viel gelernt und wenig behalten. Er wird sich

*) Blanche Trocard, 1887 R. Schultz & Co., Straßburg i. E.

dann hauptsächlich aufs Repetieren verlegen und dafür sorgen, daß Du alles gut intus hältst. Auch würde ich ihm unter der Hand zu verstehen geben, daß Du sehr schnell bis jetzt vorgegangen bist, damit er es nicht für eine Herkulesarbeit hält, Dich ein oder zwei Kapitel weiter zu bringen.

Mit Auerbach mußt Du auskommen. Er hat jetzt schon eine gewisse Verantwortlichkeit für Dich, die ein anderer nicht hat. Aber nimm dich in acht, irgend etwas aus der Mathematik zu vergessen! Repetiere immer und immer wieder und sorge dafür, daß Du alles weißt und alles beweisen kannst. Es kommt nicht darauf an, daß Du den Beweis führst, wie er im Buche steht; je mehr Du Dich gewöhnst, Beweise zu improvisieren, desto mehr hast Du Vorteile.

Arbeite ferner in Geschichte! Repetiere alles, was Du weißt, und lerne ruhig Zahlen auswendig, was auch die Leute von „mechanischem Lernen" und „sinnlosem Formelkram" reden. In der Beurteilung der Weltgeschichte und in ihrem Verständnis sind Zahlen und Namen gleichgültig; beim Lernen bilden sie das Gerippe, ohne das das System nichts ist als ein verschiebbarer, unentwirrbarer Komplex. Der Zusammenhang ist etwas, das man nie vergißt, wenn man es verstanden hat; aber wenn man seine Kenntnisse verwerten will, ist man ohne Wissen der Namen und Zahlen in derselben Lage, wie einer, der ein gutes Urteil hat, aber nicht sprechen kann. Darum halte Dich an Deine Tabellen und vergiß nicht, was Du mir versprochen hast. Deine Beschäftigung mit Kunst- und Literaturgeschichte gib nicht auf; es ist die angenehmste und wohlfeilste Art, mittels solcher Kenntnisse sich einen höchst gebildeten Anstrich zu geben.

Mit Deinen Experimenten warte, bis ich nach Berlin komme. Verlier' auf diese Weise nicht zu viel

Zeit; man bereut nachträglich nichts so sehr als eine nutzlose Beschäftigung.

Was Papas Sachen betrifft, so möchte ich Dich auf etwas aufmerksam machen, was Du ihm bei Gelegenheit sagen kannst.

Kryolith (bitte schreibe es künftig so) besteht aus Fluor und Aluminium. Ich bin überzeugt, daß man diesen durch Behandeln von gewöhnlicher Tonerde mit Fluß-Spat (Fluor und Calcium), wobei man die Flußsäure stets wiedergewinnt, herstellen könnte.

Vielleicht könnte man zur Herstellung auch Natrium-Aluminat benutzen, das zur Sodafabrikation dient? — Sage das alles nur einmal so unter der Hand.

Viele Grüße Dein W.

1892.

7. AN GEHEIMRAT RATHENAU, BERLIN.

Neuhausen, 14. 2. 1892.

Lieber Papa!

Erinnerst Du Dich, wie wir vor meiner Abreise uns noch einmal über den Zweck meiner Tätigkeit in Neuhausen unterhielten? Wir kamen zu dem Resultat, es sei notwendig, eine Zeitlang, gleichviel in welcher Stellung, sich in der Praxis vorzubereiten, teils um diese Art von Arbeit kennen zu lernen, teils um sagen zu können, daß man nicht nur die Technik aus Büchern kenne. Wenn ich meine jetzige Arbeitszeit so auffasse, so bin ich zufrieden. Ich habe, das kann ich wohl sagen, viel gelernt, denn ich suche mich in allen Teilen des Fabrikbetriebes umzutun, und auch einiges, was nicht zur Technik gehört, mit Interesse beobachtet. Ich weiß jetzt, wie die Beamten im allgemeinen arbeiten, wie sie behandelt werden müssen, was sie leisten, was sie zu leisten vorgeben, wodurch man sich bei ihnen beliebt

und wodurch man sich verhaßt macht. Auch sonst bin ich zufrieden zu wissen, daß angestrengte Arbeit dieser neuen Art mir körperlich nicht schadet, und daß ich hierin anderen nicht nachstehe. So sehe ich, wie sich der Zweck meines Hierseins allmählich erfüllt und das, wie gesagt, ist mir genug.

Darum ist auch die Frage, ob mir dieser Übergangszustand gefällt, nicht wesentlich, und ich habe sie bisher wenig berührt, weil es zwecklos ist, notwendige Übel genauer anzusehen als unbedingt erforderlich. Meine eigentliche Tätigkeit, also die, für welche man mich bezahlt, nicht die, wegen der ich herkam, ist mir nicht unangenehm und nicht angenehm. Sie ist mir gleichgültig. Von der Arbeit in einem Universitätslaboratorium unterscheidet sie sich nur darin, daß die Hilfsmittel unvollkommener, ja geradezu ärmlich sind, wodurch viel Zeit verloren geht, und daß ich diejenigen Dinge selbst tun muß, die sonst der Laboratoriumsdiener besorgte. Weniger behagt mir meine Stellung. Du kennst mich genug, um zu beurteilen, wie ich in einer subalternen Position leide. Niemals würde ich freiwillig in irgendeinem Betriebe ein abhängiger Beamter sein. Es ist mir über die Maßen verhaßt, von einem Vorgesetzten jeden Tag meine Arbeit zuerteilt zu bekommen, der gelegentlich kommt, um nachzusehen, ob ich meine Pflicht tue, und dem ich über alles Rechenschaft schulde. Der mir Befehle geben kann, der mich lobt und mich tadelt, dem ich antworten muß, wenn er mich anredet, und der mich stehen läßt, wenn er von mir genug hat. Schon hier ist mir das fatal, obwohl Kiliani persönlich ein netter Kerl ist und mir gegenüber doch gewiß nicht den Vorgesetzten herauskehrt. — Aber wie gesagt, auf mein Behagen lege ich zur Zeit keinen Wert, ich führe eben einfach meinen Vorsatz aus und frage mich dabei ebensowenig, ob es

ein Vergnügen ist, wie ich mich letztes Jahr beim Militär danach gefragt habe.

Endlich das Leben hier in Einsamkeit und Stille kostet mich weniger Überwindung als man glauben sollte. Was man Vergnügen nennt, das entbehre ich sehr leicht, und Gesellschaft — freilich, gar keine ist wenig, aber es ist zu ertragen.

Alles in allem: ich habe es in Neuhausen nicht schlimmer, sondern eher besser gefunden als ich erwartete, und wenn ich noch einmal vor dem Entschluß stünde, hinzugehen oder nicht, so würde ich mich wieder in gleicher Weise entscheiden.

... Heute war ich bei W.'s zu Tisch. Offenbar gefalle ich ihnen. Außerdem haben sie zwei erwachsene Töchter.

Vom Geschäft habe ich in der letzten Zeit nichts erfahren. Die Produktion ist gegen 700 kg täglich und wird auch verkauft.

Viele Grüße Dein W.

8. AN FRAU GEHEIMRAT RATHENAU.

Neuhausen, 18. 2. 1892.

Liebe Mama,

... Na, ich habe auch jetzt eine Abwechslung. Es ist auf einmal hundekalt geworden. Gestern noch tränenfeuchtes Tauwetter mit hinschmelzenden Schneeflöckchen und heute gefroren, daß der Schnee quiekt.

Also Sonnabend war Kasinoball. Ein neues Vereinslokal in einem ganz alten Hause der „Kaufleutstube" wurde eingeweiht. Unten sind die Bierstuben, das Lesezimmer, die Küche, im ersten Stock ein großer, niedriger Saal und ein paar Zimmer. Der Flur, der Aufgang und die Saaldecke zeigen noch Spuren eines feinen Louis XV; die Schaffhauser entschuldigen sich

deswegen und weisen darauf hin, daß noch nicht alles habe erneuert werden können wie in den stilvollen Bierstuben, die vor braungelber Bahnhofsrenaissance glänzen. Zuerst natürlich Vorstellungen. Nr. 1: Das Klavier tut seinen gähnenden Rachen auf, und ein kleiner Junge von 10 Jahren kräht zwei Lieder. Währenddessen benahmen sich die Eingeborenen wie Menschen, wenn sie Musik hören. Nun ging ein rosageblümter Bettvorhang, der eine Ecke des Saales abschnitt, in der Mitte auseinander, und es wurde ein gemütliches kleines Stück gespielt. Leider fing dieses immer wieder von vorne an, wenn man anfing, sich auf den Schluß zu freuen. Es wurde aber ganz nett gespielt, der Dialekt ersetzt ein gut Teil Komik. Sobald wir über die glückliche Vereinigung der Liebenden in Sicherheit waren, dachte jeder an seinen Magen. Man stürzte in die Nebenzimmer, wo zwischen langen, bleichen Tischen und engen Stuhlreihen ein halb Dutzend Kellnerinnen mit verstörten Gesichtern wie die sieben Todsünden herumfuhren und sich in die Ohren tuschelten. Es dauerte auch wirklich fast dreiviertel Stunden, bis der erste Gang uns über die Kleider geschüttet wurde; dann aber kamen in regelmäßigen, wenn auch nicht kurzen Zeitabschnitten zwei weitere Fleischspeisen und ein Pudding. Später kam eine Vanillensauce und stellenweise Käse. Trotzdem fanden die Damen keine Zeit, bei Tisch die Handschuhe auszuziehen, selbst wenn es pechschwarze waren. Ich saß an der Tête eines langen Tisches und sah zwei endlose Reihen von rosa Kleidern und weißen Atlaskrawatten zu beiden Seiten. Aber kein einziges hübsches Gesicht. Der Schwerpunkt der Schaffhauser Schönheiten liegt im Gemüt (beiderlei Gestalt) und hauptsächlich in den Füßen. Diese sind sämtlich überlebensgroß und von solidester Bauart. Niemals kann die Tugend mit solchen

Füßen straucheln, aber sie kann dafür auch schwer damit tanzen. Ich habe bald es den Eingeborenen überlassen, ihren Damen eine Umdrehungsgeschwindigkeit zu erteilen, die von der Musik vollständig frei und unabhängig bleibt, wie es einem republikanischen Volke ziemt, und wartete in der Renaissance, bis alle Teile müde wurden. Leider dauerte das bis zum nächsten Vormittag. ...

Viele Grüße Dein W.

9. AN ERICH RATHENAU. Neuhausen, 14. 5. 1892

Lieber Erich!

Da Dein Schweigen chronisch wird, muß ich mich entschließen anzufangen.

Es wird hier furchtbar ungemütlich. Jeden Tag kommen neue Menschen, mit Guidebooks und gelben Schuhen, sitzen an meinem reservierten Platz, essen mit meinem Gäbelchen und lesen mir meine Zeitung weg. Ich muß auf das Essen warten, weil die Milch Zeit braucht, um sauer zu werden, und wenn ich die Treppe hinaufgehe, stolpere ich über das Gepäck. Ich habe einige Lust, auszuziehen; ich weiß nur nicht recht, wohin.

Außerdem ist es blödsinnig heiß am Tage und alles zusammen war es auf der Reise schöner.

Im Geschäft geht's zur Zeit hoch her; wenn man Schindler spricht, so glaubt man die sieben fetten Kühe Pharaonis zu sehen. Sie haben bis November 120 000 kg Aluminium zu liefern, davon 80 000 kg an staatlichen Bestellungen.

Mit dem großen Bild kommt, wie ich bereits schrieb, noch ein kleineres, und außerdem vier kleine Figürchen — (ich glaube, ich habe das alles schon geschrieben?).

Ich möchte mir die Haare ausraufen. Ich habe wieder einmal gegen meine Überzeugung etwas nicht gekauft. In Rom, bei einem Antiquar, dessen Namen ich nicht weiß, er wohnt aber am Tiber, wo sie alle wohnen, fand ich einen römischen Ritter aus dem XVIIten, wie ich ihn immer für unsern Korridor geträumt hatte. Er verlangte 100 Frcs.; das Ding war lebensgroß und aus Holz und so recht charakteristisch. Ich denke jeden Tag daran und ärgere mich. Ich hätte den Kerl braun beizen lassen und die Ornamente vergoldet; das hätte toll ausgesehen. Na, nu schreibe bloß nicht von nachbestellen; ich weiß, wie gesagt, die Adresse nicht.

Viele Grüße Dein W.

10. AN ERICH RATHENAU. Loch Katrine, 22. 8. 1892. (Schottland)

Lieber Erich!

Ich gratuliere Dir . . . Eigentlich hat Papa Dir ja schon geschrieben; mich veranlaßt hauptsächlich das Regenwetter, offen gestanden, in dessen kühlendem Wehen wir nachher auf einem vierspännigen Karren namens Coach abrutschen. Gutes Wetter gehört hierzuland zu den gern gesehenen Abwechslungen, deren Hauptreiz ist, daß sie selten sind. Aber das Land muß schön sein. Es ist so, wie man sich zu historischen Romanen eine alte Landschaft vorstellt, und so, wie Europa vor der Kultur vielleicht wirklich einmal ausgesehen hat. Grauer Himmel, feuchte Luft, viel Nebel. Wo der Boden es zuläßt, ist Wald, meist Laubholz von unglaublicher Rundung der Formen, gleichmäßig und tief grün. Um diese Zeit sieht man auf Meilen kein trockenes Blatt und kein gelbes Laub. Streckenweise richtige Eichenwälder wie in den Bilderbüchern. Wo kein Wald ist, ist kahle Heide, an allen Bergabhängen zwischen Felsen und kleinen Wiesen.

Bewaldete Berge gibt es wenig, und das ist gut. Die Täler sind sehr breit, mit weiten, runden Profilen; in der Mitte Seen mit klarem schwarzem Wasser.

Mir gefällt das natürlich sehr, schon weil man so wenig Menschen, Vieh und Häuser sieht. Papa findet dagegen jeden Tag neue Vorzüge der Schweiz und anderer schöner Gegenden heraus, und obgleich er nicht räsonniert, hat er sich in der Stille Schottland für alle Ewigkeit verschworen. Der schlimmste Moment war, als ein englischer Holzhändler erklärte, ihm wäre der Schwarzwald weit lieber als Schottland und alle Highlands.

Nun sitzen wir hier im Trossach-Hotel*), das nicht schöner ist, als auf dem Bilde hier, aber vom Keller bis zum Dach mit Menschen gestopft ist. Sie schlafen im Lesezimmer (auch nachts), auf dem Billard, im Rauchzimmer, ich glaube auch im Klavier, im Billard, in der Speisekammer und derem Gegenteil. Wir mußten noch froh sein, ein Dach über uns zu haben —, freilich ein klein bißchen zu dicht.

Heute abend kommen wir bis Oban, das liegt an der See; da wollen wir einen oder zwei Ausflüge machen, vielleicht auch nach Staffa und der Fingalsgrotte, dann über Glasgow zurück nach London. Dort werden wir vielleicht Freitag sein und in einem kleinen, aber guten Hotel wohnen, das zwar nicht sehr sauber ist und etwas abseits liegt, das aber, da wir auf etwas besseres Essen keinen Wert legen, uns ein deutliches Bild eines angenehmen englischen Gasthoflebens geben wird. Ich könnte Dir über unsern eigentümlichen Geschmack, unsere Sitten, unsere ökonomischen und sozialen Anschauungen, über unsere Lebensgewohnheiten bei Tag und Nacht manche be-

*) Die Vorderseite des Briefbogens zeigt ein Bild des Hotels.

herzigenswerte Details geben, aber ich spare das lieber auf.

Am 10ten reise ich nach Neuhausen; hoffentlich sehe ich Euch bis dahin noch.

Viele Grüße Dein W.

11. AN FRAU GEHEIMRAT RATHENAU.

Neuhausen, 29. 9. 1892.

Liebe Mama,

ich danke Dir für Deinen Glückwunsch; so wenig er heiter klingt, hat er mir doch viel Freude gemacht.

Du mußt nicht glauben, daß ich gegen Gefühle und Neigungen kämpfe. Aber das Leben unter leidenschaftlichen Menschen — die wir alle von Natur sind — hat mich vor dem Übermaß gewarnt. Das ist ein gutes und schönes Füreinanderleben, das keinen Enthusiasmus und keine Selbstvernichtung erstrebt, sondern sich in unerschütterlicher und wandelloser Gleichmäßigkeit der Zuneigung und in ruhiger aber rastloser Tätigkeit erhält und stärkt.

Aber den Ausdruck, die äußere Bezeugung, die liebe ich nicht. An ihrer Stelle soll die Überzeugung und die Sicherheit und das Vertrauen sein, die ihrem eigenen Wesen nach keine äußeren Zeichen wollen, geschweige brauchen. . . .

Es mag sein, daß ich in meiner Art extrem bin und auf Dich, die Du es nicht bist, mehr Rücksicht nehmen könnte. Aber da kann ich Dir nicht helfen. Es geht mir zu sehr gegen den Strich, und auch dieser Brief wird mir schwer, zumal der Ausdruck für diese Sujets dem Gedanken nie recht adäquat ist. . . .

Ich bitte Dich, dies alles für Dich zu behalten.

Und das wirst Du mir schließlich selbst zugeben: von wirklichen Sentimentalitäten macht man sich am besten frei. Denn was hätte ich heute für eine Misère! So aber fühle ich mich ruhig und zufrieden und graule mich vor der Arbeit und freue mich auf den Abend — wie an anderen Tagen.

So, und nun will ich meine drei andern Geburtstagsbriefe lesen.

Viele Grüße Dein W.

12. AN ERICH RATHENAU. Neuhausen, 9. 10. 1892.

Lieber Erich!

Tennis spielen ist eine gute Idee. Aber schade, daß es auf den Winter geht. Wo spielst Du denn?

Also das Heft hat sich gefunden? Aber eine zweite Enttäuschung: es ist nicht das richtige. Ich weiß nicht, ist es die erste Hälfte oder die zweite: die wichtigere ist es nicht. Die enthält als Hauptabschnitt die Elektrizitätslehre, daneben Optik, anorganische und organische Chemie, Fouriersche Reihen, Lehre von der Wärmeleitung, Mechanik, Potentialtheorie, kinetische Gastheorie und derlei pikante Lektüre mehr.

Nicht verstehen ist kein Fehler. Wenn ich zu Weihnachten komme (?), gehe ich das Zeug mal mit Dir durch. (?)

Sturms „Cours de mécanique" ist durchaus nicht das richtige Buch zum Lernen —, so vorzüglich es sonst ist. Das sage ich nicht allein, weil ich es mit habe. Es ist so weitläufig, daß es nur zum Repetieren taugt. Allerdings ist es glatt und fließend geschrieben wie ein Roman und jedmänniglich nützlich und erbaulich zu lesen. Arbeite nur Ritter gut durch. Dann fehlen Dir nur noch einige Paradestückchen, wie das Hamiltonsche Prinzip, die Lagrangeschen Differentialgleichungen etc.,

die Du in den ersten Kapiteln von Kirchhoff findest. Ein Kolleg mußt Du doch darüber hören.

Bücher schicke ich nächstens.

Gestern war ich in Zürich und wohnte in einem Hotel mit — Sarah Bernhard, die Sonnabend eine Vorstellung gab. Ich war nicht dort, zweitens, weil sie La Tosca spielte, und erstens, weil ein Billett 15 bis 20 Frcs. kostete. Aber als sie aus dem Theater kam und als sie am nächsten Morgen abreiste, sah ich sie. Sie sieht genau so aus wie auf der Bühne — dazumal. Ihr Generalstab besteht aus 14 Personen und sie hat 6000 kg. Gepäck, zwei Waggons voll! (Ein Trost für Mama!) Da sie in Nancy den Zug verpaßt hatte, kam sie in einem Extrazug um 7 Uhr abends an, während die Vorstellung um $^1/_2$8 anfangen sollte. Übrigens hat sie ein famoses Parfüm. Und ihre Kammerjungfern tragen ihre abgelegten Kleider.

Gestern war ich bei Meili's; sie behielten mich zu Tisch da, und wir gingen nachmittags spazieren. Ich finde sie alle beide sehr nett; besonders er ist ein höchst unterhaltender Mensch — und ein gutes Publikum. Nach einem sechsstündigen Beisammensein — das ich nicht abkürzen konnte — schieden wir (mit dem Gefühl der wechselseitigen Befriedigung). Sie lassen Euch vielmals grüßen und möchten gerne nächstes Jahr nach Amerika. —

Es ist fürchterlich spät und ich hätte auch so geschlossen. Viele Grüße Dein W.

13. AN FRAU GEHEIMRAT RATHENAU.

Neuhausen, 29. 10. 1892.

Liebe Mama!

Deinen Brief und Korb habe ich heute bekommen. Was für Quantitäten! — Aber widerstehen kann man dem nicht; so schicke ich Dir einen großen Haufen

Bücher. Hättest Du Dich etwas länger geduldet, so wären alle Maeterlincks dabei; so aber fehlen zwei, die ich Wegensteins geliehen habe. Es tut mir leid, denn ich weiß, Dir war es meist um sie zu tun. Na, wenn ich sie kriege, schicke ich sie nach, ebenso die „Anarchisten" von Mackay, die lese ich gerade. Aber die kriegst Du, glaube ich, auch in der Leihbibliothek. — Zu dem einen, Serres Chaudes, von eben dem Maeterlinck, muß ich eine Zusatznotiz machen, sonst gefällt er Dir womöglich aus Versehen nicht, oder Du hältst ihn für me— —, verrückt, meine ich. — —

Also Maeterlinck ist, was sie in Frankreich einen Symbolisten nennen. Das ist die Mode, die auf den Naturalismus folgt. Das heißt soviel wie ein Mystiker, der nichts von den Erscheinungen wissen will, die alle Welt sieht, die auf der Straße liegen, sondern „intime Seelenvorgänge", „unbewußte Stimmungen", „geheimste Regungen" erforschen und darstellen will, also kurz Dinge, die sich unter keiner Bedingung wiedergeben lassen, wenn man sie selbst glücklich einmal erhascht hat. Deshalb sind seine Gedichte nur eine Reihe zusammenhangloser Bilder, die auf verschiedene Weise eine gemeinschaftliche Stimmung ausdrücken. So unsinnig das aussieht, so liegt in den Dingern neben vielfacher Pedanterie ein enormes Talent: und manches seiner Bilder enthält mehr als eine landläufige Novelle an Phantasie, Empfindung und Gedanken.

— — Nach diesem Fragment eines deutschen Aufsatzes komme ich zum Gastmahl . . ., das ein Abendessen war und gestern abend stattfand. — —

Viele Grüße Dein W.

1893.

14. AN FRAU GEHEIMRAT RATHENAU

Neuhausen, 1. 1. 1893.

Liebe Mama!

Du meinst, es fehlt mir an Energie. Freilich, die Dinge lauten geschrieben nicht gar so schlimm, besonders wenn man nicht übertreibt und keine Superlative gebraucht. Du weißt auch nicht, was es heißt, Wochen und Monate, selbst wenn man sprechen will, wenn man sprechen muß, keinen Menschen zu haben, der hört und antwortet. Du weißt nicht, was Melancholie ist, außer aus Büchern, und Du weißt nicht, wie nach einer durchwachten Nacht eine Tretmühlenarbeit unter lauter feisten, grinsenden Beamtengesichtern aufreibt. Aber alles das ist es nicht, was mich hier zugrunde richtet. Wahrhaftig nicht. Dafür entschädigt mich, daß ich etwas fertig kriege, daß die Leute Respekt vor meiner Arbeit haben, und daß ich, nur durch Energie, auf einem Gebiete etwas leiste, auf dem ich talentlos bin wie eine Kuh. — Mich bringt es zur Verzweiflung, daß ich abhängig bin, und daß ich niemals einen Ausweg, niemals ein Ende sehe. Jeden Tag kontrolliert werden, Arbeiten bekommen, sich ausfragen lassen müssen, sich zu Bitten erniedrigen müssen, wo man glaubt Rechte zu haben, bisweilen zu Entschuldigungen; mit inferioren Menschen kollegial stehen — und bei allem seine Vorgesetzten zum Teil schätzen, aber nicht respektieren, zum Teil vollständig dedaignieren müssen —, das macht nach Jahr und Tag verrückt, wenn man seine Freiheit höher stellt als den Rest. Vielleicht wird das einmal anders. Vielleicht beruhige ich mich wieder, wenn ich unabhängig bin und nach meinen Ideen handeln kann. Wenn ich nicht mehr Sachen betreiben muß, weil man mir sie

aufgibt und obwohl ich sie für komplette Dummheiten ansehe.

Jedenfalls steht mir der Entschluß fest: Ich habe es übernommen, dieses Verfahren fertig zu machen, und ich werde es trotz jeder Schwierigkeit fertigbringen. Denn ich will, gleichviel was ich hinterdrein anfange, keine Halbheit auf meinem Wege liegen lassen. Darin liegt das, was ich Energie nenne.

Bin ich hiermit zu Ende, so will ich sehen, was sich mir bietet. Kann ich dann für andere Fabriken einrichten oder selbst eine leiten, so will ich versuchen, ob ich bei dieser Tätigkeit Unabhängigkeit und Gewissensruhe finde. Beamter bleibe ich nicht, und wenn mein Leben daran hängt.

Aber wenn sich für meine Ergebnisse keine Verwendung findet — und ich fange an, daran zu zweifeln —, was dann? Ja, was dann? Ich weiß es nicht. So sehr ich grüble, ich weiß es nicht. Ein anderer Beruf? Ohne neues Studium kann ich nur Lehrer werden. Aber das Professorentum mit seiner Kleinigkeitskrämerei, seiner Menschenanbeterei, seiner Klatschsucht ist mir, so oft ich es gegen Papas ungerechte Angriffe verteidigt habe, auf den Tod zuwider. Vor allem aber das Polytechnische, zu dem ich kommen müßte; das ist außerdem noch unwissend, ungebildet und unfähig. Und wie gesagt, für dieses Fach habe ich nun einmal kein Talent, das weißt Du so gut wie ich, während mir im technisch-geschäftlichen Leben einige Eigenschaften zustatten kommen: meine Fähigkeit, Menschen zu erkennen und zu durchschauen, mit Menschen zu verkehren, zu sprechen, zu schreiben und zu kombinieren.

Und ein neues Studium? Nein, solange ich nicht genug Geld habe, um es unabhängig zu treiben, nie und nimmermehr . . .

Aber, wie gesagt, das ist die ungünstigere Eventualität. Vielleicht findet sich in Amerika etwas. — Gerne gehe ich, wie Du weißt, nicht hinüber, aber das ist gleich, denn das vergiß nicht: des besseren oder schlechteren Lebens willen werde ich niemals einen Entschluß fassen oder ändern. Was mich treibt, ist mein Freiheitssinn und mein Gewissen mir selbst gegenüber.

Ich werde nun auch über diesen Gegenstand nichts mehr schreiben, denn Du weißt jetzt alles, was ich Dir sagen kann.

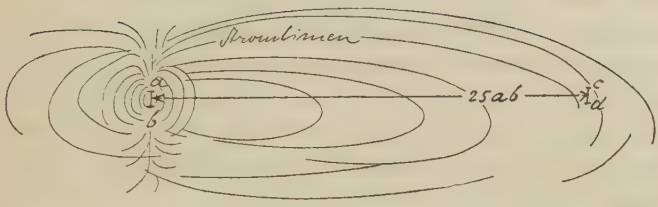
Heute morgen versuchte ich in Radolfzell auf dem Untersee Schlittschuh zu laufen. Ich konnte fast nichts mehr. Bei dem duckmäuserigen Leben wird man friedlich wie Stubenluft und verlernt jeden Sport. Was ist aus mir geworden! Viele Grüße Dein W.

1894.

15. AN ERICH RATHENAU. Berlin, 12. 8. 1894.

Lieber Erich!

Ich habe mit der Beantwortung Deines Briefes so lange gewartet, weil ich die Absicht hatte, in Deiner telegraphischen Sache ein paar Versuche zu machen. Ich ging von der Ansicht aus, daß die Ausbreitung der Stromlinien im Wasser in ganz kleinem Maßstabe schon hinreichend studiert werden könne. Heute habe ich mit Rubens in einem großen Holzbottich ein paar interessante Versuche gemacht, die zwar noch nicht entscheidend sind, aber doch ganz weite Perspektiven eröffnen. Wenn a, b die Primärzuleitungen des Stromes im Wasser bedeuten (Kupferplatten etc.) und c, d die sekundären Empfangsplatten (auf einem Schiff etc.), so ist bei einer Entfernung = 25—30fachem a b eine Wirkung unter ungünstigsten Verhältnissen noch deutlich wahrnehmbar.



c d war ungefähr — $^1/_2$ a b. Der Strom in c d ungefähr 1/1 000 000 dessen in a b.

Wenn also a b = 10 km gesetzt wird, der Strom = 10 Amp., so würde man auf eine Entfernung von 300 (!) km noch 1/100 000 Amp., also eine sehr wohl meßbare Stromstärke haben. Wenn wir uns nicht mächtig verhauen haben, halte ich die Sache für enorm bedeutend. Ich träume schon von transatlantischer Telegraphie ohne Kabel. Du siehst, daß Deine richtige Konjektur bezüglich der Ursache (Leitung statt Induktion) hier vielleicht zu einer wichtigen Anwendung führt. Auch Papa interessiert sich für die Sache und wünscht, daß Du die Untersuchung fortführst. Morgen bin ich in Bitterfeld; wenn ich Mittwoch dazukomme, will ich mal mit Wechselstrom probieren.

Na, wie ist Oban? Hat sich Jona und Staffa nicht gelohnt? Warum bist Du nicht nach Inverneß gegangen? Hier regnet es jeglichen Tag — gottlob. Mama mopst sich in Mürren und schreibt mürrische Briefe.

Viele Grüße W. R.

1896.

16. AN GEHEIMRAT RATHENAU. New York, 26. 6. 1896.

Lieber Papa!

Seitdem ich zum erstenmale schrieb, habe ich den größten Teil meiner Besuche gemacht. Es ist jetzt sehr schwer, die Leute zu treffen; die meisten sind auf

dem Lande oder in Europa, einige sind krank und andere nicht aufzufinden. Villard habe ich gesehen und war einen Tag auf seinem Landhaus, wo ich seine Frau und die Familie Schurz kennenlernte. Die Frau ist sehr viel feiner als er, sehr liebenswürdig und unterhaltend. Sie gab mir eine überaus kordiale Einführung an ihren Bruder in Boston.

Auch Adams war sehr freundlich und gab mir Empfehlungen für Niagara. Wahrscheinlich werde ich auf ein Telegramm hin schon morgen auf einige Tage dorthin gehen.

Soviel ich bis heute übersehen kann, scheint es sehr schwer, im gegenwärtigen Moment amerikanisches Kapital für irgend etwas zu interessieren. Abgesehen von der Stagnation hat der Karbidschwindel, durch den viel Geld verloren ist, die Leute sehr zurückhaltend gemacht. Für Karbid ist die Meinung hier unter allem Hund, nachdem die Feuerversicherungsgesellschaften dagegen sehr energisch Front gemacht haben. Meine Ansicht wird hierdurch aber nicht beeinflußt.

. . . Ich hoffe mit Edison über Bußmanns Angelegenheiten zu sprechen. Tesla sagte mir, daß er mit seinem neuen Licht noch lange nicht fertig ist; er glaubt nur, einen Fortschritt gemacht zu haben.

Die bodenlose Hitze wurde durch zwei Regentage unterbrochen, fängt aber jetzt mit erneuten Kräften an. Ich finde, daß man sich daran gewöhnt, wenn man es durchsetzt, nichts zu trinken und viel zu baden.

Über New York habe ich nichts hinzuzusetzen. Die Hochbahn ist ein vorzügliches Verkehrsmittel und hat die Straßen, wie ich von allen Seiten höre, nicht entwertet, sondern gehoben. Außerhalb der Stadt wird ein neues Bahnsystem (komprimierte Luft in eisernen Zylindern aufgespeichert) probiert. Ich kann mir nicht

denken, daß die Sache geht. Die Untergrundbahn ist in den letzten Wochen durch gerichtliche Entscheidung in NY endgültig verboten worden. — Sonstige Neuerungen sieht man nicht.

Mit bestem Gruß Dein W.

1900.

17. AN GEHEIMSEKRETÄR PUCHE, BERLIN.

Berlin, 13. 1. 1900.

Sehr geehrter Herr!

Entsprechend unserer gestrigen Verabredung beehre ich mich, Ihnen nachfolgend Überschrift und Inhalt des Vortrages am 8. Februar zu überreichen.

Vortrag
des Herrn Dr. Walther Rathenau
unter Assistenz des Herrn Grafen Arco, Ingenieur der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft
im Postmuseum
über
Elektrische Alchimie.
(Elektrochemie und verwandte Gebiete mit Vorführungen.)

Inhalt:

Elektrizität und feste Materie.
Darstellung neuer Metalle und Verbindungen:
Aluminium
Carbid und Acetylen
Natrium
Magnesium.
Elektrizität und Gase:
Blitzerscheinungen
Hochspannungsphänomene.
Elektrizität und Äther:
Becquerelsche Strahlen.
Ein unentdecktes Element: Radium.

Elektrochemische Lichterzeugung:
Nernstlampe.

Bezüglich der Überschrift wird, wie ich hoffe, obiger Kompromiß alle Zweifel beseitigen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Dr. W. Rathenau.

1903.

18. AN FRAU GEHEIMRAT RATHENAU.

Westerland, 24. 8. 1903.

Liebe Mama!

Übermorgen ist Erichs Geburtstag. Ich habe mich entschlossen, an diesem Tage nicht in Berlin zu sein. An Einsamkeiten fehlt es hier nicht, und den wenigen Menschen, die ich kenne, weiche ich auch sonst aus.

Ich habe K. genau angegeben, was ich für das Grab getan haben möchte. Einen Kranz von blühendem Heidekraut, das hier die ganze Insel bedeckt, habe ich vor einigen Tagen abgeschickt.

Ich hoffe, daß Euch der Tag nicht allzu schwer wird. Erinnerung haftet nicht an Tagen. Erinnerung ist auch nicht Geisterkult.

Ich habe den armen Jungen gern gehabt, wie Einer, und ihn sehr gut gekannt, vielleicht besser als irgend jemand. In seinem Sinn ist es, daß man sich an ihn erinnert und sein Bild lieb behält, und das geschieht, solange wir leben; aber nicht, daß man sich aufreibt in Kasteiungen . . .

Gruß W.

19. AN PROFESSOR REINHOLD LEPSIUS, BERLIN.

Berlin, 20. 10. 1903.

Sie haben mir eine große Freude gemacht, mein lieber und verehrter Freund. Ich danke Ihnen von Herzen. Diese Seiten sind herrlich. Die Welt unsrer

Epoche im Hohlspiegel! Im dreifachen Blick der Geisterkräfte erschaut! Geprüft, gesichtet und begnadigt.

Das Blatt bewahr' ich als ein Zeichen freien Geistes und freundlicher Gesinnung.

Ich grüße Sie herzlich W. Rathenau.

1904.

20. AN OTTO VON LEIXNER, BERLIN. Berlin, 6. 3. 1904.

Verehrter Herr von Leixner!

Für Ihr freundliches Gedenken herzlichen Dank. Wäre ich freier gewesen, so hätte ich Sie aufgesucht. Ich verschiebe es auf April, denn die zweite Märzhälfte nehme ich notgedrungen Urlaub.

Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich mich Ihrer Initiative nicht anschließe. Vielem stimme ich bei, aber ich halte nicht viel von „Maßnahmen". Ich fühle mich, zumal wenn ich aus fremden Ländern heimkehre, in Deutschland ohnehin zu sehr obrigkeitlich behütet. Für mein Empfinden sollte aller Einfluß des Staates oder der Gemeinschaft auf die Sittlichkeit des Einzelnen den Weg über die aktive — nicht prohibitive oder protektive — Erziehung nehmen.

Übrigens bin ich nicht zuständig. Verzeihen Sie ein Bekenntnis: Niemals hat ein Bild oder ein Wort meine Sinne erregt. Das ist bei mir nur möglich durch einen Zusammenklang seelisch-sinnlicher Wirkungen, die nur von der Natur ausgehen. Vielleicht ein Atavismus; denn im Süden und Osten habe ich diese Veranlagung allgemein gefunden. Diese Artung, die ich weder besonderer Reinheit noch besonderer Abstumpfung zuschreiben darf, macht mich jeder „sittlichen Entrüstung" unfähig (in unserem Sinne).

Wenn etwas geschehen soll, so möchte ich lieber alle Menschen immunisiert als alle Bazillen getötet sehen. Nirgends fand ich so raffiniert sinnliche Darstellungen wie in Pompeji, und nirgends war ich so überzeugt davon, daß alle diese Dinge die Beschauer weder reizen konnten noch sollten.

Ich hoffe, daß die abweichende Meinung mich Ihnen nicht entfremdet, und grüße Sie in Verehrung und Ergebenheit

W. Rathenau.

21. AN FRANK WEDEKIND, MÜNCHEN. Berlin, 11. 10. 1904.

Sehr geehrter Herr Wedekind!

Sie haben mir eine große Freude gemacht. Daß Sie dies Buch gelesen haben, ist weit mehr als ich hoffte; ich danke Ihnen herzlich.

Güte macht unbescheiden. Hier sind zwei Aufsätze, die meiner heutigen Denkweise näher stehen, als die Sachen aus den neunziger Jahren. Ich schicke sie nicht, um Ihre Feder zu bemühen, so sehr auch Ihre guten und allzu nachsichtigen Worte mich erfreut haben. Aber es macht mich sehr stolz, zu denken, daß ein Geist, den ich seit Jahren bewundere und mit keinem deutschen Zeitgenossen mehr vergleiche, Zeit findet, ein paar Kurven meiner Deduktionen zu durchlaufen.

Es war für mich ein glückliches Ereignis, daß ich Sie begrüßen durfte, und es würde mich schmerzen, wenn es nur ein Ereignis bliebe. Deshalb halte ich Sie an Ihrem Versprechen, mich wieder aufzusuchen, fest, und warne Sie, daß ich selbst zuweilen, wenn auch nur unstet, nach München komme.

In aufrichtiger Ergebenheit W. Rathenau.

22. AN FRANK WEDEKIND. Berlin, 21. 11. 1904.

Sehr geehrter Herr Wedekind!

Ich möchte Ihnen viel danken und viel schreiben. Verzeihen Sie deshalb die ungewohnte Fassung und das „gelind Papier" meines Briefes. Daß Sie mich über Verdienst behandeln, tut mir sehr wohl; aber daß Sie mir so viel Nachdenken und Mühe gewidmet haben, macht mich stolz und froh.

Form. Sie haben sicher wahrgenommen, daß unsere Muttersprache mir diesmal unhold war. Das Wort „Zweckmensch" hat sie mir bewilligt, den Gegennamen versagt. „Zweckfreier", „Daseins-" oder „Gegenwartsmensch", „naiver Mensch", „Augenblicksmensch" — alles das mußte als halbfalsch und unverständlich verworfen werden. Der Gegensatz „klug" und „stark" blieb übrig und ist doch unzulänglich. „Klugheit" ist natürlich mehr „prudentia" als „sapientia"; Stärke „virtus" mehr als „fortitudo".

Dummheit. Der Gegensatz des „Klugen" (in meinem Sinne) ist nicht der Dumme, sondern der Unkluge. Unter „Dummheit"*) möchte ich Dumpfheit des Sinns, Urteils und Verstandes mir vorstellen. Ist der Starke dumm, so ist's ein Junker; ist der Zweckmensch dumm, so ist's ein Schlaumeier. „Dummheit" und deren Physiologie — die Anregung ist mir viel wert — kann daher nicht ein Teil meines Bildes sein, sondern eine Neutraltinte, die die Kontraste gleichmäßig abschattiert.

Der Starke. Gewiß, ein Idealbild! Wie auch sein Gegenpart. Denn beide sind „Polaritäten", wenn ich so sagen darf, wie warm und kalt, positive und negative Elektrizität und ähnliche Kontraste. Die

*) Der etymologische Sinn ist „taub", „stumm".

absoluten Pole sind undenkbar, und alle Specimina sind Stufen. An die Brust schlagen mögen wir daher alle — et moi pas mal. Dennoch gibt es und kennen wir königliche Exemplare, aller Anbetung und alles Zornes würdig.

„Ich ließe wohl mich rühren, glich' Ich Euch:
Mich rührten Bitten, bät ich um zu rühren.
Doch Ich bin standhaft wie des Nordens Stern,
Des unverrückte, ewig stete Art
Nicht ihres Gleichen hat am Firmament.
So in der Welt auch. Sie ist voll von Menschen,
Und Menschen sind empfindlich, Fleisch und Blut.
Doch in der Menge weiß Ich Einen nur,
Der unbesiegbar seinen Platz bewahrt,
Vom Andrang unbewegt. Daß Ich der bin,
Auch hierin laßt es mich ein wenig zeigen,
Daß Ich auf Cimbers Banne fest bestand,
Und drauf besteh': daß er im Banne bleibe."

Akt III Sc. 1.

Der Furchtmensch. Nur ein idealer Leser und Divinator konnte fühlen, daß ich ihn liebe. Schon um Gottes Gerechtigkeit willen. Ist Er denn nicht der einzig Unglückliche? Und ist nicht Schmerz der — einzige Adel? Sind nicht Luzifer und Prometheus die höchsten Menschenträume? Sind nicht olympische Götter — und Menschen — kalte herzlose Idole?

Lassen Sie mich eins vertrauen, was ich glaube, nicht behaupte: Alles Geniale ist engste Mischung der beiden Elemente. Woher sonst das Rezeptive, Divinatorische, das Mitklingen aller Schmerzen? — Und alle Profile beweisen's. Die Griechen waren Furchtmenschen, das habe ich gesagt . . .

Kunst. Die Kunst haben sie erfunden, aber nicht zur Erhabenheit geführt. Ist das klar genug aus-

gesprochen worden? Ich fürchte, nicht recht. Zweckmenschenkunst ist die assyrische, die byzantinische, die arabische, die französische. (Die Neolatiner sind die Typen der Zweckmenschen. Denken Sie: Rumänen, Argentiner, Süditaliener! Die Franzosen sind es g a n z seit der Revolution, die den fränkisch-germanischen Adel vernichtet und den keltischen Pöbel erhoben hat.) — Erzvertreter der Zweckmenschen. — Kunst: Zola, Manet.

Von diesem Gesichtspunkte ist zu erkennen, wie schief die Unterscheidungen waren, mit denen man sich ehemals quälte: „naiv" und „sentimentalisch" sind kleine Einzelgebiete der Kontinente „zweckhaft" und „frei".

D e r G r u n d g e d a n k e. Wenn ich das erste und letzte meiner Bekenntnisse zusammenfassen soll, so ist es dies: Nicht Tugend und Laster, nicht Geist und Ungeist, nicht Wille und Trägheit, nicht Leidenschaft und Phlegma — kurz k e i n e s der je erwogenen philosophischen Prinzipien entscheidet das innerste Wesen und den tiefsten Kern der menschlichen Natur, sondern lediglich das eine: Mut und Furcht.

Diese Trennungslinie geht durch die ganze belebte Schöpfung. Es gibt angreifende Tiere und flüchtende Tiere. Und alle Pflanzen, des bin ich sicher, sind Furchtwesen. Vielleicht (eine gleichgültige und rationalistisch seichte Hypothese) waren die Vorfahren der Furchtmenschen pflanzenfressende, die andern fleischfressende Geschöpfe.

A n a l y s e d e r G e g e n w a r t. In diesem Punkt muß ich Sie, fürchte ich, enttäuschen. Mein Bild hat vielleicht nicht die großen Züge, die Sie erwarten.

Der Starke hat in dieser Welt nichts mehr zu schaffen. Käme Herkules und Ajax wieder, so fänden sie

ihr Brot nur noch als Athleten. Thersites aber, und allenfalls Ulyß, spreizten sich als hundertfache Millionäre. Nicht einmal den Krieg im Osten entscheidet persönliche Tapferkeit: sondern die Klugheit des Schiffskonstrukteurs, des Verpflegungsorganisators; Disziplin, die auf Furcht beruht — und Geld.

Das bürgerliche Leben aber wird einzig und allein vom Verstande beherrscht. Der Kluge kombiniert und organisiert, arbeitet, strebt und erwirbt.

Was bedeuten heute die adligen Nachkommen und Erben der Starken? Als Schatten sitzen sie auf den letzten Thronen, kommandieren ein paar Exerzierplatztruppen und „bekleiden" Hofchargen. Die wahre Macht halten die klugen Emporkömmlinge. Vanderbilt, Rockefeller, Carnegie, Krupp sind die Könige und das Schicksal unserer Zeit. Kein Xerxes und Attila ist so angebetet worden und hat so effektive Macht besessen. Wie ein brünstiges Tier stürmt die Epoche in die Sklaverei des Plutokratismus.

Jene Antiken konnten jeden einzelnen Menschen töten. Das können unsere Dynastien freilich nicht: Aber sie können Zehntausende Hungers sterben lassen. Sie können auch den Purpur nicht auf eignen Schultern tragen: Aber sie können jeden Strohmann damit behängen und ihm Krieg und Frieden diktieren. Wer hat den Transvaalkrieg geführt? Lombardstreet. Wer führt den Japanerkrieg? Lombardstreet und Wallstreet.

Sind wir nun rettungslos diesem scheusäligen Ende verfallen? — Ein paar Trostgründe habe ich angeführt. Wichtig aber scheint mir eines: Öffnet den Menschen die Augen. Laßt sie erkennen, welcher Sklaven Sklaven sie sind. Lehrt sie das Lied von Furcht und Zweck und Verstand und Macht, — und sie werden sich helfen.

Zweckfreie Völker gibt es nicht mehr. Die besten sind noch: Schweden, Angelsachsen, Holsteiner, Friesen, Franken, Alemannen. Aber die bedrücktesten beginnen, sich ihrer selbst zu erinnern. Sie empfinden den Druck und Schmerz —, aber natürlich lokalisieren sie ihn falsch. Sie wenden sich instinktiv gegen Bourgeoisie oder Besitz, oder Verfassung oder Börse oder Industrie oder Juden — alles richtig, und alles falsch! Gegen die Klugen, gegen die Zweckhaften, gegen die heute Mächtigen wollt Ihr Euch wappnen — und getraut Euch nicht, es auszudenken und auszusprechen — weil — Klugheit, Zähigkeit, Geschäftigkeit und Fleiß auch E u c h noch heute als T u g e n d e n gelten!!

Z u m S c h l u ß u n d z u r R e c h t f e r t i g u n g. „Unabhängig von aller Ethik" — dies hab' ich sicherlich schlecht ausgedrückt, vielleicht falsch gedacht. Was ich selbst stark und mit ungeheurer Bewegung empfunden habe, das habe ich am Ende nur der Größe des Werkes zu verdanken, das wie die Natur selbst alle organischen Interpretationen zuläßt und doch nach anderen, eigneren Gesetzen entsteht. Wenn ich denke, wie der Erdgeist auf mich wirkte: Wie ein Naturvorgang voll Gesetz und Notwendigkeit rollte die Handlung nieder, die Menschen schöne Bestien, die Vorgänge Hahnenkämpfe, Schlangenopfer, Raubtierbrünste, die Entwicklung ein Sturzbach, der unaufhaltsam dem letzten Katarakt entgegenstürmt — da waren alle alten Fragen von Gut und Schlecht, von Recht und Unrecht ausgelöscht und verflüchtet. Daß auch so nebenher die alte Moral zu ihrem Erbteil kommen konnte, wenn Menschen nur den innern, nicht den äußern Gesetzen gehorchten, ward kaum bemerkt. — Gleichviel: Mag ich in diesem Punkte irren: das unberufene Gesamturteil halt' ich mit Überzeugung

aufrecht. Und weiß: Es ist schwerer, Werk und Menschen ganz zu begreifen als zu lieben.

Nochmals Dank. Vergessen Sie mich nicht ganz. Denn ich habe den aufrichtigen Wunsch, Sie wiederzusehen und — verzeihen Sie der Menschensucht — kennenzulernen.

Mit ergebenstem Gruß Ihr W. Rathenau.

1905.

23. AN FRANK WEDEKIND. Berlin, 9. 10. 1905.

Verehrter Herr Wedekind!

Ihre gewaltigen drei Szenen habe ich mit Bewunderung gelesen.

Ihre Auffassung ist organisch und daher Wahrheit. Für mich bleibt (in der Spezialfrage der „Dirnenverachtung") folgende Kette wahr:

I. Die Eifersucht des Mannes verlangt Monogamie des Weibes.

II. Da alle Kongregationen, die sich einem Gesetz unterwerfen, die Ungebundenen hassen,

III. so rächt das monogame Weib an der Dirne die männliche Eifersucht,

IV. während der Mann untätig zusieht und im Interesse seiner eifersüchtigen Wünsche dem gebundenen Weibe die Prämie gestattet.

Grundproblem bleibt mir somit die männliche Eifersucht. Ich halte sie für die säkulare Erinnerung der Rasse an kampfentrissene Weiber, sie ist daher Wut.

Die Eifersucht der Weiber ist dagegen, wie mir scheint, kein Instinkt, sondern akzidentelle Reaktion: Entbehrung und Mißgunst. Daher ist sie nicht tragisch.

Auf baldiges Wiedersehen!

Ihr sehr ergebener W. Rathenau.

1906.

24. AN FRANK WEDEKIND. Berlin, 2. 4. 1906.

Lieber Herr Wedekind!

Ihnen und Ihrem verehrten Fräulein Braut spreche ich meinen herzlichsten und aufrichtigsten Glückwunsch aus.

Von allen Aprilüberraschungen war es mir die erfreulichste, die alte Institution der monogamischen Ehe von Ihnen sanktioniert zu sehen, was mir für den Fortbestand dieser abendländischen Gewohnheit nicht ohne Wichtigkeit erscheint.

In der Hoffnung, Sie bald zu begrüßen

Ihr aufrichtig ergebener W. Rathenau.

25. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD. 11. 4. 1906.

Meine liebe und verehrte gnädige Frau!

Lassen Sie mich Ihnen herzlich für Ihre freundliche Sendung danken. Ich werde das Buch lesen mit allem Respekt vor einer alten und reichen Kunst und mit doppelter Hingebung, weil es Gedanken enthält, die zum Teil die Ihren sind.

Was uns in Meinungen trennt, das darf, hoffe ich, uns freundliche und freundschaftliche Stimmungen nicht trüben, am wenigsten, wenn es offen ausgesprochen wird. Wollen Sie mir diese Freiheit gestatten?

Was mir an Ihren Auffassungen fremd erscheint, ist das überwiegend Ethische, die Freude an der Bewertung, am Ziel, ja am Zweck.

Mir ist das Ethische nur ein Teil — und nicht der liebere — des Geistigen; und Begriffe wie Gerechtigkeit, Vervollkommnung, Endziel schätze ich nicht so hoch wie Sie.

Erstrebenswerter für den Einzelnen — wenn vom

Erstreben gesprochen werden muß — scheint mir mehr als die Vollkommenheit: die Harmonie.

Wir sahen uns gestern im Konzert, so darf ich das Bild wieder einmal aus der Musik nehmen, die mir das Symbol der Symbole ist. Da deucht mir folgendes:

1. Wir sind nicht Komponisten, sondern Musikanten. Da mag denn jeder sein Instrument so schön spielen, wie er kann; auch Variationen sind ihm erlaubt, wenn nur alle Saiten klingen! Alle Instrumente sind gleich nötig, auch die Piccoloflöte — nur muß sie keine Viole d'Amour sein wollen: für die Harmonie sei keiner besorgt; die schafft ein anderer.

2. Wenn die Musik, die wir machen, der Abklang einer höheren ist — um so besser. Das darf uns nicht hindern, unser Stück brav und ordentlich zu spielen, und wenn auch unser Part lange Pausen und wenig Koloraturen hat.

3. Ein schlechtes Instrument ist ebenso schlimm wie ein schlechter Spieler. Gleichviel, wer es verstimmt hat. (Das hab' ich neulich mit anderen Worten — vielleicht etwas maßlos — ausgesprochen.)

4. Das Allegro ist nicht der Zweck des Adagio, und das Finale ist nicht der Zweck der Einleitung. Sie folgen aufeinander ihrer eigenen Schönheit wegen. Nicht einmal ist die Auflösung der Zweck der Dissonanz.

5. Wenn ein braver Musikant einen Abend lang seine Schuldigkeit getan hat, und der Dirigent wollte ihn höhnen oder von neuem in die Schule schicken, weil sein Instrument ein bescheidenes und sein Ehrgeiz schwach wäre — so täten sie mir beide leid: der Musikant und der Dirigent. — —

Ich fürchte, daß dieser kleine Leitfaden des Kontrapunkts Ihnen, meine liebe gnädige Frau, verglichen mit den Lehren des Ganges und Indus, abgeschmackt und erbärmlich erscheint. Aber ich darf mich nicht

besser machen, als ich bin. Und auch der Sonnenaufgang wird auf sich warten lassen, wenn nämlich es die Sonne der reinen Ethik sein soll, oder gar die Sonne der vollkommenen Reinheit.

Weil ich mir aber bewußt bin, auf meiner armen Maultrommel nach Kräften und Überzeugung mein Stücklein zu verüben, so hoffe ich dennoch, daß Sie mir wieder einmal gestatten werden, eine Stunde lang Trio zu üben.

Ich grüße Sie beide aufs herzlichste.

In Verehrung und Ergebenheit der Ihre

W. Rathenau.

26. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD. Berlin, 20. 6. 1906.

Meine liebe und verehrte gnädige Frau!

Der Berliner Stempel Ihrer lieben Sendung hatte mir die Hoffnung erweckt, Sie noch hier zu treffen; von meiner gestrigen Abendexpedition brachte ich indessen nur Ihre Adresse nach Hause.

Herzlichen Dank für dies schöne und verehrungswürdige Buch; ich lese es langsam und mit andächtiger Freude. Manchen Gedanken sehe ich bestätigt, aber im letzten kann mich der alte Inder nicht vollkommen gewinnen.

Wenn unsere großen Geister die Erscheinungswelt so innerlich kalt betrachtet hätten, so wären alle großen Werke der Kunst nicht entstanden. Nur die leidenschaftliche Liebe zu den Dingen schafft die Taten der Genialität, und in solcher Liebe liegt inbegriffen die Ahnung dessen, was dahinter steht: des Gesetzes. Maja ist nicht die Gauklerin, die uns über die Mächte täuscht, sondern die Sibylle, die sie enthüllt. Nur der Zweckmensch zerbricht den goldenen Spiegel, um zu sehen und zu erlangen, was dahinter steckt.

All dieses Bewerten, Abschätzen und Vertauschen der Welten, dieses Streben, Entwickeln und Höherwollen erscheint mir in seiner Absichtlichkeit orientalisch-zweckhaft. So groß die Entsagung und Weltverachtung dasteht: Ich meine, alle innerlich reichen und wunschfreien Menschen müßten Goethe folgen, und alle friedlosen und zweckhaften Buddha.

Sie haben mir gestattet, in diesen Fragen offen meine Empfindung auszusprechen, deshalb glaube ich, Sie nicht zu verletzen, wenn ich mit allem höchsten Respekt vor diesen Weisen einen Teil meiner Freiheit wahre.

Ich wünsche Ihnen und Ihrem Gemahl die schönsten Sommertage. Ich selbst habe meinen Teil dahin; ich war in Griechenland und habe von der Durchquerung des Peloponnes die herrlichsten Erinnerungen.

In Verehrung und Ergebenheit Ihr W. Rathenau.

27. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD. Berlin, 21. 8. 1906.

Meine liebe gnädige Frau!

Es ist nicht Höflichkeit, wenn ich in eiligen Worten Ihnen für die Freude an Ihrem schönen Brief danke. In Ihrem letzten Schluß treffen wir zusammen: Lassen Sie uns an demjenigen Unfaßbaren genügen, das sich im Faßbaren verkündet.

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!"

Eines sind Sie mir schuldig geworden, den dunklen Punkt (die Einzahl ist Nachsicht) müssen Sie mir nennen. Wird es das sein, was ich so oft schmerzlich

vernehmen muß: Herzenskälte und Hochmut? Ich glaube, Sie kennen mich besser. Aber was es sei: Ihr Empfinden ist freundschaftlich und kann mich nie verletzen.

Griechenland war herrlich.

Von den Wundern des Peloponnes will ich Ihnen noch erzählen. Jetzt denke ich an die Nordsee, die soll mir im September den Berliner Staub wegspülen.

Ich wünsche Ihnen beiden einen schönen Herbst und grüße Sie herzlich

Ihr W. Rathenau.

1907.

28. AN STAATSSEKRETÄR DR. B. DERNBURG, BERLIN.

Berlin, 15. 11. 1907.

Lieber Freund!

In der Aufzeichnung, die ich Ihnen heute überreiche, habe ich versucht, die Ergebnisse unserer ostafrikanischen Studien zusammenzufassen. Ich habe darauf verzichtet, die niedergelegten Ansichten zu beweisen und entgegenstehende zu widerlegen. Das Material an Tatsachen und Zahlen, Beobachtungen und Berechnungen, das uns als Rohstoff diente, ist jederzeit zur Hand, und der wahre Beweis, das, was einer Überzeugung Leben und Gewißheit verschafft, liegt nicht im Dialektischen, sondern in der Anschauung.

Die Gedanken der beifolgenden Blätter sind Ihnen nicht fremd. In der Morgenfrühe der Märsche, an den Abenden vor unseren Zelten, auf den Bahnstrecken von Uganda, auf den Fahrten über den Victoriasee und den Indischen Ozean sind in langen Stunden des Wechselgesprächs diese Sätze aufgetaucht, geprüft, gebilligt, manchmal verworfen und wieder hervorgesucht worden. Was ein jeder von uns zuerst angeregt oder ausgesprochen, das kann und soll heute nicht mehr ermittelt werden. Vereint, wie sie entstanden,

mögen unsere Meinungen niedergelegt bleiben als ein Zeugnis gemeinsamer Arbeit, Sorge und Zuversicht. Möge das, was unsicher und unvollkommen hier ausgesprochen wurde, zur Wahrheit und Zulänglichkeit erwachsen, und dem ostafrikanischen Lande, seinem Volke und seinen deutschen Beschützern zum Segen gedeihen.

Freundschaftlichst der Ihre W. Rathenau.

29. AN DR. MEISSNER, BERLIN. Berlin, 26. 11. 1907.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich empfing Ihre freundlichen Zeilen vom gestrigen Tage und habe von Ihrer Arbeit mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen. Folgende Gedanken möchte ich empfehlen an die Spitze der Betrachtungen zu stellen.

Die älteren Industrien befaßten sich mit der Herstellung einzelner Produkte nach Maßgabe des Bedarfes, der vom Konsumenten geschaffen wurde. Gruppen von Produkten wurden zusammengefaßt und von den ausgedehnteren industriellen Unternehmungen erzeugt, so in der Maschinenfabrikation, in der Textilindustrie und der chemischen Industrie u. a. Immerhin bestand aber das Wesen einer jeden dieser einzelnen Industrien nur in der Fabrikation marktgängiger Produkte, die dem Konsumenten zu beliebiger Verwendung überwiesen wurden. Die Industrieform war die Fortsetzung des alten Handwerks mit dem Fortschritt der Arbeitsteilung, der Massenanfertigung und der Verwendung mechanischer Kräfte.

Bei der Schaffung der angewandten Elektrotechnik handelte es sich um die Entstehung eines neuen Wirtschafts-Gebietes und um eine Umgestaltung eines großen Teils aller modernen Lebensverhältnisse, die

nicht vom Konsumenten ausging, sondern vom Produzenten organisiert und gewissermaßen aufgezwungen werden mußte. Die Länder, die die Entwicklung den Konsumenten überließen, konnten ein solches Wirtschaftsgebilde nur unvollkommen und aus zweiter Hand erhalten. Die Elektrizität in ihrer heutigen Zentralisation dagegen entstand eigentlich in Deutschland, einem weder kapitalistisch noch geographisch hierzu besonders prädisponierten Lande, während in Amerika die elektrische Industrie zwar infolge des enormen Konsums einen lebhaften Aufschwung nahm, aber doch immerhin bis in die jüngere Zeit die Form der älteren Industrien, wenn auch in größten Dimensionen, beibehalten hat.

Daß in Deutschland diese Schöpfung möglich war, basiert auf der technischen Schulung des Landes und seines Menschenmaterials, auf der weitgehenden Disposition der Initiatoren und auf einer sehr gesunden Geschäftspolitik desjenigen Instituts, in dem sich diese Entwicklung verkörpert.

Die Elektrizität ist, wie gesagt, keine Industrie, sondern ein Industriekomplex, ein Wirtschaftsgebiet. Sie umfaßt Beleuchtung und Kraftübertragung, Verkehrsunternehmungen, Maschinen-Industrien, Dampfmaschinen-Industrien, Zentralisation und Dezentralisation von Krafterzeugungen und Kraftverteilungen, und greift in nahezu alle übrigen und vorhandenen, bekannten Industrialgebiete über.

Die Elektrizität konnte sich daher nicht darauf beschränken, lediglich Produkte zu Markte zu tragen, sie mußte ihre eigenen Bedürfnisse schaffen und ihre eigenen Anwendungen unter eigener Verantwortlichkeit, unter Schaffung und Kontrolle neuer, manchmal außerordentlich fernliegender Unternehmungen erweisen: sie mußte Zentralstationen bauen und betrei-

ben; sie mußte Eisenbahnen erwerben, elektrifizieren und verwalten; sie mußte chemische Fabriken errichten; sie mußte Kraftübertragungsnetze ausbauen —, kurzum, sie mußte sich auf einer großen Anzahl von nicht fabrikatorischen Gebieten als Unternehmerin betätigen.

Die Hilfsmittel, deren sie hierzu bedurfte, waren im Lande nicht vorhanden. Kapital-Assoziationen zur Errichtung einzelner Unternehmungen in Form von Aktiengesellschaften waren bekannt, aber nicht Institutionen zur dauernden Herstellung, gewissermaßen zur Fabrikation neuer Unternehmungen. Hierzu bedurfte es einer Kapital-Assoziation eigener Art, einer Anspannung der stärksten finanziellen Kräfte des Inlandes, teilweise auch des Auslandes, wie sie sich in Finanz-Konsortien und deren Werkzeugen, den Trustgesellschaften, nachmals etablierten. Es bedurfte ferner einer Organisation von so umfassender Art, daß man ohne Gefährdung der Sicherheit und des finanziellen Ergebnisses Hunderte von alliierten oder nahestehenden Unternehmungen, die über den ganzen Erdkreis zerstreut liegen, überwachen und in der Hand halten konnte. Es bedurfte endlich einer so stark organisierten Fabrikation, daß sie die Zersplitterung ertragen konnte, die in der Herstellung der disparatesten Produkte lag. Denn von Glaswaren bis zu vieltausendpferdigen Maschinen, von den stärksten Kabeln bis zum dünnsten Leitungsdraht, von chemischen Erzeugnissen bis zu Automobilen mußten die industriellen Gebiete durchquert werden; alle Hilfsindustrien mußten — eine jede unter ihren besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen — zusammenarbeiten, ohne daß die Übersicht verloren und die Klassizität der Produkte gefährdet wurde. Endlich mußte durch einen wissenschaftlichen Apparat von

äußerster Mannigfaltigkeit der technische Vorsprung, der in jeder Industrie entscheidend ist, Jahrzehnte hindurch an die Unternehmungen gefesselt bleiben, so daß das allmählich erstarkte Ausland immer wieder in erneute Abhängigkeit gebracht wurde.

Daß solche Aufgaben, abgesehen von den neuen Mitteln, die sie erforderlich machten, nur unter Einhaltung ganz bestimmter, klarer und absolut folgerichtiger Prinzipien durchführbar waren, ergibt sich von selbst. Diese Hauptprinzipien bestanden und bestehen darin, daß stets für ausreichende Kapitalien und Liquidität gesorgt wurde, daß stets eine umfassende Verkaufsorganisation für den regelmäßigen Absatz der Produkte besorgt bleibt, daß drittens die Fabrikation mit äußerster Gewissenhaftigkeit und unter Ausschluß aller riskanten Spekulationen betrieben wird, und daß endlich durch unablässige Aufspeicherung von Reserven und inneren Rückstellungen die Unternehmungen gegen die äußeren Schwankungen des Wirtschaftslebens geschützt bleiben.

Hiernach ist als Geschichte der AEG nicht so sehr die Chronik der Muttergesellschaft als vielmehr der Ausbau des weitverzweigten Unternehmungsgebäudes anzusehen, das den Namen ihres Konzerns trägt. Die Gesellschaft selbst ist zu einer der bedeutendsten des Kontinents herangewachsen; der Konzern aber ist unbestreitbar die größte Kombination wirtschaftlicher Einheiten unter einer zentralisierten Führung und Durchgestaltung.

Immer wieder muß auf das paradoxale Verhältnis hingewiesen werden, das in der relativen Armut des Landes und der absoluten Kombination auf elektrisch-wirtschaftlichem Gebiet über alle übrigen Länder besteht. Wenn von persönlicher Initiative die Rede ist, so muß betont werden, daß diese besteht

erstens in dem einheitlichen Ausbau einer solchen Organisation und der Schaffung ihrer gänzlich neugearteten Hilfsmittel, sodann in dem jedesmaligen vieljährigen Vorsprung auf allen neuen technischen Gebieten, hervorgerufen durch frühzeitige Erkenntnis und technische Einsicht, unterstützt durch lange Vorarbeit und Befähigung, konkurrenzlos zu arbeiten, endlich in dem unverbrüchlichen Festhalten an den oben erwähnten Grundprinzipien der kaufmännischen Gebarung.

Es ist hier zum erstenmal in der deutschen Wirtschaftsgeschichte — und in diesem Umfange wohl überhaupt zum erstenmal in der gesamten Wirtschaftsgeschichte — der Fall eingetreten, daß ein ganzes Wirtschaftsgebiet fast ohne Zutun äußerer Kräfte aus sich selbst heraus geschaffen wurde, sich durch Jahrzehnte lebensfähig erhielt und heute in ungebrochener Kraft sich behauptet ...

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Ihr sehr ergebener Rathenau.

1908.

30. AN DR. H. PACHNICKE, M. D. R., BERLIN.

Berlin, Neujahr 1908.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Herzlich danke ich Ihnen für die Schrift; Ihre Weihnachtsgabe hat mir über ein paar Rekonvaleszenztage nach einem kräftigen Influenzaanfall aufs freundlichste hinweggeholfen.

Darf ich offen sein? Das, was ich am begierigsten suchte, habe ich nicht gefunden: den Nachweis der Notwendigkeit des linken Liberalismus. Alles, was Sie sagen, rechtfertigt aufs höchste den absoluten Liberalismus, der in Deutschland immer die Partei des

Gedankens hätte sein sollen, aber nicht den linkspolitischen Liberalismus, der leider so häufig die Partei des Kritizismus gewesen ist.

Ich wollte, die Antwort auf diese Frage läge in den Anregungen von S. 104. Die einzige Evolution, die heute dem jüngeren Deutschland (darf ich mich noch mitzählen?) ein erneutes politisches Interesse, dem Liberalismus eine Stellung als Kulturfaktor und dem Staat eine Regierungspartei zu geben im Stande wäre, ist diese Einigung.

Ich habe in meiner Jugend, als Student, die tiefe Diskreditierung erlebt, in die der Liberalismus durch seine Fehler und durch seinen überlegenen Gegner gerade bei der jungen Generation geraten war. Durch die seltsamste Umkehr waren wir zu einem reaktionären Jugendideal, verkörpert im Offiziertum gelangt; freiheitliches Streben war geradezu der Verachtung preisgegeben, soweit nicht ein paar literarische Theoretiker sich dem Sozialismus zuwandten.

Inzwischen hat der beispiellose wirtschaftliche Aufschwung das Land intellektualisiert und Respekt vor bürgerlicher Kraft geschaffen, die heute andere Armeen kommandiert als ein Leutnant der Reserve.

Aber diese Evolution hat bei der Rückständigkeit des Parteiwesens ihr politisches Korrelat noch nicht finden können. Die reinen Interessenparteien haben sich inzwischen natürlich ruhig weiter rekrutiert.

Aus diesem Mangel wird auch, fürchte ich, die Regeneration des Liberalismus fürs erste nicht erstehen. Denn sie erfordert gerade das, was Sie nicht haben: eine junge Generation. Eine Generation, die an die kleinbürgerlichen Superstitionen — die ich keinem Prokuristen mehr gestatten würde, — nicht gefesselt ist. Unsere Industrie, die stärkste Leistung unserer letzten hundert Jahre, hätte nicht geschaffen

werden können, wenn wir an Sparsamkeit als Prinzip, an Freihandel quand même und an Anti-Imperialismus gebunden gewesen wären.

Verzeihen Sie diese Interjektionen eines Nichtpolitikers. Sie mögen Ihnen beweisen, daß man Ihren Ausführungen nicht folgen kann, ohne zu geistiger Reflexwirkung stimuliert zu werden.

Zum Zeichen, daß Sie als gütiger Leser meines nächsten Buches vorgemerkt sind, und als einen bescheidenen Abschlag füge ich meine letzte Veröffentlichung in der „Zukunft" bei.

Mit ergebenstem Gruß und bestem Neujahrswunsch

Ihr W. Rathenau.

31. AN DR. S. 2. 1. 1908.

Mein lieber Herr Doktor!

... Von der Annonce erwarte ich wenig; der Börsenmann unterscheidet zwischen den Notizen „Brief" und „Geld" und zieht die letztere vor.

Dagegen ist die Vorbereitung der Advokatur zweifellos nützlich. Sie gibt Ihnen eine regelrechte, und wenn Sie wollen, auch eine interessante Tätigkeit: vor allem aber sind Sie jedem späteren Reflektanten gegenüber nicht mehr ein Stück aus dem Laden, sondern aus der Privatwohnung. Das lohnt sich allemal. ...

Mit herzlichem Gruß Ihr W. Rathenau.

32. AN LEUTNANT WILHELM FR. V. WINTERER.

Berlin, 12. 1. 1908.

Sehr geehrter Herr Winterer!

Der weitere Teil unserer Reise ist befriedigend verlaufen, und ich hoffe, daß das Ergebnis, das der Staatssekretär mit nach Hause gebracht hat, den

Kolonien von dauerndem und großem Nutzen sein wird. Ich freue mich, von Ihnen zu hören, daß auch Ihnen Ihr Aufenthalt im tiefsten Kontinent Befriedigung gibt; in der Rückerinnerung an das schöne und freie Naturleben Afrikas erscheint mir eine verantwortungsvolle Wirksamkeit auf jungfräulichem Gebiet als eine der schönsten, die das moderne Leben einem tätigen Manne ermöglicht.

Freundschaftlichst und ergebenst Ihr

Dr. W. Rathenau.

33. AN PROFESSOR J. WOLF, BRESLAU. Berlin, 25. 2. 1908.

Lieber Herr Professor!

Die knappe und charakteristische Personalbeschreibung, die Sie mir zu geben die Freundlichkeit hatten, ist jedenfalls das Signalement eines nicht gewöhnlichen Mannes, und daß sie über die Wirklichkeit nicht hinausgeht, kann ich bestätigen. Ob sie zu einer anderen Praxis als der zur Staatsverwaltung dienenden führen kann, ist schwer zu beurteilen, denn der einzige Faktor, der für die Finanz in letzter Linie in Frage kommt, die Erwerbskraft, und diejenige Veranlagung, die man in Geschäften als „glückliche Hand" bezeichnet, die aber in Wirklichkeit mit dem Glück gar nichts zu tun hat, ist einstweilen unerwähnt und auch schwer in anderer Weise zu ermitteln als durch die Probe.

Ich behalte Ihre Anregung im Sinn und werde bei jeder Gelegenheit, die mir vorkommen sollte, Ihr Bild in den sich bietenden Rahmen einzupassen suchen. Aber ich habe Ihnen bereits mündlich gesagt, daß die Gelegenheit nicht häufig und meine Überzeugung ebenso wie mein Einfluß gering ist.

Mit freundschaftlichem Gruß Ihr W. Rathenau.

34. AN GENERALARZT DR. MEISNER, BERLIN.

Berlin, 25. 4. 1908.

Sehr geehrter Herr Generalarzt!

Ich habe mit lebhaftem Interesse Ihren Aufsatz*) gelesen. Ihre Theorie stimmt im wesentlichen mit meinen Anschauungen überein und scheint nur darin sich erheblich zu unterscheiden, daß Sie den Typ der unterdrückten Rassen durchgehends in mongolischen Elementen zu suchen scheinen, während ich generell die Urrassen verschiedenster Provenienz und Gestaltung in Gegensatz zu dem durch singuläre Verhältnisse hochgezüchteten arischen Stamme setzen möchte.

Die Klischees überreiche ich Ihnen beifolgend zu beliebiger Verwendung und gelegentlicher Rückgabe.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

Ihr sehr ergebener Dr. W. Rathenau.

35. AN DR. PAUL GOLDMANN, BERLIN. Berlin, 9. 5. 1903.

Lieber Herr Doktor!

Nochmals herzlichen Dank für Ihre neuerlichen freundlichen Zeilen. Ich fürchte, daß es mir in Afrika so gehen wird wie im letzten Jahr: eine große Zahl von Notizen wird gesammelt, für spätere Bearbeitung vorbereitet und wird dann kalt wie ein Omelette, das man nicht rechtzeitig verzehrt, und ungenießbar.

Daß Sie mein Buch zu Ende gelesen haben, erfreut mich herzlich. Sollte es dazu kommen, daß Sie es besprechen, so habe ich den Auftrag gegeben, mir sofort in die tiefsten Gründe des schwarzen Erdteils ein Exemplar Ihres Feuilletons nachzusenden.

Bleiben Sie gesund und leben Sie wohl.

Mit herzlichem Gruß

Ihr sehr ergebener Dr. W. Rathenau.

*) Über Physiognomie.

36. AN FRAU GEHEIMRAT RATHENAU.

Union Castle Line RMS „Kenilworth Castle", 19. 5. 1908.

Liebe Mama!

Die Tage in London waren bewegt. Bei der Regierung, der Chartered Co., den Bankiers, Wernher, Cassel, überall ausgezeichnete Aufnahme und viel Interessantes.

Das Schiff ist halb leer. Auf den Passagieren lastet die geschäftliche Depression von Südafrika. Die Kabinen sind gut, die Nahrung ordentlich, die enorm breiten Decks geben bequeme Spazierwege.

Wir fuhren Sonnabend im Nebel ab und kamen im Kanal nur langsam vorwärts. Noch immer ist das Wetter trüb und kühl, obgleich wir heute in der Höhe von Lissabon sind. Nur gestern war ein sonniger Tag.

Morgen um 10 Uhr sollen wir in Madeira sein, leider nur auf zwei Stunden, denn der Kapitän will die Verspätung einholen. Dann kein Aufenthalt, kein Land, vielleicht auch kein Schiff mehr bis zum 2. oder 3. Juni.

Von den Reisenden habe ich noch niemand kennengelernt, auch keine Neigung dazu verspürt. Es sind wohl meistens Transvaalleute, ohne besondere Physiognomie.

Im allgemeinen scheinen die englischen Schiffe sachlicher und praktischer gehalten als unsere. Es ist weniger Schnitzerei, aber dafür weit mehr Platz. Das Essen ist einfach, man bestellt sich seine Mahlzeit nach der Karte.

Unsere Kabinen sind alle in einer Reihe; bei Tisch sind wir ebenfalls zu viert ziemlich abgeschlossen. Der vierte ist Bauinspektor Schlüpmann. Alles in allem wird die Reise sehr viel einförmiger sein als die östliche Route.

Herzliche Grüße W.

37. AN DR. STEFAN ZWEIG, WIEN. 19. 9. 1908.

Mein lieber Herr Zweig!

In den wenigen Tagen seit meiner Heimkehr bin ich zweimal Ihr Schuldner geworden. Ihr schönes Balzacbuch beschäftigt mich lebhaft. Ich habe stets vor diesem schriftenden Paganini eine grausende Bewunderung verspürt: halb Dämon, halb Entrepreneur, und in beidem Genie. Ihre meisterhafte Analyse und das strenge Destillat des Spirituellen, das Sie uns reichen, beide brennen bis ins Mark; wie infernalische Flammen. Auch Ihr Feuilleton hat mich seltsam gefaßt. In Paris, wenn man über die Boulevards geht, erblickt man plötzlich das eigene Doppelgängerbild: es sind große Spiegel, die ein Schaufenster flankieren. Nur, daß diese Gläser das Objekt in seine graue Alltäglichkeit zurückwerfen, indes Ihr Dichterauge das Unscheinbare mit Iriszauber verklärt.

Leben Sie wohl! Über Indien wollen wir sprechen; auch ich denke an den Osten, aber noch zögernd, denn diesen Winter will ich viel arbeiten (nicht schreiben).

Herzlichen Dank und Gruß! Der Ihre

Walther Rathenau.

38. AN PROFESSOR DR. ERNST MACH, WIEN.

Berlin, 28. 9. 1908.

Hochgeehrter Herr Professor!

Aufs verbindlichste danke ich Ihnen für die gütige Übersendung Ihres schönen Buches, das mir durch den Verleger zugegangen ist. Da mein Lehrgang vor etwa 24 Jahren vom Studium der Physik seinen Ausgang nahm, die auch bei der Promotionsprüfung mein Hauptfach bildete, so ist es mir jetzt willkommen, leitende Sätze dieser Wissenschaft in einem mehr

menschlichen Zusammenhange, als die geschichtliche Entwicklung der Erkenntnisse bietet, von neuem zu betrachten.

Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn ich in kürzerer oder längerer Zeit bei einem Aufenthalt in Wien Ihnen meinen Dank und meine Verehrung mündlich aussprechen könnte.

In aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit

Ihr W. Rathenau.

39. AN DR. PAUL LINDAU. 23. 10. 1908.

Lieber Herr Doktor!

Zuviel Vertraulichkeit tötet die Liebe, und wer die Welt liebt, ohne ihr Sklave zu sein, der wird ihr etwas fremd, ja befremdet, aber immer erstaunend entgegentreten. Fürchten Sie nicht, bei mir die Vertreter der Handelskammer, des Militärkabinetts oder der Trabrennbahn zu finden. Ich wage den Schritt von Plato und Aristoteles schlankweg zu Epikur und bitte Sie ganz kurz und desto herzlicher: Kommen Sie Dienstag so zwischen 8 und 9 zu einer Tasse Tee, wenn möglich im Straßenanzug, denn Sie finden mich allein und in der gleichen Ausstattung.

Mit herzlichem Gruß

Ihr sehr ergebener Walther Rathenau.

40. AN DR. FRANZ BLEI, MÜNCHEN. Berlin, 15. 12. 1908.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Haben Sie Dank für die Übermittlung des Briefes meines Herrn Rezensenten. Es freut mich, daß dieser Herr, der von meinem Grundgesetz der Ästhetik nichts anderes erwähnte, „als daß es von Dozenten in Un-

abhängigkeit gefunden sei", so wenig von Prioritätsfragen hält, nachdem er meine Priorität gegenüber seinen Quellen zugegeben hat.

Wenn nun ein jüngerer Herr — als solchen stelle ich mir den Herrn Verfasser gern vor — sofort einen Schritt weitergeht und meine Theorie als einen Gemeinbesitz der neueren Kunstpsychologie hinstellt, so wird mit einem kühnen Zuge die Frage ausgeschaltet, ob nicht meine vor Jahren in der „Zukunft" erschienene, dann in meinem früheren Buche wiederholte Lösung zum Erwerbe und zur Konsolidierung dieses Gemeinbesitzes beigetragen haben könnte.

Mit freundlichen Worten hält mir zum Schluß der Herr Rezensent meine rezeptive Kultur entgegen. In einem ernsten, und, wie ich glaube, wissenschaftlichen Buch habe ich versucht, für Grundprobleme der Ethik, der Psychologie, der Ästhetik und Nationalökonomie Lösungen zu finden, die Wahrheitswert für eine gewisse Periode besitzen sollten. Ich mag mich getäuscht haben; aber die Besprechung hat mich nicht widerlegt. Sie hat versucht, in einem Falle meine Priorität in Frage zu ziehen; dieser Versuch ist mißlungen, und ich frage mich nun: Welche Probleme und welche Art der Behandlung hätte ich wählen müssen, um den sehr berechtigten Ansprüchen des Herrn Rezensenten auf produktive Kultur zu genügen?

Sie haben, verehrter Herr Blei, Ihr freundliches Anliegen um einen Beitrag für Hyperion erneuert. Der Beruf des Ingenieurs, Industriellen und Finanziers, den die mehrfach erwähnte Kritik zum Ausgang ihrer Analyse meines Seelenlebens nimmt — und ganz mit Recht; denn viele Leser werden mit so aktiver Tätigkeit gern den Begriff rezeptiv dilettantischer Kompensationen verbinden —, mein geschäftlicher Beruf beherrscht mich in diesen bewegten Wintermonaten

und hindert mich an, sagen wir, rezeptiven Arbeiten. Wenn aber mein indirekter Briefwechsel mit dem Herrn Rezensenten Sie erheitert haben sollte, so habe ich nichts dagegen, wenn Sie ihn in seinen drei Kapiteln, deren mittleres ich Ihnen als Ihr Eigentum dankbar zurückreiche, Ihren Lesern unterbreiten.

In Ergebenheit der Ihre Walther Rathenau.

41. AN DR. FRANZ BLEI, MÜNCHEN. 19. 12. 1908.

Verehrter Herr Doktor!

Haben Sie herzlichen Dank für das geistvolle Buch. Ich kenne keine Schrift, die der Essenz des französischen Jahrhunderts so nahekommt. Unsere „grobe Sprak" weiß nicht, wie ihr geschieht.

Inzwischen habe ich mit Mühe und Not meine „Vorgänger" (nach dem Urteil des Herrn Rezensenten) aufgetrieben und gelesen. Simmel gibt eine klare Darstellung der bekannten Schopenhauerschen Kunsttheorie, die — nicht nur dem Worte nach ähnlich — sich mit der Platonischen berührt, indem sie von der Idee ausgeht.

Das verständig-freundliche Ratrel'sche Buch, das der Herr Rezensent (kontrastierend) als tiefgründig preist, enthält überhaupt keine Analogie. Also wohl eine Verwechslung.

Von dem, wie ich glaube, neuen Begriff der latenten Gesetzmäßigkeit, der von physikalischer Anschauung ausgeht, steht in beiden Büchern nicht eine Zeile.

Entschuldigen Sie meine Pedanterie. Aber es handelt sich um die Legitimität eines Kindes, das man fünfzehn Jahre lang hat aufwachsen sehen.

In Ergebenheit der Ihre Walther Rathenau.

1909.

42. AN HERMAN KROEPELIN, MALCHOW I. MECKL.

21. 7. 1909.

Mein lieber Herr Kroepelin!

Es ist, scheint mir, zu unterscheiden zwischen dem, was Sie vom Übelwollen fern- und näherstehender Menschen sagen, und dem, was Ihre eigenen Mitarbeiter betrifft.

Die einen können Sie nicht zum Schweigen bringen; weder dort noch hier. Aber Sie werden milde gegen Ihre Angreifer, wenn Sie bedenken, daß Menschen fast nur aus Angst, innerer und äußerer, schlecht sind. Wer Ihnen übel will, der ist ein armer Kerl, dem es schlecht zumute ist, und der im Irrtum glaubt, es würde ihm besser zumute sein, wenn er Ihnen das Leben schwer macht.

Mit Ihren eigenen Leuten dagegen müssen Sie reden. Offen, freundschaftlich und menschlich; dann werden Sie wahrscheinlich ihnen klarmachen, was Ihr beiderseitiges Interesse ist. Gelingt das nicht, dann erst tritt die Frage hervor, mit der Sie sich jetzt so ernste Sorge machen.

Glauben Sie nicht, lieber Herr Kroepelin, daß ich Sie zum einen oder anderen zu bestimmen suche; entscheiden können nur Sie selbst; was ich wünschte, war, mit Ihnen den Kernpunkt der Frage zu suchen, denn ich weiß aus Erfahrung, daß man nach allzu langen Erwägungen oft dazu kommt, das Innerlich-Wesentliche mit dem Äußerlich-Unwesentlichen zu trüben.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihren

freundschaftlichst Walther Rathenau.

43. AN DR. STEFAN ZWEIG, 22. 7. 1909.

Mein lieber Herr Zweig!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren schönen indischen Essay, der mich auf der letzten Reise nach Süddeutschland begleitet hat. Ich freue mich, daß Sie den Römern unserer Zeit gerecht sind. In abermals zweitausend Jahren wird die politische Geschichte unserer Kontinentalländer vielleicht in der Perspektive erscheinen, wie sie uns heute die Geschichte der Diadochen präsentiert. Kolonisieren heißt, aus Überzeugung herrschen. Bei uns herrscht man aus Lust, das heißt nach Art emporgekommener Diener. Es ist nicht wahr, wenn man sagt, um zu herrschen müsse man gehorchen können. Dieser Satz ist richtig für das Kommandieren, nicht fürs Herrschen. Kommandieren kann man bei uns, herrschen nicht.

Herzlichen Gruß der Ihre Walther Rathenau.

44. AN DR. EDUARD GOLDBECK, BERLIN.

Berlin, 3. 12. 1909.

Verehrter Herr Goldbeck!

Ihrem Wunsche kann ich leider nur teilweise entsprechen, denn ein nationalökonomisch geschulter Schriftsteller, der die Fragen des Ihnen nahestehenden Blattes beantworten könnte, ist mir nicht bekannt. Überdies sehe ich nicht recht, aus welchen Gründen man diese Fragen mit ausführlichen Artikeln beantworten müßte, da sie sich mit kurzen Worten erledigen lassen. Wenn Sie es interessiert, meine Stellung zu diesen Fragen kennenzulernen, so bitte ich, sie aus dem Nachstehenden zu entnehmen.

Zu 1. Unser jährlicher Bevölkerungszuwachs beträgt 800 000 Seelen. Wie weit sich die Ertragsfähig-

keit der deutschen Landwirtschaft steigern läßt, ist eine Streitfrage. Die höchsten Schätzungen belaufen sich beim heutigen Stande der landwirtschaftlichen Technik auf etwa 15 Prozent; gegenüber einem Bevölkerungszuwachs von $1^1/_2$ Prozent würde somit die Steigerungsfähigkeit nur für 10 Jahre ausreichen, abgesehen davon, daß an eine volle Ausnutzung des Bodens in keinem Lande zu denken ist, zumal nicht in einem solchen, das Moordistrikte im Umfange von, wenn ich nicht irre, 6 Prozent der Oberfläche aufweist.

Somit erfordert der deutsche Bevölkerungsüberschuß und seine Zunahme industrielle Expansion; diese Expansion kann ohne Schwierigkeit vor sich gehen, solange ausreichend Rohmaterialien, sei es im Inland verfügbar sind, sei es vom Auslande bezogen werden können. Beides ist der Fall. Unser industrielles Hauptprodukt, die Kohle, ist reichlicher vorhanden, als man jemals zu einem früheren Zeitpunkte annehmen konnte, und auf absehbare Zeit unerschöpflich. Erze verschiedener Metalle sind ebenfalls in zwar nicht unermeßlichen, aber doch respektablen Vorkommen verfügbar.

Solange die Entwicklung der deutschen Technik anhält, ist auch eine Verkürzung des Absatzes für den im Auslande nicht konsumierbaren Produktionsüberschuß nicht zu befürchten. Der deutsche Export beträgt heute nur einen Bruchteil des Gesamtkonsums und wird sich zum mindesten in dem Maße steigern lassen, wie es erforderlich ist, um die für unseren eigenen Konsum notwendigen Rohstoffe zu bezahlen.

Zu 2. Die Gewohnheit der deutschen Gewerbetreibenden ist es nicht, Kapitalien brachliegen zu lassen, wie dies in Frankreich und England üblich ist, vielmehr wird alles verfügbare Kapital zu produktiven Zwecken verwendet, und fremde Kapitalien, falls sie

sich zu günstigen Bedingungen darbieten, finden zeitweilig lohnende Verwendung.

Immerhin kann man sagen, daß fremde Kapitalien bei uns nur in verschwindendem Maße in dauernde Investitionen verwandelt werden. Da, wo sie auftreten, bewegen sie sich in der kleinen Flüssigkeitsschicht des „Geldmarktes", die über der tiefen Masse des Gesamtvermögens schwimmt. Sie sind daher einerseits sehr sichtbar, andererseits von stärkerer Einwirkung auf den Geldmarkt, als es ihrer absoluten Bedeutung zukommt. Denn der Geldmarkt — dies muß man sich, wie gesagt, beständig vor Augen halten — ist nur ein ganz kleiner Teil des Nationalvermögens, das im wesentlichen in seinen festen Anlagen verkörpert ist. Es mag Zeiten gegeben haben, wo englische und französische Gelder im Betrage von 600 oder 800 Millionen Mark unserem Geldmarkt zuflossen; dies bedeutet wirtschaftlich bei einem gesamten Nationalvermögen, das sich nach den niedrigsten Schätzungen auf 250, nach den höchsten auf 350 Milliarden Mark beläuft, nur die physiologische Rolle einer Injektion.

Zu 3. Amerikanisches Geld ist praktisch noch niemals nach Deutschland gelangt, wie überhaupt bisher amerikanisches Geld außerhalb von Amerika sich noch nicht fühlbar gemacht hat. Dagegen ist Deutschland dauernd Geldgeber und kapitalistischer Unternehmer erheblichen Umfangs in den Vereinigten Staaten gewesen, sowohl durch Darlehen, die in Zeiten der Geldknappheit dorthin gegeben wurden, wie durch erheblichen Aktien- und Obligationenbesitz amerikanischer Werte, der naturgemäß im Laufe der Zeit stark schwankt und von der Relation der beiderseitigen Wirtschaftslage abhängig ist. In den Zeiten, wo Deutschland über große liquide Mittel verfügte, und Amerika knapp war, belief sich unsere Kapitalauswan-

derung dorthin auf viele hunderte Millionen, vielleicht auf mehrere Milliarden.

Da die Amerikaner gewohnt sind, infolge ihrer schlecht organisierten Zirkulationsverhältnisse alle paar Jahre eine Finanzkrise durchzumachen, die aus Geldknappheit entsteht, so sind sie hierdurch der alten Welt dauernd tributpflichtig gewesen, indem sie in solchen Zeiten zu jedem Preise ihre Waren verkauften, die sie bei wieder eintretendem Ordnungszustande teurer zurückerwerben mußten.

In Südamerika sind direkte Investitionen deutschen Kapitals in eigenen und von uns kontrollierten Unternehmungen zahlreich und erheblich. Ein einziges von der Gruppe meiner Freunde kontrolliertes südamerikanisches Geschäft besitzt drüben Werke im Werte von nahezu 200 Millionen.

Mit ergebenstem Gruß der Ihre Walther Rathenau.

45. AN WOLFGANG KAPP, KÖNIGSBERG
Generallandschaftsdirektor, Geh. Ober-Regierungsrat.

Berlin, 27. 12. 1909.

Ew. Hochwohlgeboren!

Es ist hocherfreulich, für eine Gedankenreihe, die nur in der Beschränkung auf ein einzelnes Arbeitsgebiet entworfen und geprüft war, eine Zustimmung zu finden, die ihre Anwendbarkeit für benachbarte große Interessenkreise mit hoher Autorität ausspricht. Mit Ew. Hochwohlgeboren teile ich die Ansicht, daß unsere drei großen Wirtschaftsgebiete in Deutschland in engster Fühlung bleiben und sich ihre Anregungen übermitteln sollten.

Von industriellen Methoden hat die Landwirtschaft in den letzten Dezennien den weitesten und glücklichsten Gebrauch gemacht; unserer Industrie wäre es zu

wünschen, wenn sie von der Bodenständigkeit und der Traditionsstärke der Landwirtschaft sich etwas aneignen könnte.

Was unsere Verwaltung betrifft, so ist der Wunsch nach kaufmännischer Belebung gerade in den letzten Jahren vielfach laut geworden, und es gibt zweifellos Gebiete, die zwischen Regierung und Geschäftsführung derart die Mitte halten, daß mit den Prinzipien der reinen Tradition ohne gleichzeitige Durchdringung mit merkantilen Gedanken ihnen nicht genügt werden kann. Indessen entsteht die Gefahr, daß durch rücksichtslose Anwendung industrieller Methoden eine Amerikanisierung eines Teiles unseres Staatslebens eintritt und hierdurch Güter vernichtet werden, die unersetzlich sind, weil sie auf dem Herkommen beruhen, das, einmal abgebrochen, nicht wieder angeknüpft werden kann.

Ich glaube, daß die Größe eines Landes ganz vorwiegend auf sittlichen Werten beruht, und möchte zu den stärksten unserer Heimat den Idealismus unseres Beamtenstandes rechnen. Unterliegt dieser schon an sich in einer kapitalistischen Zeit schweren Angriffen und Versuchungen, so kann durch rücksichtslos einseitige Verkennung seiner herkömmlichen Eigenschaften eine Verstimmung und Verbitterung entstehen, deren Folgen wir nicht abzusehen vermögen.

Will man also von einer Modernisierung unserer traditionellen Berufe reden, so darf diese nur langsam erfolgen; vor allem müßte sie gegenüber den wachsenden Ansprüchen an Intelligenz und Schlagfertigkeit als Kompensation die Möglichkeit einer sorgloseren Existenz mit sich führen, als sie gegenwärtig weiten Kreisen der festbesoldeten Staatsbeamten vergönnt ist . . . Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Dr. W. Rathenau.

1910.

46. AN DR. S. 26. 1. 1910.

Verehrter Herr . . . .!

Für Ihren freundlichen Glückwunsch herzlichen Dank. Mit der Diamantenregie bin ich nicht weiter befaßt, als daß ein verjährtes Blättchen von meiner Hand im Kolonialamt liegt oder lag, das Namen und Wirkungsweise dieser Institution im Telegrammstil enthielt. Ich glaube nicht, daß dies alte Konzept den jungen Segen auf mein Haupt herabgezogen hat.

Für einen konzilianten und klaren Mann ist es nicht schwer, Syndikatsgenossen sich ganz unentbehrlich zu machen. Unparteilichkeit imponiert selbst dem, der momentan darunter zu leiden hat.

Daß Sie in Kali spekulieren, betrübt mich, und ich hoffe, daß Sie durch mäßige Verluste zu der Ansicht gebracht werden, daß jede andere Art, Geld auszugeben, interessanter ist . . .

Mit herzlichem Gruß der Ihre Walther Rathenau.

47. AN VICTOR HUGO P A B S T, LEIPZIG. Berlin, 9. 3. 1910.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Ausführungen haben mich interessiert und ich kann Ihnen in vielen Punkten beistimmen. Ich glaube, daß die Zahl der verlorengehenden Talente überschätzt wird. Es geschieht so überaus selten, daß aus den Kreisen von untergeordneten Kräften einmal ein Bewerbungsschreiben, ein Brief oder Bericht gelangt, der auch nur den Versuch des Abweichens vom breitesten Wege bezeugt. Wird der Versuch unternommen, so stellen sich die häufigen Fälle ein, daß Unklar-

heit und Verschrobenheit der Gedanken von weiterer Annäherung zurückhält. Kommt es in den verbleibenden Fällen zu einer persönlichen Begegnung, so ist abermals der Fall das weitaus Häufigere, daß man sich Ansichten und Wertschätzungen gegenübersieht, die das Urteil herabstimmen. Ich kann also aus meiner zwanzigjährigen Erfahrung nur sagen, daß bei gespanntester Aufmerksamkeit auf verborgene Talente und unermüdlichem Optimismus bei ihrer Aufsuchung ich doch in den meisten Fällen zu negativen Resultaten gelangt bin.

Daß es Talente dieser Art gibt, ist nach dem Gesetz der großen Zahlen selbstverständlich und durch die Beobachtung bestärkt; ihr Prozentsatz wird, wie gesagt, meiner Überzeugung nach überschätzt, und um so mehr, als die Beobachter meistens gleichzeitig ihre eigenen Anwälte sind.

Über Ihre Person und Tätigkeit wäre es mir erwünscht, Näheres zu erfahren.

Hochachtungsvoll Dr. W. Rathenau.

48. AN DIREKTOR W. SPIECKER, BERLIN.

Freienwalde, 1. 7. 1910.

Sehr geehrter Herr Spiecker!

Die Abhandlung ist Ergebnis geschäftlicher Studien. Es handelte sich um die langerwogene Frage, ob es möglich sei, für unsere Industrie Fabrikationsstätten in England zu errichten. Wir mußten, sehr gegen unseren Wunsch, uns entschließen, davon Abstand zu nehmen; und auch seither sind, soweit mir bekannt, nur auf Spezialgebieten oder unter dem Druck der englischen Patentgesetzgebung englische Fabriken von deutschen Industriellen begründet worden, obwohl das

Nationalitätsprinzip des englischen Marktes eine starke ideelle Prämie auf inländische Fabrikation setzt. Ausschlaggebend waren und sind die geschilderten Verhältnisse des Arbeiterwesens, und hierbei spielt das berüchtigte „Cacanny-System" eine bedeutende Rolle. „Cacanny" (ein irisches oder schottisches Wort) bedeutet „gemächlich" und charakterisiert das Verhältnis, in dem der Arbeiter den Industriellen zwingt, die alten Fabrikationsmethoden beizubehalten, oder die Einführung arbeitsparender Maschinen mit starken Lohnerhöhungen zu erkaufen. Ob nun die Trade-Unions selbst die hieraus entstehenden Kämpfe führen (in ihren Statuten werden sie schwerlich etwas davon sagen), oder ob ihre Erziehungsweise den Arbeiter in seiner Auffassung stärkt und fördert, bleibt praktisch irrelevant. Auch bei uns ließe sich offiziell darüber streiten, ob die sozialistische Organisation etwa das Streikwesen fördert oder nicht. Tatsache bleibt, daß das englische Arbeiterwesen schwieriger ist, als das irgendeines andern europäischen Landes (ich glaube nicht, daß es einen kompetenten industriellen Beurteiler gibt, der dies bezweifelt), und daß die Trade-Unions die wirtschaftlich-kritische Erziehung der Arbeiterbevölkerung seit Jahrzehnten geleistet haben und noch heute leisten.

Mit freundlichem Gruß Ihr ergebener

Walther Rathenau.

49. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD.

Freienwalde, 13. 11. 1910.

Meine liebe gnädige Frau!

Welche Freude hat mir Ihr Brief gemacht, der mich heut früh hier begrüßte, als ich zur Feier eines letzten schönen Herbsttages herauskam. Auch hier liegt Schnee, ein dünner Zuckerstaub zwischen den

Stämmen, die ich, zum ersten Male dies Jahr, fast entlaubt finde. Jetzt sinkt in tiefer Bläue hinter den Scheiben der Abend herab und deckt langsam die Ferne zu, das Haus ruht still der Winternacht entgegen. Wie schön und sicher ist es jetzt zu wissen, daß ferne Freunde unser gedenken, friedlich, kontemplativ und tätig, wie Sie schreiben.

Berlin liegt bis morgen früh in weiter Ferne, auch das Haus, das langsam vorrückt und erst im Dezember sich öffnen soll. Je mehr ich unter diesen Bäumen, am Rande der Waldhügel und der breiten Oderebene heimisch werde, desto mehr wird die Stadt zu einer Werkstatt, die sich auf Stunden auftut und schließt. Dennoch hoffe ich, diesen Winter — und vielleicht länger — als Nikodemus bei Ihnen bis zum Hahnenschrei zu spuken, und denke sogar, daß Sie und Bernt dann und wann den Abscheu vor dem Teufelswerk des Automobils verwinden und sich von den Dämonen des Benzins nach dem Grunewald zum guten Werk tragen lassen. Aber im Frühjahr sehen wir uns hier!

Ich freue mich über alle schönen Tage, die Sie in den Bergen verleben, und wünsche doch, daß Sie bald kommen. Mein Sommer war nach außen tätig, nach innen nicht ganz leer, und, alles in allem, in jedem Sinne ein Baujahr.

Herzliche Grüße und Wünsche für Sie und Bernt.

In Verehrung und Freundschaft der Ihre

Walther Rathenau.

50. AN DR. VICTOR W. STORZ, DÜSSELDORF.

Berlin, 31. 12. 1910.

Mein lieber Doktor!

Oft geschieht es, daß ein trivialer, vielleicht lächerlicher Anlaß zur Ursache eines erfreulich-ernsteren Erlebnisses wird, das ohne diesen Anstoß nicht ans

Licht getreten wäre. So hat Ihr Glückwunsch mich nicht nur aufs herzlichste erfreut, sondern mir auch in manchem Sinne und mit einem dankbaren Gefühl zu denken gegeben.

Die Nachricht von meiner Verheiratung war leider irrtümlich; sie betraf meinen Vetter. Von vielen Menschen wurde sie aber für wahr gehalten, und trotzdem blieb Ihr Glückwunsch der einzige und um so erfreulichere. Wahrscheinlich fühlten sich die anderen verletzt durch das Ausbleiben einer persönlichen Benachrichtigung.

Nehmen Sie also, lieber Freund, meinen herzlichen Dank und lassen Sie mich Ihre Wünsche als ein gutes Vorzeichen auffassen. Ich gehe sogar so weit, Sie zu bitten, daß ich Ihr liebes Hochzeitsgeschenk behalten darf in der Hoffnung, daß es nicht das einzige meines Lebens bleibt, jedoch, wenn ich bitten darf, ohne die strikte Verpflichtung, unter allen Umständen die Gegenleistung einhalten zu müssen. Unter der letzteren verstehe ich nicht das Gegengeschenk, das ich hoffentlich in sehr kurzer Zeit bei Ihrer Vermählung überreichen darf, sondern lediglich die nachträgliche Erfüllung der Voraussetzung.

Mit herzlichen Wünschen für ein gutes neues Jahr

Ihr freundschaftlich ergebener W. Rathenau.

1911.

51. AN DR. ALFRED APFEL, BERLIN. 31. 1. 1911.

„Wenn die deutschen Juden sich über die Vorenthaltung bürgerlicher Rechte beklagen, so sollten sie bedenken, daß sie als Gesamtheit bisher so gut wie nichts unternommen haben, um den Staat zu einer Änderung seiner Judenpolitik zu bestimmen."

Rathenau.

52. AN DR. VICTOR W. STORZ. Berlin, 7. 2. 1911.

Lieber Herr Storz!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundlichen ermutigenden Zeilen.*) Sie haben ganz recht: es ist nicht immer ganz leicht aequam servare mentem. Immerhin habe ich mir gedacht, daß die Erhebung der Diskussion in ein etwas reineres Klima den Vorteil hat, daß verständige Menschen, die sich bisher mit Achselzucken von diesen Konflikten ferngehalten haben, sich leichter entschließen, eine Stellung zu nehmen, und Ihr freundliches Beispiel beweist, daß diese Erwägungen nicht ganz falsch waren.

Ich hätte nie erwartet, eine so große Anzahl von Zustimmungen zu bekommen, wie es in der letzten Zeit geschehen ist. Die Sache selbst kann mich propagandistisch nicht befassen, aber ich glaube, daß ein in die Welt gesetztes Wort niemals ganz nutzlos bleibt, wenn es einen an sich verständigen Gedanken ausspricht.

Mit freundlichem Gruß Ihr W. Rathenau.

53. AN HERMAN KROEPELIN. 22. 2. 1911.

Lieber Herr Kroepelin!

Schönsten Dank für das Bild Ihres Jungen und freundlichste Grüße für Original und Autor. Der Junge erinnert mich merkwürdig an einen kleinen Kerl, den ich sehr gut gekannt habe und aus dem leider nachher Ich geworden bin, der alte Kerl, den Sie in Ihrer Freundlichkeit so grenzenlos überschätzen. Nehmen Sie ihn gut in acht!

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

*) Betr. „Kritik der Zeit."

54. AN LANDRAT A. D. RÖTGER, BERLIN.

Berlin, 31. 3. 1911.

Sehr geehrter Herr Landrat!

Der Architekt, den ich beschäftigt habe,*) heißt Johannes Kraaz; er ist mir seit langer Zeit als ein tüchtiger und zuverlässiger Mann bekannt. Grundriß und alle Zeichnungen der Anlage sowie der Details habe ich selbst entworfen, die Herstellung aller Ornamente selbst angegeben und überwacht, und die ganze innere Ausschmückung mit Hilfe von einigen Malermeistern und Stukkateuren selbst besorgt.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre W. Rathenau.

55. AN PROFESSOR DR. KARL JOËL, BASEL. 5. 5. 1911.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie haben recht: die Zahl der Äußerungen, die zustimmend und ablehnend meine Ausführungen**) beantworteten, war groß. Aber an Stärke und Klarheit der Gedanken konnte sich keine mit dem Inhalt Ihres Briefes vergleichen.

Ich fühle, daß wir in vielen Dingen übereinstimmen. Vielleicht auch in der Grundfrage, die jedesmal dann auftauchen muß, wenn die letzten Reste prophetischer Gesinnung, die stets eine oppositionelle Gesinnung war, sich hervorwagen. Es gilt dann eine Einkehr zu halten und in dem Bewußtsein, daß die intellektuelle Höhe einer Volksgemeinschaft das Maß der Verantwortung für ihre Vorzüge und Fehler bestimmt, sich klar zu machen, welche Wege heute und vielleicht auch vorzeiten dem Judentum innerlich verschlossen waren.

Es handelt sich nicht um Durchschnittsbestimmungen, sondern um die Vergleichung der besten

*) Beim Bau des Hauses Grunewald, Königsallee 65.

**) Betr. „Kritik der Zeit".

Elemente auf beiden Seiten (wenn auch unter Ausschluß der Genialitäten), wenn man sich eingestehen muß, daß das Maß der Transzendenz, das in östlichen Völkern enthalten ist, nicht den Vergleich aushält mit okzidentaler Veranlagung. Ob hier tatsächlich der „rassige Leib", wie Sie es nennen, den Geist beherrscht, lasse ich dahingestellt. Als ein äußeres Maß der transzendentalen Fähigkeit erscheint mir der materielle Beigeschmack, den alle Glaubens- und Sittenlehren des Ostens mit Ausnahme der indischen an sich haben und der in seltsamer Weise selbst den erleuchtetsten rassigen Völkern unfühlbar zu sein scheint. In der verfänglichsten Weise äußert sich dies, wenn man auf Kritiken des Neuen Testaments stößt, wie sie mir in den letzten Wochen durch diese Kontroverse mehrfach zugetragen worden sind.

Es ist eine wohltätig-wunderbare Erscheinung, daß alle Genialitäten die Umkehrung der Eigenschaften ihres Nährbodens und damit einen notwendigen Ausgleich in die Welt zu bringen bestimmt scheinen. So haben die Genialitäten des Judentums die stärksten transzendentalen Anschauungen und Forderungen vertreten, die jeweils in ihren Epochen möglich waren. Gerade deswegen aber sind sie für die eigenen Massen wirkungslos geblieben und haben ihre Spiegelungen lediglich in Nationen stärkerer transzendenter Veranlagung gefunden.

Diese Ausführungen scheinen nicht praktisch zu sein, und doch liegen sie aller Praxis zugrunde; am stärksten derjenigen, mit der wir uns beide hier zu befassen hatten: der Frage der wechselseitigen Volkssympathien.

Es tut mir leid, daß wir bisher keine Gelegenheit gefunden haben, über diese Gegenstände mündlich zu verhandeln. Ich habe nicht gewußt, daß Sie in Berlin

waren, sonst hätte ich Sie gern um eine Zusammenkunft gebeten. Nach Basel komme ich ab und zu, doch ist der Tag des Aufenthalts von Geschäften absorbiert. Bleibt mir eine freie Stunde, so werde ich mich bei Ihnen melden.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

56. AN DR. TH. RICHTER, SPANDAU. Berlin, 5. 5. 1911.

Sehr geehrter Herr Richter!

Haben Sie herzlichen Dank für das schöne und bedeutende Zitat aus Meister Eckart. Alles, was seit Urzeiten bis auf den heutigen Tag im Sinne dieser Fragen ausgesprochen worden ist, ist das gleiche: Jede Zeit hat ihre Sprache, und so klingt es manchmal verschieden. Alle Äußerungen dazu, die dem Geistigen gerecht werden, finden ihre Bestätigung in der sichtbaren Natur, und so hat sie in vollkommenster Weise der alte Meister auf das Phänomen des Lebens bezogen....

Mit ergebenstem Gruß der Ihre Rathenau.

57. AN PROFESSOR DR. CARL CLEMEN, BONN.

Berlin, 21. 8. 1911.

Verehrter Herr Professor!

Mit lebhaftem Interesse habe ich Ihre schöne Abhandlung über Totemismus gelesen. In der ersten Pause zwischen dem ersten und dem zweiten Teil konnte ich nicht unterlassen, mir eine Lösung zu bilden, die ich in der Fortsetzung zu finden hoffte. Lassen Sie freundlichst diese kleine Enttäuschung als Entschuldigung gelten, wenn ich Sie nun mit einer Kindlichkeit behellige. Eine solche ist es; Sie finden ihre Erklärung darin, daß meine Erinnerungen mit Deutlichkeit bis in mein zweites Lebensjahr hinaufreichen, und

daß mir die Denkweisen sehr früher Kindheitsperioden noch immer geläufig sind.

Wir alle wissen, daß Knaben gruppenweise nur Feinde oder Bundesgenossen sein können. Um sich zu vereinigen und zu unterscheiden, brauchen sie Begriffe, die sie selten der natürlichen Gemeinschaft entnehmen. Sie sagen nicht „wir Jungen aus der Turmstraße" oder „wir Lehmanns" führen mit „Schulzes" Krieg — denn Namen und Herkommen sind ihnen gleichgültig; es ist übrigens die Frage, ob Stämme in frühen Zeiten schon für sich selbst Namen kannten —, sondern sie greifen als „Indianer" die „Weißen", als „Räuber" die „Polizisten", heute vielleicht als „Marokkaner" die „Franzosen" an.

Sie wählen eigentlich diese noms de guerre durchaus nicht ausschließlich aus der romantischen Erfahrung, sondern teilweise aus dem Tierreich, teilweise ganz phantastisch. Als ich mit etwa vier Jahren drei Brüder in ähnlichem Alter kennen lernte, war ich gar nicht erstaunt über die Frage, ob ich ein Himmelschimmel oder ein Fuchs sei; in einem Falle wäre ich ihr Freund, im anderen müßten wir kämpfen.

Den Primitiven standen literarische Analogien nicht zur Verfügung, sie mußten sichtbare oder phantastische Personifikationen wählen, mit denen sie alsdann, — dies ist auch bei Knaben der Fall — vollkommen identisch wurden. Denn der Knabe nennt sich nicht Indianer oder Wolf, er i s t ein Indianer oder ein Wolf und fühlt sich gekränkt, wenn man dies bezweifelt. Er kann sich weder umtaufen noch etwas anderes unternehmen, was seinem Totemcharakter zuwider läuft. Das hat natürlich nichts damit zu tun, wie er sich zu den übrigen Individuen seines Sammelbegriffs stellt; deshalb scheint es mir irrelevant, ob gewisse Stämme ihre Totemtiere verzehren oder nicht.

Durchaus möglich ist es nach dieser Betrachtungsweise, daß Stammnamen auf diese noms de guerre oder Kampfsymbole, wie ich sie nennen würde, zurückgehen.

Der Vorgang der Kampfsymbole hat sich übrigens im mittelalterlichen Wappenwesen, wenn auch spielend, wiederholt. Die letzten Ausläufer könnte man in den Gasthausschildern finden, die dem einfachen, des Lesens unkundigen Gast ein sichtbares Merkbild entgegenhielten.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

58. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD.

Westerland, Sylt, 25. 9. 1911

Liebe Frau Minka!

Es müssen doch von gutgesinnten und etwas zauberkundigen Menschen, zu denen Sie gehören, ganz seltsame Kräfte ausgelöst werden.

Ihr lieber Brief erfreute mich am späten Abend eines guten Tages. Ich hatte unter einer Arbeit, die mich mehrere Jahre lang beschäftigt hat, einen Strich gemacht, zum Zeichen, daß sie nun bis auf weiteres beschlossen sein soll. Da kam ein Wort von Ihnen, das auf seltsame Weise mit den Schlußsätzen dieses Aufsatzes zusammenklingt, der freilich in seiner Abstraktion und etwas gewaltsamen Verkürzung Ihnen nicht so behagen wird, wie ich es mir wohl gewünscht hätte. Deshalb zögere ich auch, ihn zu veröffentlichen.

Auch die Nachklänge von Skagen kamen hier an diesem Nachbarstrand höchst willkommen. Es wird jetzt einsam an der See und die gewaltigen Sonnenuntergänge, die dieses Jahr durch allerhand kosmisches Wesen gesteigert scheinen, finden vor einem sehr kleinen Publikum statt, während die übrigen mensch-

lichen Genüsse glücklicherweise nach und nach versiegt sind.

Ich denke noch diese zweite Woche hierzubleiben und dann hinter meinen Ladentisch zu kriechen.

In Freienwalde war es bis zu Ende schön, das Wetter zu schön, man durstete mit den Bäumen. Jetzt endlich hat es etwas geregnet.

Ich wünsche Ihnen und Bernt einen schönen und glücklichen Winter, aber — verzeihen Sie es mir — keinen mehr so langen wie den letzten. Ich möchte nicht mehr bis in den Mai auf Sie warten. Freilich, Ihnen eine „Berliner Saison" zuzumuten, wäre hart, ich mute mir selbst keine zu. Aber vielleicht treffen wir uns einmal früher im Jahr, auf dem Land oder an der See.

Seien Sie und Bernt aufs herzlichste gegrüßt.

In Freundschaft und Ergebenheit der Ihre

Walther Rathenau.

59. AN S. HIRZEL VERLAG, LEIPZIG. Berlin, 7. 10. 1911.

Es wird demnächst ein kleines Buch von mir erscheinen, das ich leider nicht Ihrem Verlage übergeben konnte. Der Grund ist der, daß der Hauptteil des Inhalts für eine Zeitschrift bestimmt war, die ihn angeregt und von mir die Zusage der Veröffentlichung erhalten hatte. Da nun der Aufsatz für den Rahmen der Zeitschrift zu groß wurde und ich mich entschloß, ihn zum Buch zu erweitern, konnte ich nicht umhin, die Zeitschrift zu befragen, ob sie bereit sei, mich von ihrer Priorität hinsichtlich des Anspruches zu entbinden, in der Absicht, die Veröffentlichung Ihnen vorzubehalten. Eine juristische Bindung bestand freilich nicht, indessen bin ich von meinen Geschäften her

gewohnt, moralische Bindungen ebenso strikt zu behandeln wie formelle, und so konnte ich, als die Zeitschrift mir den dringenden Wunsch aussprach, das Buch für ihren Stammverlag vorbehalten zu wissen, nicht anders handeln als oben erwähnt.

Ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, in Zukunft wieder mit Ihnen zu arbeiten, glaubte aber, eine ausführliche Erklärung des Zwischenfalls Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Dr. W. Rathenau.

60. AN DR. STEFAN ZWEIG. Berlin, 28. 11. 1911.

Mein lieber Herr Zweig!

Aufs herzlichste danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen, und Ihre Sendung erwarte ich mit Ungeduld. Möge Sie das quälende Gefühl der Abneigung gegen Erledigtes nie verlassen! Es ist der einzige sichere Beweis des Aufstieges. Möge der Drang zur Aktivität Sie nie verlassen, der das schönste Jahrzehnt so mutig einleitet! Es ist der Trieb, der allen Saft in Frucht verwandelt, das männlichste Prinzip des Lebens.

Auch danke ich Ihnen für die Absicht, über mein Buch zu schreiben, obwohl ich nicht weiß, ob Sie mir damit Gutes tun.

Bisher habe ich in einer seltsamen Anonymität gelebt, die undurchdringlich, weil vollkommen offenkundig war. Bei Allan Poe ist ein Brief unauffindbar versteckt, weil ein Kenner der Menschen ihn auf die Visitenkartenschale des Salons gelegt hat. Heute schreiben mir aus Hamburg und Zürich zwei Menschen das Gleiche, der Reeder Ballin und der Präsident der

Kreditanstalt, Frey: „Wie kommt es, daß Sie Zeit finden, Bücher zu machen?"

Wollte ich ihnen antworten: das ist mein Leben, das andere ein Spiel, so würden sie Vertrauensleute beauftragen, über meinen Gesundheitszustand zu berichten.

In meiner Anonymität genoß ich jede Freiheit: Meine Bücher waren wie in einer Geheimschrift geschrieben. Sie gingen von Hand zu Hand, man blätterte sie lässig durch, suchte nach einem, das einem Bonmot ähnlich sah und verzieh mir die krausen Schrullen in Anbetracht dessen, daß man mich in der Verwaltung meiner Industrien brauchbar fand. Auch von meinen literarischen Freunden hat kaum einer auch nur einen Aufsatz von mir gelesen. Sie duldeten mich als jemand, der dank heterogenen und dilettantischen Interessen auf „ihre" Ideen anregend wirkte, und dachten einigermaßen verächtlich vom industriellen und finanziellen Leben, weil einer, der mit bescheidenen Mitteln in Architektur, Naturwissenschaft und Schreiberei dilettierte, auf diesem, sonst ernst betrachteten Gebiet Erfolge haben konnte. Wo Sie (außerhalb der Finanz, Industrie und Politik) nach mir fragen, antwortet man Ihnen: „gescheut, vielseitig, nicht ganz seriös".

In dieser Hülle war es mir möglich, unbeobachtet, ungeschwächt, ununterbrochen und leise zu Kindern und Enkeln zu reden. Hierin kann ich mich nicht täuschen. Ein Juwelier kennt seine und seiner Nachbarn Ware. Er weiß, welcher Stein echt und welcher unecht ist, und kennt er die Preise der fremden Steine, so kennt er die Preise der eigenen, gleichviel ob man sie kauft oder nicht. Wer sein Leben lang Gedanken gebraut und manchen in die Wirklichkeit übersetzt hat, ist nicht über sein Geschäft zu täuschen, wenn er

weiß, daß andere sich mit Dingen plagen, die für ihn erledigte Voraussetzungen sind.

Diese Erwägungen, die ich nie zuvor ausgesprochen habe — werden Sie sie als Größenwahn ansehen? Ich kann's nicht glauben, denn Sie sind ein Dichter und wissen im menschlichen Herzen Wahres und Gefälschtes zu sondern. Ich aber sage mir: Wenn nun zum erstenmal ein Mensch von Bedeutung über mein Buch schreibt, wie ich glaube, manches billigt, und damit dem Buch und Autor einen Rang gibt: ist es dann nicht am Ende vorbei mit der Anonymität, der Tarnkappe, der Narrenfreiheit? Denken Sie das durch, lieber Freund, und wenn Sie dennoch schreiben, so loben Sie mich nicht — oder nur als Kaufmann.

Herzlichst der Ihre Walther Rathenau.

61. AN FRITZ VON UNRUH. Berlin, 15. 12. 1911.

Lieber Herr von Unruh!

Eben habe ich die Aufführung Ihres schönen Werkes gesehen*). Ich beglückwünsche Sie von Herzen. Lange ist Preußen so nicht verherrlicht worden. Es wird eine Zeit kommen, die es Ihnen dankt.

Mit herzlichem Gruß der Ihre

W. Rathenau.

62. AN MORITZ HEIMANN. Berlin, 15. 12. 1911.

Mein lieber Herr Heimann!

Gern hätte ich dem Judenaufsatz eine neue Fassung gegeben, aber der Stoff hätte ganz anders zusammengerafft werden müssen, und es wäre eine Ar-

*) Uraufführung der „Offiziere" im Deutschen Theater am gleichen Tage.

beit entstanden, die mir einen gewissen Zwang aufgelegt hätte; denn es wird mir schwer, auf eine verlassene Gedankenreihe zurückzukommen und sie mit gleicher Liebe zu behandeln wie neue Zusammenhänge.

Den Abrüstungsaufsatz und das Theorem möchte ich beibehalten, weil sie in engem Zusammenhang mit dem Gedankenkreis der Hauptarbeit stehen. Der eine Aufsatz ist die praktische Exegese dafür, wie ich im Gegensatz zu der kritisch behandelten gegenwärtigen Politik Staatsaufgaben behandelt zu sehen wünsche. Es liegt hier sozusagen der Musterfall des üblichen Fehlers vor. Das Theorem ist vielleicht etwas dunkel gehalten, aber doch mehr als ein Gleichnis: Es überträgt die mechanistische Auffassung auf die organische Welt und kommt zu dem eigentlich unerhörten Schluß, daß der tierisch-menschliche Organismus nicht als ein Zellenstaat, sondern als ein Staat selbständiger lebender Wesen aufzufassen ist. Geheimrat Wassermann, die erste Autorität auf diesem Gebiet, war erstaunt über die Tragweite dieser Vorstellung, und veranlaßte mich, sie schriftlich niederzulegen.

Die Fassung des Inhaltsverzeichnisses für die erste Arbeit enthält, wie ich zugeben muß, eine Marotte, indem der Obertitel „Die Mechanisierung der Welt" sich bei jedem Kapitel wiederholt. Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen den Grund sage: Mir erscheint dies Kompendium als eine Enzyklopädie der gesamten modernen Welt, und jedes Kapitel als ein Band, der es auch sein müßte, wenn die Dinge in solcher Ausführlichkeit behandelt worden wären, wie der Gegenstand nach deutscher Sitte es fordert . . .

In aufrichtiger Verehrung Ihr Rathenau.

63. AN PROFESSOR ALFRED LICHTWARK, HAMBURG.

Grunewald, 17. 12. 1911.

Lieber Freund!

Eine große Freude haben Sie mir mit der Sendung des Jahrbuches gemacht. Seit Jahren hatte ich es entbehrt, Sie über Ihre eigensten Dinge sprechen zu hören; jetzt bleiben die nächsten ruhigen Abende Ihnen gewidmet. Sie wissen, daß alles, was Sie der Mitwelt sagen, mich aufs lebhafteste interessiert und erfreut; wollen Sie mir dann und wann etwas von Ihren Veröffentlichungen zugänglich machen, so bin ich Ihnen aufrichtig dankbar.

Auf frohe Feiertage und baldiges Wiedersehen!

Freundschaftlich der Ihre Walther Rathenau.

1912.

64. AN DR. CARL STERNHEIM, HÖLLRIEGELSKREUTH.

Berlin, 10. 1. 1912.

Lieber Herr Sternheim!

Meine industrielle Tätigkeit zwingt mich, der Presse als Privatunternehmer gänzlich fern zu bleiben. Ich muß in jedem Augenblick erklären können, daß ich auf die öffentliche Meinung keinen anderen Einfluß ausübe als den durch meine der*) Kritik unterstellten Arbeiten. Schon jetzt werde ich vielfach für Preß-Kampagnen verantwortlich gemacht, denen ich fernstehe und die ich daher abschütteln kann. Geheimnisse gibt es nicht. Sobald es bekannt würde, daß ich mich auf eigene Faust in das publizistische Handwerk gestürzt habe, würden Folgen entstehen, die ich schwer zu verantworten hätte.

Mit aufrichtigem Gruß Ihr W. Rathenau.

*) Handschriftliche Nachschrift: Solches Deutsch kommt beim Diktieren heraus!

65. AN HERMAN KROEPELIN. Berlin, 20. 1. 1912.

Lieber Freund!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren lieben und schönen Brief. Sie wissen, für wen man Bücher schreibt. Für sechs Menschen. Und wenn einer oder gar zwei sie mit dem Herzen gelesen, so ist das ein Glück, das kein anderer ahnen kann.

Sie wollen über das Buch schreiben? Lieber, ich warne Sie. Wenn Sie nicht in das abgestempelte Urteil einstimmen, das lautet „geistreich, kühl, Dilettant auf sechzehn Gebieten, leidlicher Kaufmann", so werden Sie ausgelacht. Die Leute wollen mich so haben, und ich bin zufrieden, wenn sie mich als unschädlichen Narren gewähren lassen. Sie fragen mich: „wo finden Sie nur Zeit für solche Allotria", und wenn ich ihnen sagte, daß das mein Leben ist, so würden sie zum Arzt schicken. Seien Sie vorsichtig, lieber Freund, es gehört nicht zum guten Ton, mich gut zu behandeln.

Daß Sie Brahms Sturheit so männlich nehmen, entspricht ganz meinem Empfinden. So kommt die Welt voran, wenn jeder sagt: noch einmal. Aber lassen Sie das Drama drucken. Es beginnt damit sein bürgerliches Leben, vielleicht ein kräftigeres als auf der Bühne, die Hauptmann „Hasardtisch" nennt.

Auf bald in Berlin!

Herzlich der Ihre Walther Rathenau.

66. AN DR. STEFAN ZWEIG. Berlin, 22. 1. 1912.

Mein lieber Herr Zweig!

Ihre schöne Sendung ist eingetroffen. Nochmals herzlichen Dank.

Zunächst habe ich mit starker Bewegung die große

Studie über den Panamakanal gelesen. Sie nähern sich jetzt dem zweiten Pol des *Δός μοι ποῦ στῶ*, dem Pol des Willens.

Hierin begegnen wir uns: den einen Hebel auf die Seele gestützt, den anderen auf den Willen, das ist die Gegenkraft, die unsere Zeit verlangt.

Heute hoffe ich das Drama zu beginnen.

Herzlich der Ihre Walther Rathenau.

67. AN DR. ERNST FRIEDEGG, BERLIN. Berlin, 27. 1. 1912.

Sehr geehrter Herr!

Was wir brauchen, ist: Ziele in der auswärtigen, Ideen in der inneren Politik. Ich hoffe die Zeit zu erleben, in der Deutschland wieder die Stelle einnehmen wird, die ihm kraft geistiger Werte zukommt. Von diesem Reichstag erwarte ich die Emporführung neuer Epochen noch nicht.

Noch immer ist unsere Regierung erheblich machtvoller als das Parlament. Sie wird dem Reich den höchsten Dienst erweisen, wenn sie sich zwei geschichtlichen Faktoren nicht verschließt: dem Tauwetter, das seit einigen Jahren vom äußersten Osten bis zum fernsten Westen das politische Klima der alten Welt mildert, und der Tatsache, daß 60 Prozent der Deutschen in die Opposition gedrängt sind. Zwei Pflichten sind zu erfüllen: die Beseitigung der verfassungswidrigen Wahlkreisgeometrie im Reiche und die Änderung des unwürdigen Wahlrechts in Preußen.

Aufgaben dieser Bedeutung ist die heutige Majoritätsgruppe schwerlich gewachsen, weder an innerer Homogenität noch an politischer Befähigung. Man wird sich begnügen müssen, wenn ohne allzuviel Kraftvergeudung um die nebensächliche Präsidentschafts-

frage zunächst die Wehrvorlage und ihre Deckung durch die Erbschaftssteuer erledigt sein wird.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Dr. W. Rathenau.

68. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD. Berlin, 2. 2. 1912.

Meine liebe gnädige Frau!

Doppelt schwer fällt mir Ihr Brief aufs Herz: Gestern konnte ich nicht zu Ihnen kommen, denn Lichtwark war bei mir. Heute hat sich ein Fremder angemeldet. Morgen bin ich in Gotha. Von Dienstag ab aber ist jeder Abend frei, dann hoffe ich Sie, Bernt und Wasmann zu sehen.

Trauriger macht mich, daß Ihnen mein Buch Widerstand leistet. Also muß es einen Einschlag haben, der nicht klar ist. Was gut ist, ist klar, und was klar ist, verstehen Sie. Auch der Traum gibt mir wenig Hoffnung, denn Sie sagten mir: Auch was zwischen den geträumten Zeilen stand, war Ihnen nicht lesbar.

So versuchen Sie es in Gottes Namen mit den Rosinen! Aber was geschieht, wenn Sie finden, daß es gebackene Schaben sind?

Ganz gebe ich doch die Hoffnung nicht auf; was mir beim Denken so wichtig und notwendig, beim Niederschreiben so deutlich war, das wird Ihnen doch am Ende ein wenig von meinem Leben übermitteln. Sonst wird mir nichts anderes übrigbleiben, als in diesem Jahr ein Buch für Sie allein zu schreiben, das keine Technik mehr enthalten soll.

In herzlicher Verehrung der Ihre

Walther Rathenau.

69. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD. Grunewald, 16. 2. 1912

Meine liebe gnädige Frau!

Herzlichen Dank für Ihren guten Brief, den ich nach meiner Heimkehr aus Hamburg erst heute beantworten kann.

Die Wortbezeichnungen halte auch ich für unwesentlich, weil jeder seine eigene Sprache spricht und sprechen muß. Ich selbst habe mich an folgende Namen gewöhnt: Instinkt — das unterbewußte, undifferenzierte Denken. Das Denken des Leibes.

Geist — das bewußt differenzierte Denken. Das Denken des Gehirns. Niedere Form: Verstand. Höhere Form: Vernunft.

Seele — das unbewußt differenzierte Denken. Das Denken des Herzens. Der Beginn des neuen Lebens.

Das Absolute oder Transzendente — das Denken ohne Schranke der Persönlichkeit. Das Universelle, Göttliche, Übersinnliche.

Aber das sind Wörterbuchunterscheidungen. Man kann das alles auch anders nennen. Wichtig ist nur, daß man die Begriffe empfindet.

Ihr Indisches Buch gebe ich Ihnen mit herzlichem Dank zurück. Wer es auch geschrieben haben mag: es ist fast alles im Sinne meines Empfindens.

Ihren Landauer lese ich eben. Ich wollte, er schimpfte weniger. Aber er schimpft mit Begeisterung aus einem vollen Herzen: wie die kleineren Propheten, Amos, Hosea und wie sie heißen.

Ich hoffe Sie und Bernt bald zu sehen.

In Verehrung der Ihre

Walther Rathenau.

70. AN OSKAR LOERKE, BERLIN. Grunewald, 17. 2. 1912.

Mein lieber und verehrter Herr Loerke!

Haben Sie Dank für Zustimmung und Einwand. Wer Kunst beurteilen will, muß, meiner Auffassung nach, nicht notwendig Künstler, wohl aber musikalisch sein. An musischen Geistern und Ohren ist unser Mangel nicht so groß wie an musischen Augen. Wessen Ohr musikalisch ist, der wird eine Melodie wiedergeben können; wessen Geist musikalisch ist, der wird einen Satz bauen, einen Vers behalten oder komponieren können. Und so fort. Der Übergang von der rezeptiven zur produktiven Begabung ist stetig: daher der Dilettantismus.

Es gibt noch heute Völker von fast durchgehender musischer Begabung. Italien akustisch, Frankreich optisch.

Der amusische Mensch — also der, welcher keine eigenen Erinnerungsbilder von optisch, akustisch oder poetisch Erlebtem in sich trägt, besitzt nicht das Maß, und somit nicht das Urteil.

Das schließt nicht aus, daß ein poetisch Amusischer z. B. die Schilderung eines Brandes in einem Roman berichtigen kann, weil ihm die logische oder konstruktive oder historische Kenntnis zur Seite steht. Das ist aber kein Kunsturteil; ebensowenig, wie wenn ein Offizier auf einem Schlachtenbild die Achselabzeichen oder Feldflaschen bemängelt.

Die Urteile des Laien, vor allem des Volkes, unterschätze ich nicht, im Gegenteil: ich wünschte, daß wie in älteren Zeiten das Volk zum Mitgenießen herangezogen, ja mehr noch, zum eigentlichen Besitzer der Kunst gemacht würde. Aber ein in seiner Totalität amusisches Volk mir vorzustellen, ist mir unmöglich.

Amusisch ist in vielen Fällen das Publikum, am meisten das „gebildete".

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

71. AN HERMAN KROEPELIN. Grunewald, 25. 2. 1912.

Mein lieber Herr Kroepelin!

Für Brief und Sendung herzlichen Dank. Um so herzlicher in einer Zeit, die voll der schwersten Sorgen war und noch immer nicht ganz zuversichtlich ist. Mein Vater mußte eine sehr ernste Operation durchmachen; die schlimmsten Tage sind vorüber, aber die Gefahr ist noch nicht ganz behoben.

Gut Glück zum Flotow! Es ist wenigstens nicht der mit den Opern. Ich werde Sie mit einem verstorbenen Herrn von 80 Jahren bekannt machen, der mich zuweilen besucht, einem der merkwürdigsten Menschen, die ich kenne. Er ist wieder einmal seit einem Jahr tot und wird deshalb wohl bald wiederkommen in seinem gelben Überzieher; vorigen Sommer war er in Freienwalde. In seinen jeweiligen Lebzeiten macht er Künstler berühmt, vor Jahren Liebermann, dann Munch, jetzt Däubler. Seine Mutter war eine Flotow, darauf ist er sehr stolz, obwohl er sein Selbstbewußtsein in einen Philosophenmantel von Demut wickelt. Einer der sechs urteilsfähigen Menschen, die jedes Zeitalter hervorbringt: Maler, Literat, Polyhistor und Vagabund, Besitzer einer wundervollen Bildersammlung, die kein Mensch kennt, und zeitweilig einer Schlafstelle, die auch kein Mensch kennt. Letztes Jahr habe ich ihn mit Hauptmann zusammengebracht, den er sehr interessierte; er ist noch so jugendlich wie vor 20 Jahren, als ich ihn kennenlernte, und hat noch den

gleichen rötlichen Mephistokopf. Damals wurde er von seinen Bekannten auf 75 Jahre geschätzt . . .*)

Herzlichen Gruß für Sie beide und frohes Fest!

Der Ihre W. Rathenau.

72. AN PROFESSOR DR. KARL JOËL. Grunewald, 17. 3. 1912.

Mein lieber Herr Joël!

Eine Reihe von kleineren und größeren Reisen hat mir die letzten Wochen zersplittert. So kann ich erst heute für Ihren schönen und gedankenvollen Brief von Herzen danken. Ich habe ihn oft gelesen, mit der Freude, die diese schönste Erscheinung zeitigt: wenn zwei Menschen sich auf ihren Planetenbahnen begegnen, sich grüßen, sich verstehen und empfinden, daß ihre vorgeschriebenen Wege sie niemals ganz entfernen und immer wieder nähern müssen.

Dieses Problem mußte ich, wenn auch der Gefahren bewußt, von zwei Seiten ergreifen: von der politisch-temporären und von der zeitlos-ideellen. Im zweiten Sinne bleibt es ein Evolutionsvorgang des Geistes, und selbst die Sehnsucht hat stillzustehen vor der Unfehlbarkeit des inneren Gesetzes, das nur vernünftig sein kann.

In der praktischen Reihe jedoch, da, wo es sich darum handelt, für die materielle Denkform nutzbringend und konstruktiv zu sein, mußte ich in der Sprache der Dinge reden. Die ganze sichtbare Welt betrachte ich als einen Bilderschatz, als eine Chrestomathie, ja eigentlich nur als eine vereinbarte Sprache, deren Formeln dazu dienen, an den Mitgeist anzuknüpfen.

In dieser Reihe erscheinen mechanische Begriffe; es erscheinen aber auch momentane Begriffe, Übergangsdinge ohne höhere Realität als eine Luftdruck-

*) Albert Kollmann.

kurve oder eine Briefadresse. Hier gilt es aber in vereinbarter Sprache zu reden; so wie ich mich etwa beim Konstruieren einer Dynamomaschine der Kraftlinien bediene ohne Prüfung des realen Adäquats.

Nur in dieser Reihe lasse ich die Rassen gelten. Aber auch hier nur in dem Sinne, den etwa ein Bild erläutern mag: In guten Jahren trägt eine Rebe des Rheingaus andere Trauben als in schlechten. Aus einer 1903er Traube kann ich keinen 1905er Wein machen. Beide Weine sind sehr verschieden; zwar lassen sie sich mischen, doch haben sie ihre besonderen Qualitäten. Und doch sind sie beide Marcobrunner! Und in der Geschichte Marcobrunns bleibt es sich gleich, wie die Jahre folgen: Es ist eine gute Lage, sie wird immer wieder tragen, und die mütterliche Rebe wird jedes Blut, das ihr der Boden und der Himmel zuströmt, in Geist verwandeln, gleichviel, ob einmal blonder oder dunkler die Traube.

Der Weinhändler wird aber seine Jahrgänge sondern und jeden nach seinem Können entwickeln.

Ich hoffe, daß wir auch in diesem Sommer die Gelegenheit finden, im Freien auf diese Dinge zurückzukommen. Bis dahin werde ich auch Ihr Buch, auf das ich mich, als auf ein Verbotenes, im stillen freue, gelesen und genossen haben.

Mit herzlichem Gruß der Ihre Walther Rathenau.

73. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD. Grunewald, 1. 4. 1912.

Meine liebe gnädige Frau!

Erst heute kann ich Ihnen für Ihren gütigen, schönen Brief von Herzen danken.

Ich denke ganz wie Sie: Daß diese alten Leiden etwas Organisches hatten, geht daraus hervor, daß ich

ohne eine Spur von Bitterkeit und Vorwurf daran zurückdenke. Ich könnte diese Jahre nicht noch einmal erleben, aber ich fühle, daß sie mein Eigen geworden sind.

Ein sehr schönes Buch kam dieser Tage in meine Hände: ausgewählte Gesänge aus Dante, von George übersetzt. Der Druck liest sich schwer und die Verse haben manche Seltsamkeit; aber es gibt kaum eine edlere Übertragung. Ich habe das Buch einem jungen Menschen geschickt, der seinen Vater verloren hat, und den ich sehr gern habe, sonst fügte ich es bei.

Auf meinem Tisch duften heut abend die ersten Veilchen aus Freienwalde. Wenn sie morgen früh noch frisch sind, so schicke ich Ihnen welche (obgleich ich fürchte, daß gepflückte Blumen Ihnen als blutige Opfer erscheinen).

Mit herzlichen Grüßen für Sie und Bernt

in Freundschaft und Verehrung der Ihre

Walther Rathenau.

74. AN DEN LANDRAT DES KREISES TELTOW, BERLIN.

Berlin, 20. 4. 1912.

Ew. Hochwohlgeboren!

Ich bitte zu verzeihen, wenn ich mich als ein lästiger Einwohner des Grunewalds erweisen sollte, indessen glaube ich durch nachstehende Mitteilung auch anderen zu dienen.

Ich füge ein Strafmandat über 3 Mark bei, dem ich nachgekommen bin, und das zweifellos zu Recht erlassen wurde. Denn wie ich mich überzeugt habe, befindet sich allerdings am Eingang des Waldes eine wenig sichtbare Tafel, auf der unter 21 Zeilen eng gedruckter Schrift sich auch die Bestimmung befindet, was mit Hunden im Walde zu geschehen hat. Über ein

Jahr lang war diese Tafel mir, der ich kein Gewohnheitsleser langer Verordnungsformulare bin, völlig entgangen.

Sachlich stelle ich ganz ergebenst anheim, zu erwägen, ob nicht kleinere Teile des Grunewalds, in denen sich keine Spur von Wild befindet, also etwa die Gegend zwischen Grunewaldsee und Kolonie, von der Hundesperre befreit werden könnten. Wer als Tierfreund Freude daran empfindet, daß ein schönes und gesundes Tier auf einem Spaziergange einmal ein paar freie Galoppsprünge wagen darf, wird den Zwang, in einer völlig wildfreien Gegend Hunde an der Leine zu führen, nachempfinden, und viele werden Euer Hochwohlgeboren für eine Milderung der Bestimmung dankbar sein.

Ich wünsche nicht, Euer Hochwohlgeboren außer mit der Lektüre noch mit der Mühe einer Antwort zu belasten, und danke im voraus für gütige Kenntnisnahme eines bescheiden ausgesprochenen Wunsches.

Mit vorzüglicher Hochachtung Dr. W. Rathenau.

75. AN PROF. DR. FRANZ OPPENHEIMER, BERLIN.

Berlin, 1. 5. 1912.

Lieber Herr Doktor!

Selbst eine große Zunahme des Absatzes bedeutet für die Industrie keine Revolution. Jede unserer Industrien kann, bei dem gesunden Zustand, in dem sie sich befindet, heute ihren Absatz erweitern, und tut es. Der Geschwindigkeitsfaktor ist nur gehemmt durch die Zeit, die das Bauen erfordert. Fast in jedem Jahre steigert sich z. B. der Absatz der AEG um etwa 50 Millionen = zirka 15 Prozent. Eine Reduktion der Herstellungskosten tritt hierbei ein, doch lange nicht in gleichem Maße. Denn schon jetzt sind die Löhne

dauernd im Steigen. Die übrigen Lasten, die Modernisierung der Werke, die Abschreibungen und Umänderungen der Technik verschlingen sehr viel und fordern die Produktionssteigerung als Remedium an sich schon heraus.

Wenn unsere Inlandsproduktion nun auch wirklich eine Steigerung um eine Reihe von Milliarden erzielte, so würden bei unveränderten Löhnen die Kosten der Produktion um ein Mäßiges fallen, bei stark gesteigerten Löhnen aber würde dieser Vorteil ausgeglichen, und es würden, was das schwer Bedenkliche ist, in erster Linie die Rohprodukt-Industrien leiden, die ansteckend in geometrischer Progression die übrigen zurücktreiben. Denn wenn Kohle, Erze, Transporte, Kalk, Sand etc. teuer werden, so wird der Konkurrenzpunkt mit dem Auslande sehr schnell überschritten und die Industrien sterben ab.

Mit freundschaftlichem Gruß

Ihr sehr ergebener W. Rathenau.

76. AN RABBINER DR. DANIEL FINK, BERLIN.

Berlin, 1. 6. 1912.

Sehr geehrter Herr!

Aufrichtig danke ich Ihnen für den freundlichen Anteil, den Sie an meiner Schrift genommen haben.

Ich bitte zu entschuldigen, wenn ich in dieser Zeit, die durch die Krankheit meines Vaters für mich eine sehr bewegte ist, eine philosophische Kontroverse nicht mit aller Ausführlichkeit aufnehmen kann, doch möchte ich nicht darauf verzichten, Ihnen in ganz kurzen Worten die abweichenden Punkte unserer Auffassung zu erläutern.

Das Christentum oder irgendeine andere Religion für Ausschreitungen verantwortlich zu machen, die in ihrem Namen begangen werden, halte ich nicht für philosophisch zulässig. Nicht die reine Lehre ist es, die Blutschuld auf sich ladet, sondern das Mißverständnis und der geistige Zustand ihrer Bekenner. Selbst die göttlichste Lehre kann in die Lage kommen, mißverstanden zu werden.

In Paulus sehe ich nicht so sehr den großen Propagandisten der christlichen Lehre wie den tief empfindenden Menschen, der die schönsten Zeilen niedergeschrieben hat, die je eine menschliche Hand zu Papier brachte: den großen Hymnus auf die transzendentale Liebe.

Die synagogale Musik ist mir nicht fremd; ich habe sie, insbesondere an der Hand der ausgezeichneten Aufzeichnungen des früheren Breslauer Kantors Deutsch eingehend studiert und schätze sie hoch. Eine Parallele zu ziehen zwischen einer rein homophonen Melodik und dem gewaltigen kontrapunktischen Aufbau der deutschen Instrumental- und Chormusik ist mir nicht möglich.

Die Lyrik des Alten Testaments liebe und bewundere ich aufs höchste. Indessen kann ich auch hier — außer in dem vielfach mißbrauchten Worte Lyrik — keine Analogie finden zwischen ekstatischen und inbrünstigen Glaubensäußerungen einerseits und der reinen Verkörperung menschlicher Seelenstimmung in der griechischen und germanischen Poesie anderseits. Die Dichtungen des Jehuda Halevi sind mir nur aus Übersetzungen bekannt; ich habe in diesen eine hohe dichterische Begabung empfinden können, jedoch durchweg den orientalischen Geist wahrgenommen, der in arabischen, teilweise auch persischen Poesien vor-

waltet, und sehr wenig, was als der deutschen Dichtung verwandt angesprochen werden könnte.

Die Stellen des Alten Testamentes, die Sie zitieren, habe ich sämtlich nachgelesen. Es sind Aussprüche hohen Sittlichkeitsgefühls, die eine edle Barmherzigkeit lehren, jedoch durchweg irdischen und keineswegs transzendenten Inhalts. Sie nennen dies konkret und greifbar und äußern damit ein berechtigtes Lob dieser Verse, die sich auf irdische, ja teilweise auf materielle Dinge: Reichtum und Armut, Not und Linderung beziehen.

Die Bedeutung des Neuen Testamentes sehe ich, soweit sich solche Dinge in einem Wort zusammenfassen lassen, in seinem t r a n s z e n d e n t e n Inhalt. Auch hier finden sich ja Gebiete, die dem materiellen Leben angehören, doch gibt es nach meiner Erfahrung kein anderes Gesamterzeugnis menschlichen Geistes — selbst Plato, Franziskus, Eckart einbegriffen —, das so sehr die irdischen Gebiete im Schatten läßt, um auf die Höhen des Übersinnlichen und Übernatürlichen als auf das einzig Wesentliche hinzuweisen.

Deshalb bin ich auch nicht in der Lage, wie Sie es tun, Christus als eine politische oder staatsmännische Persönlichkeit aufzufassen, deren Pflichten auf ähnlichem Gebiet wie die von Stein, Hardenberg und anderen gelegen hätten. Vom Standpunkt der Transzendenz gibt es keinen Unterschied zwischen Zöllnern und Pharisäern, Römern und Juden, und politische Aufgaben versinken.

Von diesen Auffassungen ausgehend, kann ich auch der Zugehörigkeit zu kirchlichen Gemeinschaften keine allzu hohe Bedeutung beimessen. Kirche und Religion sind mir nicht identisch, und wenn ich auch den Wert des Ereignisses nicht unterschätze, daß Religionen

durch kirchliche Verfassung bis zu einem gewissen Punkte Gemeingut großer Gruppen werden können, so glaube ich doch, daß die Maßnahmen der Lehre, der Popularisation, der Kirchenverfassung, des Rituals und der Kirchenpolitik nicht den vollen Inhalt des individuellen Empfindens erschöpfen können. Ich habe weder mit kirchlich-jüdischem Liberalismus, dem Sie mich zurechnen, noch mit Jatho'schen Auffassungen, auf die Sie mich verweisen, mich irgendwie befaßt. Ob die Bande, die mich mit dem kirchlichen Judentum verbinden, stark oder schwach sind, kann ich nicht beurteilen und kann auch zu dieser Frage keine Stellung nehmen. Entscheidend muß für mich Überzeugung und Empfindung bleiben; kirchenpolitische Erwägungen treten hiergegen in den Hintergrund.

Ich weiß, daß ich mit diesen Zeilen möglicherweise die geistigen Gegensätze vertiefe, die uns trennen, habe aber nicht das Recht, einer mir in hohem Maße sympathischen Gemeinschaft des Denkens zuliebe Grundauffassungen zu verwischen, die von meiner Existenz nicht trennbar sind.

In vorzüglicher Hochachtung Ihr Dr. W. Rathenau.

77. AN VON LUCIUS. Berlin, 1. 6. 1912.

Mein lieber Herr von Lucius!

In einer Beziehung besteht zwischen uns ein Mißverständnis. Die aristokratische Besetzung der Staatsämter ist nicht das, was mich in erster Linie besorgt macht, sondern der Mangel einer selbständigen Auslese. Aus welchen Gesellschaftsschichten sich tüchtige Leute rekrutieren, ist mir vollkommen gleichgültig. Nötig aber ist, daß eine Garantie dafür besteht, daß nur die Geeignetsten — und diese in möglichst großer Zahl — die Verantwortung tragen.

Etwas irreführend ist ferner die Überschrift meines Artikels, die von der Freien Presse willkürlich geändert ist. Ich hatte ihn betitelt: „Politische Selektion", weil ich viel weniger auf das Missionselement als auf die Träger der eigenen politischen Verantwortung nach innen und außen meine Ausführungen bezog . . .

Mit freundschaftlichem Gruße der Ihre

W. Rathenau.

78. AN A. BALLIN, HAMBURG. Berlin, 3. 6. 1912.

Mein lieber und hochverehrter Herr Ballin!

Aufs herzlichste danke ich Ihnen für Ihre gütigen Zeilen. Mein Vater war sehr glücklich, von Ihrer immer wieder so freundlich bewährten Anteilnahme zu erfahren, und ich kann Ihnen zu meiner Freude mitteilen, daß die Heilung nach Ansicht der Ärzte in überraschender Weise vorgeschritten ist. Auch das Allgemeinbefinden hat sich sehr gehoben, jedoch tritt jetzt erst bei fortschreitender Genesung die Schwäche zutage, die im Gefolge einer so gewaltigen Körperleistung erwartet werden mußte und die voraussichtlich noch einige Wochen andauern wird.

Aufrichtig erfreut bin ich darüber, daß Sie den Gedankengang meines Aufsatzes billigen. Der Grund, weshalb ich für Veröffentlichungen dieser Art eine ausländische Zeitung wähle, ist der, daß ich für Deutschland ungern Agitationsstoff schaffe und deshalb das Publikum der Leser möglichst auf die wirklichen Interessenten zu beschränken suche, denen die Freie Presse großenteils zugänglich ist . . .

In aufrichtiger Verehrung und Ergebenheit der Ihre

Rathenau.

79. AN DR. FREDERIK VAN EEDEN, BUSSUM, N.-HOLLAND. Berlin, 12. 6. 1912.

Mein lieber Herr van Eeden!

Mit Ihrem Brief und Ihrer Sendung haben Sie mir eine große Freude gemacht, die in ernster Zeit eintraf, nämlich als mein Vater durch eine lebensgefährliche Krankheit hindurchging, die durch eine schwere Operation ihren Wendepunkt zum Guten nahm.

Es war mir besonders lieb, daß Sie mir das Buch schickten, das viel von Ihrem Leben und von Ihren Schicksalen enthält. Ich lese es langsam und bin noch lange nicht zu Ende. Je mehr ich Ihre Erlebnisse und Gedanken kennen lerne, desto sicherer erkenne ich, daß wir trotz Sokrates Nase viele Dinge haben, für die briefliche Aussprache nicht ausreicht.

Keine Besprechung meines Buches hätte mir größere Freude gemacht als die Ihre. Die Nationalökonomen, unseren Freund Oppenheimer einbegriffen, haben durchweg mit väterlicher Gesinnung anerkannt, daß die Gesetze des Einmaleins nicht verletzt sind.

Gutkind habe ich noch nicht wiedergesehen. Er schickte mir ein Buch, das ich zwar nicht gründlich, aber doch auch nicht ganz oberflächlich gelesen habe. Es enthält vieles Gute, ist aber transzendenter im Ausdruck als in der Empfindung.

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

80. AN PROFESSOR LUDWIG JAHN, COLMAR.

Berlin, 12. 6. 1912.

Verehrter Herr Jahn!

Ihre Äußerungen über meinen Bau*) waren mir in jedem Sinne erfreulich, die zustimmenden ebenso wie die kritischen. Zu den letzteren nur wenige Bemerkungen.

*) Haus Königsallee Grunewald.

Die Supraporten waren früher da als das Vestibül. Vor einigen Jahren wurde in Lübeck in einer sehr alten Tapetenhandlung eine Kiste auf dem Speicher entdeckt, die etwa hundert dieser Supraporten aus der Zeit von 1790 bis 1800 enthielt. Ich habe sie fast sämtlich aufgekauft und in diesem Hause und in Freienwalde untergebracht. Sie finden sie in allen Räumen des Erdgeschosses und im Treppenraum des ersten Stockes. Vielleicht bin ich in der Vorliebe für diese schönen, besonders farbig bemerkenswerten Stücke etwas weit gegangen, aber Sie werden diese Schwäche nachempfinden.

Der Vorsaal im ersten Stockwerk ist der einzige Raum, der nicht von mir herrührt. Ich weiß nicht, ob ich es vergessen habe, Ihnen dies zu sagen. Seine Architektur wie seine Ausmalung sind von Karl Walser. Ich wollte in diesem Raum einen Kontrast gegen den Ernst des Eßzimmers schaffen, und war mir bewußt, daß ein etwas zu moderner Akkord die Einheitlichkeit gefährden könne. Immerhin wirkt der Raum in einer sehr dünnen und lichten Bemalung heiter und erfreulich. Die mangelnde Logik der Gliederung muß ich zugeben.

Ebenso opfere ich gern die Blumenkörbe an den Stichkappen des Saales. Ein konstruktives Glied an dieser Stelle war schwer zu finden, denn die Stichkappen schneiden in eine Voute ein, vor der das Gesims nur wenige Zentimeter ausladet. Es war also für plastische Entwicklung kein Raum. Die zusammenstoßenden Velarienteile ergaben Überschneidungen, die mir nicht gefallen wollten, und so habe ich mich schweren Herzens entschlossen, durch eine neutrale Phrase die schiefe Situation zu kaschieren.

Die „Florentinische Introduktion" habe ich bestellt,

aber noch nicht erhalten. Ich danke Ihnen aufrichtig für den Hinweis.

In Hamburg bin ich gut bekannt mit Lichtwark. Wenn Sie glauben, daß eine Empfehlung an ihn nützen könnte, so steht sie gern zu Ihrer Verfügung.

Ich hoffe, daß Ihr Aufenthalt in Colmar sich weiterhin erträglich gestaltet. Ich kenne die Stadt nur flüchtig von einer Automobilfahrt und einem Aufenthalt im Kloster bei Grünewald, um dessen Nachbarschaft ich Sie beneide.

Mit herzlichem Gruß der Ihre W. Rathenau.

81. AN DR. H. PACHNICKE, M. D. R., BERLIN.

Berlin, 21. 6. 1912

Mein lieber und verehrter Herr Pachnicke!

Ihre freundlichen Zeilen und das gütige Interesse, das Sie an meinem Buch genommen haben, haben mich aufrichtig erfreut.

Im Gebrauch von Fremdwörtern bin ich nicht so unvorsichtig wie Sie annehmen. Ich prüfe jedesmal meine Sprachkenntnis daraufhin, ob sie irgend ein gleichwertiges deutsches Wort dem geforderten Ausdruck zur Verfügung stellt. Aber die grundsätzliche Furcht vor Fremdwörtern kann ich nicht teilen. Sie wissen vielleicht, daß die deutsche Sprache nur etwa 300 Wortstämme althochdeutscher Herkunft besitzt. Fast alle Wörter des täglichen Gebrauchs: Tisch, Tür, Decke, Fenster, sind Eindringlinge. Warum soll diese Bereicherung plötzlich im Interesse einiger Gymnasialwünsche aufhören? Die englische Sprache ist uns in der Assimilation (Sie würden vielleicht sagen Anpassung) erheblich über, und erhält dadurch, insbesondere auf technischem Gebiet, außerordentliche Bereicherung. Für Breviloquenz „Kurzspruch" zu

sagen, würde mir unverständlich erscheinen. Adelsregiment bedeutet etwas ganz anderes als Adelsherrschaft. Regiment ist ein Wort, das Luther im Sinne einer sanktionierten (Sie würden vielleicht sagen geheiligten) Herrschaft eingeführt hat. Transzendenz ist, soweit ich es übersehen kann, durchaus nicht übersetzbar, und Sie selbst gebrauchen in Ihrer mir durchaus sympathischen Kritik das Wort Nuance, das trotz seiner Anführungsstriche doch offenbar auch Ihnen nicht übersetzbar erschien, es sei denn vielleicht durch das Wort „Tönung", das ebenso fremd ist wie Nuance.

Wenn Sie die Wortverbindung „Ideenbildende Fähigkeit" auszuschließen wünschen, so werden Sie auch von „Musikalischer Befähigung" nicht reden dürfen, denn die Befähigung ist nicht musikalisch, sondern der Mensch ist befähigt zur Musik.

Aber ich möchte nicht unsere nächste Unterhaltung, auf die ich mich freue, schon jetzt aller Kontroversen berauben und behalte mir deshalb alle übrigen Rechtfertigungsversuche einstweilen vor....

Aufrichtig wünsche ich Ihnen einen guten Sommer, vor allem einen besseren, als ich ihn gehabt habe und habe. Ich sitze noch immer in Berlin, nachdem die schönsten Monate durch die Krankheit meines Vaters, die nun nahezu behoben scheint, und durch unablässige Geschäfte aufgezehrt worden sind. Wenn der Herbst kommt, so hoffe ich auf eine Nachricht, um einen ruhigen Abend mit Ihnen zu vereinbaren.

Über den Erfolg Ihrer Freunde in Hagenow-Grevesmühlen habe ich im Interesse der liberalen Politik, Ihrer gedenkend, mich heute früh gefreut.

Mit herzlichem Gruß und in aufrichtiger Ergebenheit

der Ihre W. Rathenau.

82. AN PROFESSOR L. JAHN, COLMAR I. E.

Berlin, 17. 8. 1912.

Verehrter Herr Professor!

Das Florentinische Buch habe ich bisher nur flüchtig durchsehen können. Es scheint mir manches Bedeutsame zu enthalten, doch gestehe ich Ihnen offen, daß eine konzentriertere Form meiner Geschmacksrichtung und meinem Beschäftigungsgrad zuträglicher wäre als eine gewisse Behaglichkeit, die, in Werken der reinen Stimmung hoch erfreulich, in Werken des Gedankens mindere Anspannung bietet und verlangt, als unserem Tempo des Denkens und der Entschlüsse entspricht.

Mit ergebenstem Gruß der Ihre W. Rathenau.

83. AN LESSER URY, BERLIN. Westerland a. Sylt, 23. 9. 1912.

Verehrter Herr Ury!

Es war mir ein Vergnügen, seit langer Zeit wieder einmal etwas von Ihnen zu hören. Das Bild, von dem Sie sprechen, ist tatsächlich nicht schlecht; es hat besonders koloristisch ausgezeichnete Eigenschaften und hängt bei meiner Mutter in der Viktoriastraße 3 an einem guten Platz. Ich werde gern nach meiner Rückkehr dafür sorgen, daß Ihrem Beauftragten Gelegenheit geboten wird, es zu photographieren.

Da indessen die Ähnlichkeit nicht gerade der stärkste Punkt des Werkes ist und tatsächlich bisher noch niemand es als ein Porträt von mir erkannt hat, so möchte ich keine überraschende Enthüllung herbeiführen und Sie bitten, nicht mich als den Dargestellten zu bezeichnen. Dagegen sehe ich keine Bedenken, als Besitzerin meine Mutter zu nennen.

Mit ergebenstem Gruß Ihr Dr. W. Rathenau.

84. AN M. K. Westerland a. Sylt, 1. 10. 1912.

Ihre gütigen und lieben Zeilen sind mir an die See gefolgt und haben mir in dieser herbstlichen Einsamkeit ein freundliches Gefühl des Verständnisses und Anteils übermittelt.

Von dieser Nordseeküste aus erscheinen die Zeitungshändel sehr entfernt und unwesentlich. Ich kann mir kaum vorstellen, daß hundert Meilen südlich im Lande die Menschen diese Tagesfrage der Schätzung oder Nichtschätzung ernst nehmen. In der Stimmung, in der ich mich hier befinde, würde es mir nie eingefallen sein, mich auf den Streit einzulassen; nachdem nun aber der mir unbekannte Redakteur in seinem Schlußsatz mir ein Anerbieten gemacht hat, an dem vielleicht ein paar Studenten Geld verdienen könnten, habe ich es in aller Ruhe angenommen.

Sobald ich nach Berlin komme, schicke ich Ihnen mein letztes Buch. Auch dieses ist mir schon ziemlich fern; denn die See regt neue Gedanken an, die mich in den nächsten Monaten, vielleicht Jahren beschäftigen sollen.

Mit herzlichen Grüßen in aufrichtiger Ergebenheit
Ihr W. Rathenau.

85. AN HERMAN KROEPELIN.
Z. Z. Westerland a. Sylt, 2. 10. 1912

Mein lieber Herr Kroepelin!

Leider muß ich Ihnen in allen Punkten Ihrer Kritik recht geben. Die ganze Kampagne*) war ein großer Blödsinn. Man wird angespuckt und hat nicht viel von dem Trost, daß es ein Lama ist. Das Preisausschreiben habe ich übrigens angenommen; ich bin neugierig, was daraus wird.

*) Betr. Angriff in „Zeit im Bild".

An der See hatte ich zehn schöne Tage, die gestern mit Sturm und Regen begraben wurden. Halb bin ich schon auf der Rückreise; wenn ich den Haufen von Korrespondenzen übersehe, die sich einstellen, fühle ich mich schon fast in Berlin.

Mit herzlichem Gruß für Sie und Ihre verehrte Gemahlin

Ihr W. Rathenau.

86. AN K. Berlin, 7. 10. 1912.

Mein lieber Herr K.!

Ich bin aufrichtig erfreut, daß Ihre Verhandlungen nun doch ein Ergebnis gehabt haben, wenn auch kein geschäftliches. Ich selbst zweifle zwar nicht daran, daß Ihr Roman in mehrfacher Auflage erscheinen wird; immerhin halte ich Ihren Gedanken der Veröffentlichung für richtig. Meine Attachen zu den Zeitungen sind gering. Indessen habe ich doch eine Persönlichkeit ausfindig gemacht, die genügend Einfluß hätte, um uns behilflich zu sein. Bedenklich ist nur, daß ich dem Herrn wiederholt Dienste erwiesen habe und daher mit seiner Abneigung rechnen muß. Ich habe aber keine Epitheta geschont, um wo nicht durch den Einfluß der Personen, so doch durch die Güte der Sache zu wirken.

Mit herzlichem Gruß der Ihre W. Rathenau.

87. AN PROFESSOR L. JAHN, HILDBURGHAUSEN.

Berlin, 1. 11. 1912.

Lieber Herr Jahn!

Ihr Beispiel vom Tempo stimmt nicht ganz, denn es handelt sich nicht um das Tempo der Arbeit, sondern um das Tempo der Darstellung. Cicero sagt: „Weil ich

keine Zeit habe, einen kurzen Brief zu schreiben, schreibe ich einen langen." In meinen eigenen bescheidenen Verhältnissen brauche ich durchschnittlich einen Tag für eine Seite, und dies aus dem Bestreben, mit einem vielfachen eigener Arbeit dem Leser eine Stunde zu ersparen. Nicht etwa, weil ich an seinen Zeitmangel glaube, sondern weil in der Ökonomie der Welt jedem Ding seine Zeit zugemessen ist. Wollte man, wie Sie es tun, ein Beispiel aus der Architektur wählen, so dürfte man nicht die Bauzeit zugrunde legen, sondern die Konstruktionsart: einen Holzschuppen deckt man nicht mit Eisenbahnschienen.

Ihr ergebener W. Rathenau.

88. AN FRAU ELSE CRONER, BERLIN. Berlin, 5. 11. 1912.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Leider kann ich Ihren Vorschlag nicht annehmen. Es ist mir bisher gelungen, eine leidliche Anonymität zu wahren, nicht die Anonymität des Einsiedlers, sondern die des offenen Briefes, der in Allan Poes Novelle frei auf dem Tisch liegt, und daher von niemand beachtet wird.

Abgesehen von geschäftlichen Notizen und Buchkritiken ist Ihnen schwerlich mein Name und meine Photographie öffentlich begegnet. So soll es bleiben.

Glauben Sie übrigens nicht, daß Ihr Unternehmen der Öffentlichkeit behagen würde. Unsere Zeit wünscht äußerste Spezialisierung; sie fühlt sich daher von Individuen, die der herrschenden Einteilung widersprechen, mit Recht beunruhigt.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung der Ihre

Rathenau.

89. AN WILHELM SCHMIDTBONN.

Grunewald, am kürzesten Tage 1912.

Lieber Herr Schmidtbonn!

Eine dreifache Freude verdanke ich Ihnen: Ihr schönes Evangelium zu besitzen, von Ihrer Hand, und mit der Gewißheit, ein paar Stunden Geisteswegs mit Ihnen gewandert zu sein.

Kunst ist aller Menschheit Sache, aber nicht internationale Sache; ich bin froh und stolz, wenn deutsche Kunst mir deutsch entgegentritt. Auch hierfür danke ich Ihnen.

Ich bitte Sie um die Ehre Ihres Besuches, wenn Ihr Weg Sie in diese Nähe führt.

Mit herzlichem Gruß der Ihre Walther Rathenau.

1913—1916

1913.

90. AN HERMAN KROEPELIN. Berlin, 2. 1. 1913.

Mein lieber Herr Kroepelin!

Den Pessimismus Ihrer unfreundlichen und mehr als ungerechten Selbstbeurteilung würde ich Ihnen sehr verübeln, wenn er nicht ausliefe in einen so souveränen und freien Humor, daß man fühlt, der Beurteiler ist einmal wieder weitaus klarer, gescheiter und voraussehender gewesen, als er zugibt.

Wenn der Ärger, den man Ihnen gemacht hat, in einen humoristischen Roman ausläuft, so haben Sie das beste getan, was ein Mensch im Umgange mit Schicksalsmächten anfangen kann: Sie haben die Widerwärtigkeit produktiv gemacht.

Ob Sie die neue Widerwärtigkeit in gleichem Maße werden adeln können, bezweifle ich. Indessen wiegt sie auch dafür weniger schwer und wird schneller vergessen werden. In solchen Fällen habe ich es als ein gutes Kochrezept bewährt gefunden, den Braten kalt zu stellen und nach genügend langer Zeit, ohne eine Spur von schärfender Würze hinzuzutun, ihn mit freundlicher Miene dem Verfertiger darzubieten —, nicht um ihn zu ärgern oder zu beschämen, sondern lediglich um ihm klar zu machen, daß Heimlichkeiten und kleine Untreuen abgesehen von sonstiger Nutzlosigkeit nicht einmal verborgen bleiben.

Daß Sie es nun gerade Ihren mecklenburgischen Landsleuten aufs Brot schmieren, scheint mir gar nicht recht. Die Sachen passieren natürlich a u c h bei ihnen, doch ö f t e r wo anders ...

Mit herzlichem Gruß für Sie und Ihre verehrte Gemahlin

Ihr W. Rathenau.

91. AN DR. VICTOR W. STORZ. Berlin, 2. 1. 1913.

Mein lieber Herr Doktor!

Ihren freundlichen Glückwunsch erwidere ich aufs herzlichste.

Der Verteilung von Licht und Schatten, wie Sie sie zwischen uns beiden vornehmen, kann ich nicht im entferntesten zustimmen. Was ich im Laufe dieses und der letzten Jahre erworben habe, ist ein Zuwachs an Sorgen und eine Abnahme an Gesundheit. Ich beklage mich keineswegs, denn unser aller Arbeit ist freiwillig: jeder steht genau an der Stelle, die er sich mit der ganzen Energie seiner Befähigung wünscht. Deshalb zweifle ich auch nicht, daß Sie die geringen Hemmungen, die heute Ihrer Initiative entgegengestellt werden, in Kürze überwinden und dann auch die letzte Beeinträchtigung Ihrer Produktion beseitigt sehen...

Mit herzlichem Gruß der Ihre W. Rathenau.

92. AN PROFESSOR DR. KARL JOËL, BASEL. 16. 2. 1913.

Mein lieber Herr Joël!

Lange habe ich gezögert, Ihnen für Ihre lieben Zeilen zu danken, weil ich längst hoffte, Ihnen einen Aufenthalt in Basel und eine mir hocherfreuliche Aussicht der Begegnung ankündigen zu können.

Nun sehe ich etwas klarer: vermutlich werde ich Dienstag, den 4. März dort sein, den Vormittag in Sitzungen, den Nachmittag hoffentlich frei, vielleicht bei Ihnen, oder den Abend in der Veltlinerhalle mit Ihnen. Wenn möglich, telegraphiere ich ein Wort zuvor.*)

*) Vielleicht laden wir Strübe ein?

Ich bin sehr stolz auf Ihr Rektorat und wünsche Ihnen von Herzen Glück. Als Fremder und Jude Magnifizentissimus der alten Patrizierstadt: das grenzt an den Platonischen Idealstaat und ehrt mit Ihnen die Wissenschaft.

Ich freilich werde unter dieser Fügung leiden müssen: das MS des ersten Teils meiner Arbeit, das ich Ihrer Kritik zu unterwerfen hoffte, kann ich dem höchsten akademischen Würdenträger kaum mehr zumuten — und wer weiß, ob nicht jener Dienstag, der vierte, als Empfangstag für die Vertreter einer überseeischen Wissenschaftskorporation angesetzt ist.

Mit herzlichem Gruß der Ihre W. Rathenau.

93. AN DIE RICHARD-WAGNER-GESELLSCHAFT FÜR KUNST UND KULTUR (E. V.) ZU BERLIN.

Berlin, 26. 3. 1913.

Für mich sind Politik und Kunst streng gesonderte Gebiete. Andere als künstlerische Ziele von der Bühne herab zu verfolgen bietet daher keinen Gegenstand meines Interesses.

Dr. W. Rathenau.

94. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD. Berlin, 31. 3. 1913.

Meine liebe gnädige Frau!

Glauben Sie nicht, daß ich Ihren lieben schönen Brief vom dritten März vergessen habe! Bis heute lag er als ein guter Talisman neben mir im rechten Schreibtischfach, und jetzt darf ich ihn beantworten.

Ich sage nicht zuviel: daß Ihre stille wohltuende Wirkung aus der Ferne mir fast unentbehrlich ist; und wenn ein Wort von Ihnen eintrifft, so bin ich sicher, daß es im rechten Augenblick das Rechte auslöst. So kam jener Brief, als ich im Begriffe stand, ein schweres

und jetzt mir liebes Kapitel zu schreiben; er hat Hemmungen genommen und Zuversicht gegeben. Deshalb konnte ich erst mit meinem Buche*) antworten, das ich im reinsten Sinne Ihnen zueigne. Erschrecken Sie nicht; ich weiß, es muß Ihnen starr und leblos scheinen, und manches Wort, das ich ganz gern an Sie gerichtet hätte, wird in allzu theoretischer Darstellung verloren gehen. Vielleicht war es ein Irrtum, daß ich versuchte, mein gefühltes Denken in die eiserne Stirn der Zeit zu meißeln; vielleicht wäre ein leiseres Wort mächtiger gewesen. Aber auch diese Arbeit mußte einmal geschehen, und ich bin sicher, daß manches Schriftzeichen, zumal in den Blättern, die Ihr Brief einleitete, zu Ihnen reden wird.

Neues werden Sie nicht finden, denn die Welt, soweit wir sie begreifen, hat nur einen Text, den man in der Stille am klarsten vernimmt und der diesmal mit der rauschenden Symphonie des zeitlichen Lebens verflochten werden sollte, so daß er auch im Tutti vernehmlich bleibt.

Nun habe ich nicht mehr viel zu sagen. Ein paar Ratschläge zum sozialen Leben und Aufbau möchte ich noch geben, und dann, wenn mir Zeit bleibt, stilleren Dingen mich zuwenden.

Ihres schönen Jesaiaswortes und Ihrer treuen Verwirklichung seines Sinnes gedenke ich gern. Dennoch wünsche ich mir sehr, daß dieser Winter Sie wieder einmal zu uns führt. Musik ist das Beste, was wir haben; Sie und Bernt werden auch den äußeren Stimmen wieder Ihr Ohr leihen.

Bis dahin leben Sie beide herzlich wohl und seien Sie in Freundschaft und Verehrung gegrüßt.

W. Rathenau.

---

*) „Zur Mechanik des Geistes."

95. AN CHARLES LEYST, BERLIN. Berlin, 3. 5. 1913.

Lieber Herr Leyst!

Ihrem Wunsche, meine Schriften zu propagieren, kann ich mich nicht anschließen. Sollte in meinen Aufsätzen etwas enthalten sein, was anderen Menschen förderlich ist, so wird es den Weg zu diesen nicht verfehlen, und eine zwischengelagerte Schicht von Popularität könnte hieran nichts bessern. Der Gedanke, daß eine allgemeine Kenntnis des Inhalts erst nach meinem Tode eintreten könnte, erschreckt mich nicht im mindesten. In Sachen des Gedankens spielt die Zeit keine Rolle, und jede Epoche konsumiert die Nahrung, die ihr verdaulich ist. Ein künstliches Reifen scheint mir nicht zuträglich . . .

Mit ergebenstem Gruß Ihr W. Rathenau.

96. AN PROFESSOR DR. J. LANDMANN, BASEL.

Berlin, 4. 5. 1913.

Mein lieber Herr Professor!

Von Herzen freut es mich, daß Sie an unsere Begegnung die gleiche nachwirkende Erinnerung bewahren wie ich. Wenn ich Ihr Gleichnis von den Menschen, die sich an Kreuzungen sammeln, variieren kann, so ist ein Außergewöhnliches gegeben, wenn weiter draußen, wo die Laternen aufhören und man sich verlassen fühlt, ein freundliches Begegnen unerwartet geschieht.

Was Menschen sich zu sagen haben, auch wenn es die Form von Meinungen annimmt, sind Erlebnisse. Dialektik ist kindisch und läßt kalt. Wir haben, glaube ich, fast nur Theoretisches gesprochen, und mehr getan als uns kennen gelernt.

Ich freue mich auf das Wiedersehen. Wenn ich nach Basel komme, gebe ich Ihnen Nachricht.

In Ergebenheit der Ihre W. Rathenau.

97. AN HERMAN KROEPELIN. Berlin, 6. 6. 1913.

Lieber Herr Kroepelin!

In geschäftlicher Eile hier einen Brief des mehrfach verstorbenen Kollmann, der gegenwärtig in Oeynhausen badet. Wie wäre es, wenn Sie ihm den alten Vorfahren*) schickten? Mit großer Freude studiere ich ihn. Ich glaube, jetzt haben Sie den richtigen Weg zu Ihrem blonden mecklenburgischen Herzen gefunden, er wird und soll Ihnen Glück bringen.

Herzliche Grüße Ihr Rathenau.

98. AN DR. FRITZ HOEBER, STRASSBURG I. E.

Berlin, 30. 6. 1913.

Verehrter Herr Doktor!

Ihren Aufsatz über Burckhardt habe ich mit Interesse gelesen. Ich kenne seine Briefe, und ich glaube, wir haben uns schon darüber unterhalten. Sie bestärken den Eindruck eines bedeutenden und humanistischen Mannes, aber sie nehmen jede Illusion über seine eigentlich künstlerische Befähigung und seine Berechtigung zu künstlerischen Werturteilen. Es ist seltsam, daß ein Mann sich sein ganzes Leben lang mit diesen Dingen befaßt hat, denen er als Historiker nah, als Mensch nur kollektionistisch gegenüberstand . . .

Mit ergebenstem Gruß Ihr W. Rathenau.

*) Kroepelins Buch: „Tideke Flotow" (S. Fischer, Verlag).

99. AN L. Berlin, 2. 9. 1913.

Verehrter Herr L.!

Für einen Unbeteiligten könnten die letzten beiden Seiten Ihres freundlichen Schreibens den Eindruck erwecken, als ob eine propagandistische Gegenleistung von Ihrer Seite innerhalb möglicher Grenzen liegen könnte. Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich mich niemals um forcierte Ausbreitung meiner Gedanken bemühen werde. Ich habe Sie darauf aufmerksam gemacht, daß ich es auch für Sie nicht für förderlich erachte, sich über das rezeptive Maß hinaus mit meinen Schriften zu befassen, und bemerke, daß ich nach wie vor auf dem gleichen Standpunkt stehe und es somit weder als einen Vorteil noch als eine Gefälligkeit betrachte, wenn irgend jemand, mag er geistig noch so hochgestellt sein, für meine Arbeiten eintritt.

Mit ergebenstem Gruß Ihr W. Rathenau.

100. AN DR. G. TISCHERT, BERLIN. Berlin, 22. 9. 1913.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Trotzdem ich aus dem Prospekt Ihres neuesten Werkes ersehe, daß ich Gegenstand Ihrer Betrachtungen geworden bin, und somit die Verpflichtung fühle, in meinem Buch mich zu revanchieren und Sie tüchtig vorzunehmen, will ich zunächst mich mit der friedlichen Position des Lesers begnügen, und habe Ihren Verlag um Überlassung einiger Exemplare ersucht, die ich als Abschreckungsphotographie an meine Freunde verteilen werde.

Die einzige Konsequenz meines inaktiven Berufes

besteht darin, daß ich ein paar freie Sommerwochen zu verlangen habe, und diese sind noch nicht ganz zu Ende trotz der Witterung . . .

Mit ergebenstem Gruß Ihr W. Rathenau.

101. AN KORVETTENKAPITÄN FRITZ BREHMER, KIEL.

Grunewald, 25. 10. 1913.

Mein lieber und verehrter Herr Brehmer!

Dies liebenswürdige und ehrwürdige Buch ist mir weit mehr als eine Erstausgabe. Halb ist es eine Botschaft aus jener wahrhaft goldenen Zeit des deutschen Wiedererwachens, halb ist es ein Zeugnis der alten bürgerlichen hanseatischen Bildung, der Sie entstammen, die Sie verkünden und die mir so lieb und verwandt ist, daß ich die Schranken notorischer Blutsfremdheit gar nicht begreifen kann und an andere Bindungen glauben muß.

Haben Sie herzlichen Dank! Das schöne Buch*) soll unter seinen lieben Altersgenossen einen würdigen Platz und einen friedlichen Lebensabend finden, der, hoffe ich, den meinen überdauert.

Auch das Erwartete erschreckt, und es betrübt mich, daß Ihr neuer Weg durch das uralte Tor der Enttäuschung geführt hat. Es gibt ein Gastgeschenk, das noch mißlicher ist als die Prophezeiung: das ist der unerbetene Rat; aber ein herzliches Gefühl zwingt mich, ihn aufzudrängen. Suchen Sie eine bürgerliche Beschäftigung! Ich sage das nicht etwa, weil ich an Ihrer Begabung zweifle, sondern weil ich weiß, daß gerade ein begabter, an Arbeit und Verantwortung gewöhnter Mensch zu viel in sich tötet, wenn er nur der Inspiration entgegenlebt. Sie bleibt nicht aus; aber Leute

*) Erstausgabe einer Wielandschen Schrift.

wie Sie und ich sind leider erzogen, den Wert der Stunde zu hoch zu schätzen; wir fühlen in uns etwas vom Taxameter, den man warten läßt, wenn wir nicht produktiv sind. Freilich: Nur dann dürfen Sie den Beruf annehmen, wenn er Ihnen zum Denken und Träumen Zeit läßt. Vielleicht wäre eine wissenschaftliche Forschung die beste Grundlage Ihrer Arbeit, vielleicht eine Lehrtätigkeit auf dem Gebiet Ihres früheren Lebens. Im Marine-Amt wird H.'s Platz frei, wie seine Schwester mir im Sommer sagte. Da habe ich auch an Sie gedacht!

Verzeihen Sie die Einmischung! Sie ist ein schlechter Dank; einen etwas besseren, freilich an Wieland nicht zu messen, schicke ich Ihnen binnen kurzem gedruckt und gebunden.

Auf baldiges Wiedersehen!

In freundschaftlicher Ergebenheit der Ihre

Rathenau.

102. AN GEHEIMRAT DR. ROSENTHAL, BERLIN.

Bürgermeister a. D. Berlin, 27. 10. 1913.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

. . . Ich habe das Exposé durchgelesen und glaube als seinen Grundgedanken den Vorschlag der Verstaatlichung der in Berlin vorhandenen — und, wie ich annehme, noch fernerhin zu konzessionierenden — Hoch- und Untergrundbahnen herausgelesen zu haben.

Ich gestatte mir hierzu zu bemerken, daß ich im allgemeinen dem Gedanken des kommunalen und staatlichen Besitzes von wirtschaftlichen Anlagen durchaus zugetan bin, insbesondere unter der Form, die gegenwärtig mehr und mehr an Boden gewinnt und

die gewöhnlich als die des gemischt-wirtschaftlichen Betriebes bezeichnet wird. Der Zeitpunkt zur Übernahme wirtschaftlicher Unternehmungen in diesen gemischt-wirtschaftlichen Betrieb scheint mir jedesmal dann gegeben, wenn die Periode der technischen und kommerziellen Entwicklung endgültig abgeschlossen ist, so daß jedes Experimentieren den öffentlichen Körperschaften erspart bleibt. Meine Kenntnis der bestehenden Bahnnetze ist nicht ausreichend, um zu beurteilen, ob diese Periode bereits durchschritten ist. Im Hinblick darauf, daß der Bedarf Berlins an Schnellkommunikationen noch nicht entfernt gesättigt ist — ein Umstand, den Sie selbst, wenn ich nicht irre, andeuten —, läßt darauf schließen, daß besonders noch in einer Richtung Erfahrungen zu sammeln sein werden, nämlich dahingehend, wie weit bei einer Annäherung an den Sättigungspunkt die einzelnen Netze sich konkurrenzieren und stören können. Immerhin scheint mir der Gedanke so interessant, daß ich ihm eine öffentliche Diskussion wünschen möchte.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Dr. W. Rathenau.

103. AN GRAF HANS-ALBRECHT HARRACH, SCANDICCI.

Berlin, 12. 11. 1913.

Mein lieber Herr Graf!

Das Buch Ihres Freundes wird meine volle Aufmerksamkeit finden, wenn ich auch, wie Sie aus meinem Buche ersehen werden, mit Entschiedenheit die Superiorität des analytisch-wissenschaftlichen Intellekts über andere geistige Kräfte bestreite und ihm nur ein beschränktes Anwendungsgebiet zuerkennen kann . . .

Mit herzlichen Grüßen Ihr W. R.

104. AN PROFESSOR KARL BAUDER, STUTTGART.

Berlin, 20. 11. 1913.

Sehr geehrter Herr Professor!

Aufrichtig danke ich Ihnen für das Interesse, das Sie meinem Buch*) entgegenbringen.

1. „Dankgebet". Soweit Dank eine primitive und anthropomorphe Lösung bedeutet, ist er freudvolle Hingabe in Erinnerung an ein gewährtes Gut. So reiht er sich ein in die Begriffe der Betrachtung, der Hingebung und Versenkung, von denen gehandelt ist.

2. Seite 340. Es ist gedacht an die dogmatischen Paradiese mit irdisch-verklärten Seligkeiten, nach denen die Seele nicht verlangen kann.

Ich habe mich geprüft, ob ich Ihnen ein Referat schreiben kann, und kann es nicht. Ich würde zum zweiten Male das Buch schreiben; denn während ich es schrieb, fühlte ich die Pflicht, nicht mehr zu sagen, als die kondensierende Geschichte von jener Gedankenkette übrig läßt. Eine große Freude wäre es mir gewesen, einen „succincten Extrakt" (wie Bismarck es nannte) aus Ihrer Feder zu besitzen.

In Verehrung und Ergebenheit der Ihre

W. Rathenau.

105. AN FRITZ VON UNRUH. Grunewald, 27. 11. 1913.

Lieber Freund!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen des Anteils. Ich erwarte die Nachricht Ihrer Ankunft: hoffentlich nicht zu spät; denn ich denke etwa Mitte des Dezember auf drei Wochen südwärts zu gehen. Wohin, ist mir noch nicht klar; Italien hat im tiefen Winter wenig Sonne, und Griechenland ist zu

*) „Zur Mechanik des Geistes."

weit. Vor den Wintersportplätzen graut mir. — Die Welt ist so groß, und unsere mesquinen Bedürfnisse verschließen sie.

Nun werde ich endlich Ihren Louis Ferdinand verkörpert sehen! Nach einer kurzen Abwesenheit in Süddeutschland fand ich die frohe Sendung von Reiß. Ich wage nicht hineinzublicken, bevor ich ein paar ruhige Stunden der Betrachtung und Einsamkeit mir versprechen kann.

Haben Sie darum für heute nur den Ausdruck meines Dankes, meiner herzlichen und zuversichtlichen Wünsche; bald hoffe ich, wenn wir uns sehen, Ihnen Freude und Miterlebnis aussprechen zu können.

Leben Sie wohl, alles Gute für Ihren toskanischen Winter und herzliche Grüße.

Der Ihre W. R.

106. AN PROFESSOR A. LICHTWARK. Berlin, 3. 12. 1913.

Lieber Freund!

Eine doppelte Freude haben Sie mir mit Ihrem lieben Brief gemacht, der mir vor allem wichtig ist durch die Beruhigung, die er mir über Ihr Befinden verschafft. Nachdem die Gefahr im Sommer beseitigt war, habe ich erst angefangen, mir die richtigen Sorgen zu machen, weil ich mir sagte, daß unsere Ärzte zwar ab und zu eine gute Attacke reiten, aber in der langwierigen Festungsverteidigung, die weniger sichtbare Erfolge bringt, oftmals erschlaffen. Neben den beiden Damen, denen ich auch für mein Teil herzlich dankbar bin, tragen Sie selbst das Verdienst Ihrer Genesung, und so behält schließlich die gesunde Vernunft ihr Recht.

Nun bitte ich Sie dringlich um eins. Das Hamburger Klima ist kein Paradies für Rekonvaleszenten; Sie

haben den Bau und die schwere Arbeit der Neueinrichtung Ihrer Galerie: Bedenken Sie, daß es vollkommen gleichgültig ist, ob dieses Werk sechs Monate später zustande kommt, daß es aber nicht gleichgültig ist, ob Ihre Arbeitskraft nochmals erschüttert wird.

Ich freue mich zu wissen, daß Sie sich mit meiner Arbeit*) beschäftigen; sie enthält gewissermaßen ein Testament und ist außer für Sie nur für wenige Leute geschrieben.

Sobald mein Weg mich wieder nach Hamburg führt, besuche ich Sie. Das letztemal war ich dort, um Dehmel zu gratulieren, und die Nachricht in Ihrem Hause, daß Sie sich in den Bergen erholten, hat mir fast so viel Freude gemacht, als wenn ich Sie getroffen hätte.

Mit herzlichen Grüßen für Sie und Ihre verehrte Schwester

freundschaftlich der Ihre W. Rathenau.

107. AN WILHELM SCHWANER. BERLIN.

Berlin, 4. 12. 1913.

Lieber und sehr verehrter Herr Schwaner!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren guten und männlichen Brief. Sie können mir nie ein Unrecht getan haben, denn ehrliche Überzeugung ist nie ein menschliches Unrecht. Um so freudiger ergreife ich Ihre Hand und fühle mich einig mit Ihnen in guter und zuversichtlicher Gesinnung.

Eine Bitte: schreiben Sie nicht, bevor Sie mein neues Buch*), das ich Ihnen morgen schicke, erhalten und geprüft haben. Es ist mein Lebensbekenntnis, und ich fürchte nicht, daß es das Band zerreißt, das Ihre freundliche Gesinnung geknüpft hat: es enthält

*) „Zur Mechanik des Geistes."

den positiven Ausbau der Anschauungen, die in dem Kapitel „Von der Sehnsucht der Zeit" angedeutet sind.

Sollten wir aber wirklich in sehr getrennten Gedankenbahnen uns bewegen — ich glaube es nicht, nachdem ich Ihre Sprüche gelesen habe —, so bedeutet das menschlich nichts, denn alle Meridiane führen zum Pol.

In Ergebenheit der Ihre Walther Rathenau.

108. AN WILHELM SCHMIDTBONN.

Grunewald, 5. 12. 1913.

Lieber und verehrter Herr Schmidtbonn!

Für die Freude, die Ihr Brief mir gebracht hat, bleibe ich Ihnen von Herzen dankbar.

Es ist seltsam, wie eng und stark die Menschen zusammengehören — es sind wenige —, die sich wohlwollend mit diesem Buch*) befaßt haben. Ich weiß wohl, daß es nicht das Verdienst des Buches ist, und gerade dies beglückt mich: denn nun erkenne ich recht, wie die Auserwählten unseres Landes Sucher einer neuen Herzenswahrheit sind, und daß nach einer letzten Zeit dunklen Aberglaubens (der Materialismus ist der dunkelste) die Quellen der Seele emporbrechen müssen. Deshalb wußte ich, daß gerade Sie sich jenen Gütig-Nachsichtigen anschließen würden, und fühle, daß eine erfüllte Hoffnung höher erfreut als ein unerwartetes Glück.

Ein Brief, auf den Sie Bezug nehmen, muß verloren sein: wahrscheinlich der, in dem Sie mir Ihre Abreise mitteilen wollten. Wie sehr hätte ich mich gefreut, Sie in Berlin zu sehen! Ich erfuhr Ihre Anwesenheit zu spät und nur durch Zufall; denn abgesehen von den Dingen meines wirtschaftlichen Berufs höre und sehe

*) „Mechanik."

ich nicht viel von der Welt. Ich hoffe auf ein Wort von Ihnen, wenn Sie wieder nach Norden kommen.

In herzlicher Verehrung grüße ich Sie

Walther Rathenau.

109. AN WILHELM SCHMIDTBONN.

Grunewald, 8. 12. 1913.

Lieber und verehrter Herr Schmidtbonn!

Am Morgen nach meinem letzten Brief, vorgestern früh, kam Ihr „Wunderbaum"; ein rechter Weihnachtsgruß! Inmitten meiner Arbeit, die jezt im Höhepunkt des Jahres steht, konnte ich mir nicht versagen, die Hand nach seinen schweren Früchten auszustrecken. So las ich die schöne Rahmenerzählung, die mit ihrem reinen Morgendämmern wie eine Rebe von Dürers Hand sich um den Kern des Buches legt. Ich las dann die Legende, die Sie Ihrer Gemahlin widmen, von Frauenlob und Vogelsang; dann die kosmische Vision des Fliegers; die Erlösung meines armen Vetters Ahasver; dann die Geschichte vom Zwergenpaar in den Händen des Knechtes.

Welche Reinheit und Treue, Liebe und Phantasie lebt in diesen Gedichten! Ich wünsche und hoffe, daß wir uns bald begegnen.

In Verehrung und Ergebenheit der Ihre

Walther Rathenau.

110. AN FRITZ VON UNRUH. Rom, 20. 12. 1913.

Lieber Freund!

Sagen Sie ein Wort über Ihre Reisedispositionen. Bleiben Sie in München? Vielleicht halten wir auch dort. Es ist warm und etwas trüb. Ich war heute den ganzen Vormittag im Vatikan und habe doch nur die ersten paar Säle gesehen. Vor dieser Unerschöpflich-

keit des Erdenmittelpunktes steht man immer wieder mit atemlosem Staunen.

Herzliche Grüße! Freundschaftlichst Ihr W. R.

1914.

111. AN DR. ALFRED STIRM, LEIPZIG. Berlin, 13. 1. 1914.

Sehr geehrter Herr Doktor!

. . . Aus meinem Buch werden Sie ersehen haben, daß ich von Einrichtungen sehr wenig, von Gesinnungen sehr viel erwarte. Ich bin nicht der Ansicht, daß letztere durch die ersteren stark beeinflußt werden, wohl aber umgekehrt glaube ich, daß eine starke Zeitstimmung sich jederzeit die Ausdrucksmittel beschaffen wird, deren sie bedarf.

Das Problem einer geistigen Auslese durch Institutionen, welcher Art sie auch sein mögen, ist im Laufe der Zeit stets gescheitert, weil jede Auswahl eine gewisse Willkür, eine gewisse Ungerechtigkeit und fast immer die Verflachung in sich schließt. Die natürliche Auswahl einer jeden Zeit wird darin bestehen, daß über die Köpfe der Uninteressierten hinweg wahrhaft produktive Menschen sich immer wieder die Hände reichen werden. Wie weit andere durch dieses Vorbild betroffen werden, hängt von der Kraft der Einfühlung ab. Durch mechanische Reibung wird der Erfolg kaum zu erzielen sein.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Dr. W. Rathenau.

112. AN FRÄULEIN DR. ELLA KRETSCHMER, BERLIN.

Berlin, 13. 1. 1914.

Verehrtes Fräulein Dr. Kretschmer!

. . . Die Frage, die Sie stellen, beantwortet sich durch die Tatsache, daß die meisten derjenigen Dinge,

welche die Menschen zu fürchten pflegen, unwichtig sind. Es ist Furcht, die den Menschen ihre Freiheit, ihre Naivität und Sicherheit nimmt. Hiervon theoretisch überzeugt zu sein ist leichter, als in jedem Moment von der Wahrheit sich durchdrungen zu fühlen, und diesen Konflikt zu beseitigen, ist eine Arbeit, die uns auferlegt ist . . .

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Dr. W. Rathenau.

113. AN PROFESSOR DR. LANDMANN.

Grunewald, 20. 1. 1914.

Lieber Herr Professor!

Gleich nach meiner Rückkehr aus Italien habe ich von neuem Ihren lieben und schönen Brief hervorgeholt und abermals an Zustimmung, Hinweis und Bedenken mich erfreut und gestärkt. Meine Vorstellung von der Entwicklung der Menschheit ist heute nicht mehr eine an Rasse gebundene, wie zur Zeit meiner frühesten Schriften. Wir alle wissen, wie überraschend die höchsten Gipfel der Stammesbäume sich zueinander neigen und sich ähnlich werden; das Phänomen der Menschenwerdung stammt nicht von einem Urpaare, sondern ereignet sich bei einer gewissen Planetenreihe so vielfach und notwendig, wie im Juni die fremdesten Rosen ohne Verabredung blühen; der Germane und der Papua sind Enkel von Ahnen, die tief unter beiden standen. Lebenswille schafft Rasse, die nur im Zeitdifferential ein verwertbarer Begriff ist. Und dies alles gilt nur von der intellektualen Welt! Wieviel freier ist die Welt der Seele! Sie verträgt sich mit jedem Stande der Physiognomie, des Physikums, der Sinnlichkeit: Im Buddha geht intellektual anderes vor als in Plato, seelisch das gleiche.

Heute hat selbst der Balkan, Chile, Bolivien ein Strafrecht, eine Kranken- und Irrenpflege, gesellige Umgangsformen, Wohltätigkeit, die kümmerlichsten Einschläge zwar des Seelenhaften in das Intellektual, aber doch Einschläge. Sie entstammen nicht eigener Erfindung dieser Völker, nicht ihrem Majoritätsempfinden, sondern der Weltstimmung, die mit den ersten Flutungen des Seelentums imprägniert ist. Nicht Beseelung des Einzelnen oder des Einzelstammes wird das Ergebnis des Phänomens sein, sondern die Beseelung der Weltstimmung, die sich aus den stärksten Altären erhebt und die Widerstrebenden einhüllt, bis sie Mitstrebende geworden sind. Wir begreifen heute nicht mehr, daß man seinen Feind blendet oder verzehrt — was an sich vielleicht ganz räsonnabel ist — oder seine Schwester schändet. Und sollte man in 500 Jahren wirklich noch begreifen, daß Neiderweckung die höchste Freude, Sequestrierung ein letztes Ziel sein konnte? Sinnenglück bleibt von diesem Aufstieg unberührt — wenn auch diese Prämie, wie alle anderen, allmählich nur noch die Form des Erinnerungszeichens annehmen wird —, aber gebändigt und verschönt, wie heute etwa bei jungen Leuten in England, verglichen mit Ungarn oder Balkanien.

Ich sehe, wir müssen über diese Dinge reden. Kommen Sie bald nach Berlin, denn es wird noch einige Zeit dauern, bis Basel mir wieder blüht.

Nochmals herzlichen Dank, und nicht zum mindesten für die erstaunliche und höchst wichtige Exegese über das alte Bergwesen, die mir Gebiete erschloß, die ich aus den alten Bezeichnungen der Bergmannssprache nur dunkel geahnt hatte.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre W. Rathenau.

114. AN FEDOR VON PERBANDT, BERLIN. 22. 1. 1914.

Sehr geehrter Herr!

Im Gegensatz zur herrschenden Auffassung halte ich es nicht für wichtig, ob ein Buch von Anfang an einen größeren oder kleineren Kreis des Verständnisses findet. Sollte es Wahrheiten enthalten, die der Zeit dienen, so sind diese weder durch Ignoranz noch durch Indolenz aufzuhalten.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

115. AN JUNGKUNZ, MÜNCHEN. Berlin, 26. 1. 1914.

Sehr geehrter Herr!

Ich bin der Ansicht, daß zwei Berufe sich durchaus vereinigen lassen, wenn die Kraft dazu ausreicht, den einen durch den anderen nicht leiden zu lassen. Die Frage der verfügbaren Vermögensmittel bleibt meines Erachtens grundsätzlich aus dem Spiel; ich selbst bin seinerzeit vermögenslos in meine Berufe eingetreten und habe seit meinem 21. Jahre keine äußere Hilfe empfangen.

Hochachtungsvoll Dr. W. Rathenau.

116. AN FEDOR VON PERBANDT. 26. 1. 1914.

Sehr geehrter Herr!

Ich trete deshalb nicht propagandistisch auf, weil ich der Überzeugung bin, daß jede Wahrheit sich selbst ihren Weg bahnt. Ihr Vordringen zu beschleunigen, wird keiner Propaganda gelingen; es zu verhindern, ist unmöglich. Erscheint mir somit die Tätigkeit der persönlichen Verbreitung meiner Überzeugungen nicht als wirksam oder gar notwendig, so würde es andererseits mir unmöglich machen, diejenigen Gebiete zu

bearbeiten, die ich mir vorgesetzt habe, und die der Anwendung meiner Gedanken auf praktische Verhältnisse Raum schaffen sollen.

Hochachtungsvoll Rathenau.

117. AN ALBERT MARCH, CHARLOTTENBURG.

Berlin, 29. 1. 1914.

Mein lieber und sehr verehrter Herr March!

Alles Denken der alten und neuen Zeit hat zu den gleichen Resultaten geführt, aber die Wege sind verschieden, und verschieden auch die Formen, in denen sich dieses Denken dem Geistesinhalt und der Verständniskraft einer jeden Periode angepaßt hat.

In aufrichtiger Ergebenheit Ihr W. Rathenau.

118. AN GEH. JUSTIZRAT PROF. DR. TH. NIEMEYER, KIEL.

Berlin, 11. 2. 1914.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

... Ich habe bisher die glänzende Appellationsentscheidung in Sachen Shylock und Konsorten gelesen, die mir ein Gefühl bestätigt, das mich jedesmal beim Lesen dieser grandiosen Szenen befiel: Alle Parteien haben Unrecht; mehr oder minder ahnt eine jede von ihnen höhere Gesetze; indem sie diese auf die irdische Sphäre hinabzuziehen trachten, zersplittern sie in ihren Händen.

Die höhere Begabung des Dramatikers ist es, allen seinen Figuren subjektives Recht zu geben, und indem dieses Recht subjektiv bleibt, seinen Schein vom höchsten Rechte nimmt, das es prismatisch zu spalten, niemals zu sammeln vermag, entsteht der höchste Standpunkt des summum jus summa injuria...

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener W. Rathenau.

119. AN FRAU M. C. G. Berlin, 14. 3. 1914.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Es ist eine Pflicht und ein Vorrecht derjenigen, die öffentlich ihre Lebensauffassungen aussprechen, nach Möglichkeit allen denen zur Verfügung zu stehen, die sich um Rat oder Aussprache an sie wenden. So war es mir eine Freude, Ihren Sohn zu empfangen und seine Angelegenheiten mit ihm zu besprechen. Die volle Wechselseitigkeit der Ansichten und Interessen, die einem freundschaftlichen Verkehr zugrundeliegen, wird sich schwer bei einem nahezu Fünfzigjährigen und einem in das Reifeleben eintretenden einstellen können.

Das Vertrauen, das ich Ihrem Sohne entgegenbrachte, übertrage ich gern auf Sie, meine verehrte gnädige Frau, indem ich Ihnen auf Ihre ausgesprochenen und unausgesprochenen Fragen nach bestem Können antworte.

Die erste Aufgabe Ihres Sohnes ist es, sich über den Umfang und die Nachhaltigkeit seiner Begabung ein Bild zu machen. Zwischen der echten schöpferischen Begabung und einem im Familienkreise gefälligen Talent liegen zahlreiche Abstufungen; nur die schöpferische Begabung indessen rechtfertigt und fordert einen Lebensinhalt.

Auf literarischem Gebiete liegt, soweit ich es beurteilen kann, die Begabung Ihres Sohnes nicht. Somit wäre sie zu ermitteln auf dem Gebiete der Musik. Hierfür bin ich unzuständig; es müßten hervorragende schaffende Künstler gefragt werden.

Sie werden vielleicht über meinen Skeptizismus erstaunt und unwillig sein, indessen liegt eine große Gefahr gerade bei solchen jüngeren Leuten vor, die durch Lebhaftigkeit des Geistes und allgemeine Befähigung innerhalb ihrer engeren Umgebung stets einen über-

raschenden Eindruck gemacht haben, ohne bisher in die Lage gekommen zu sein, sich an den schaffenden Kräften der breiteren Welt zu messen.

Ich halte es somit für erforderlich, daß Ihr Sohn zunächst die Wege sucht, um möglichst fernstehende, in ihrem Schaffen zweifelsfreie Musiker über den Umfang seiner Begabung zu befragen. Erhält er von ihnen ein zuversichtliches Urteil, so ist zu erwägen, ob er sich in der Lage sieht, die künstlerische Laufbahn zu beschreiten. Werden ernste Zweifel ausgesprochen, so bleibt der bürgerliche Beruf, dem er sich alsdann mit allen seinen Kräften hingeben müßte. Wieweit für diesen seine Vorbildung ausreicht, kann ich ebenfalls nicht beurteilen. Die Leichtigkeit seiner Auffassung, die Beweglichkeit seines Geistes ist mir bekannt, und ich zweifle daher nicht, daß er Lücken, falls solche vorhanden sein sollten, leicht ausfüllen könnte.

Entschieden würde ich abraten, einen doppelten Lebensberuf, aufgebaut auf einem Parallelismus geistiger und materieller Bestrebungen, zu erwählen. Ich habe die Gefahren einer solchen Duplizität mehr als einmal in schroffer Art kennen lernen müssen, und glaube, daß neben einer ungewöhnlichen Zähigkeit auch noch besondere Schicksalsfügungen Voraussetzung dafür sind, daß ein durch zwiespältige Interessen belasteter Geist standhält.

Ob und wieweit Sie Ihrem Sohne von meinen Auffassungen, denen er sich kaum in vollem Umfange anschließen wird, Kenntnis geben wollen, muß ich Ihnen als einer fürsorglichen und klarblickenden Mutter überlassen. Ich beanspruche für meine Auffassung keinerlei Unfehlbarkeit, indessen fühlte ich mich verpflichtet, eine aufs herzlichste gerichtete Anfrage mit voller Offenheit zu beantworten.

Mit vorzüglicher Hochachtung Dr. W. Rathenau.

120. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER, BERLIN.

Grunewald, 22. 3. 1914.

Mein verehrtes Fräulein Künstler!

Nun ist es gut und schön, daß alle Ihre Zweifel beschlossen sind. Von neuem dürfen Sie nicht beginnen, denn wenn auch die Geburt eines Werkes*) eine Frage des Lebens bedeutet: ein Buchdruck bedeutet eine Frage des Lebens nicht.

Hat Ihnen mein Bild, auf die schöne Staffelei Ihres lieben Gedenkens erhoben, Kräftigung gebracht, so ist es nun Zeit, daß es herabgehoben werde. Dieses Geschöpf der Klarheit und Harmonie bin ich nicht.

Wie wir alle leide ich an Sorge und Leidenschaft, Angst und Begierde, Not und Torheit. Wenn mir aus Kämpfen etwas erwachsen ist, so ist es die Möglichkeit, eine Magnetrichtung zu finden, wenn der Zyklon sich gelegt hat.

Heute ist Frühlingsanfang. Ich bin an der Havel entlang gefahren; ein Regenschauer kam entgegen, brauste über die Wasserferne und die rot und gelb eingehüllten jungen Baumkronen.

In Ergebenheit Ihr Rathenau.

121. AN HENRIK PONTOPPIDAN, SJAELLAND.

Am Tage vor Ostern 1914

Sehr verehrter und lieber Herr Pontoppidan!

Eine große Freude haben Sie mir mit der Sendung Ihres schönen Buches gemacht. Jetzt, kurz vor den Ostertagen, die uns einen frühen Mai bringen, habe ich begonnen, es zu lesen, und schon fühle ich Ihr Land und seine Menschen als die meinen. Deshalb ist echte Kunst ein so tiefer Trost: sie mag beginnen, wo sie

*) „Die Kulturtat der Frau."

will; sie führt nach wenigen Schritten zu dem einen Punkt, in dem alles Irdische seine Heimat hat.

Bei uns blüht jetzt die Erde, und in den Bäumen regt es sich; Land und Himmel sind feucht und sonnig, kühl in warmer Luft. Ich wünsche Ihnen einen schönen und glücklichen Frühling.

In herzlicher Verehrung der Ihre

Walther Rathenau.

122. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 14. 4. 1914.

Lieber Wilm!

Von Herzen drücke ich Dir in Deinem Schmerz die Hand. Auch ich verliere in dem teuren, treuen Manne*) ein Stück mir unbekannten und dennoch eigenen Lebens, denn ich danke ihm, daß er uns zusammenführen half.

Unser Leben ist ein Suchen, Begegnen, Trennen, Erinnern; es ist wie ein gewaltiges Präludium, das die Melodien anschlägt, verschmilzt und verklingen läßt. In solchen schweren Augenblicken aber darf man zuweilen, ganz von ferne, den Orgelton der Fuge vernehmen, die alle Stimmen in sich aufnimmt und ewig fortspinnt.

Wie schön, daß sein Kind unter dem Schutze Deines Hauses ruht! So ist dennoch, in allem Schmerz, der Ostertag zur Bürgschaft des neuen Lebens geworden.

Ich bin im Herzen und in Gedanken bei Dir und Deinem Kummer.

In Treue Dein Walther Rathenau.

*) Willy Lentrodt.

123. AN FRITZ VON UNRUH. Grunewald, 19. 4. 1914.

Lieber Freund!

Gestern, Sonntag, telegraphierte mir Schlenther — etwas mißmutig schien mir's —, daß die gemeinschaftlichen Bemühungen zu dem Resultat geführt haben, daß Reinhardt ipsissimus im Herbst den Louis Ferdinand aufführt. Ich halte dies für die erfreulichste Lösung, weil sie die beste Darstellung sichert, und wünsche Ihnen von Herzen Glück.

Wir waren im Freienwalder Kurhaus zu viert bei Tisch, als die Nachricht kam, Hauptmanns, Ekke und ich, und gedachten Ihrer aufs freundschaftlichste. Es war einer von den wolkenlosen Sommertagen, deren wir schon eine ganze Reihe genießen; die Baumblüte im ersten Anschwellen, im Garten ein beblümter Boden, und eine farbig klare Fernsicht von den Hügeln.

Hauptmanns sind auf dem Heimweg nach Agnetendorf; sie kommen von Assisi über Frankreich und die Schweiz.

Herzlichste Grüße immer Ihr W. R.

124. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER, BERLIN.

20. 4. 1914.

Verehrtes Fräulein Künstler!

Ihr Brief und Ihre Nachricht haben mich erfreut. Alles Gute für den Lebensweg Ihres Kindes!*)

Gern gedenke ich Ihres lieben Heims; es hat mich in freundlichster Weise an die behaglichen Hausungen meiner süddeutschen Verwandten erinnert, die in Mainz und Frankfurt seit Menschenaltern an ihrer Stelle wohnten, in duftenden Zimmern mit alten Er-

*) „Die Kulturtat der Frau."

innerungen, große Birnbäume vor den Fenstern, die uns Kinder mit ihren flaschengroßen Früchten entzückten.

Gestern in Freienwalde, unter wolkenlosem Himmel, war die Fernsicht klar und unermeßlich, die ersten Obstbäume blühten auf den Hügeln in sommerlicher Wärme....

Mit herzlichem Gruß der Ihre W. Rathenau.

125. AN DR. EUGEN LOEWENSTEIN, PRAG.

Berlin, 27. 4. 1914.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Die mir bekannte Wiener Auffassung subsumiert eine große Reihe von Charakterzügen unter den Begriff der Nervosität. Sie kommt daher notgedrungen zu dem Schluß, daß ganze Völker an Nervosität leiden. Es ergibt sich bereits aus Ihrem Buch, daß Sie den Juden und den Amerikanern in ihrer Gesamtheit eine gewiße Nervosität beimessen. Dieser Begriff von Nervosität dürfte sich bei genauer Betrachtung der dunklen Stämme, insbesondere der Afrikaner, der Balkanvölker mit einer großen Anzahl von Süd-Lateinern, noch steigern.

Ob es unter diesen Umständen richtig ist, von einer pathologischen Erscheinung zu sprechen, muß ich bezweifeln. Im Gegenteil möchte ich fast der Ansicht sein, daß es sich um Urerscheinungen handelt, nicht um Entartungen. Nun könnte man anführen, daß die Bezeichnung Nervosität eben nur ein Sammelbegriff ist wie jeder beliebige andere; dies trifft jedoch im Sinne unserer Sprach- und Empfindungsgewohnheit nicht zu. Denn mit der Bezeichnung Nervosität verbinden wir die Vorstellung einer erblichen oder er-

worbenen Störung, nicht eines Urzustandes, ja sogar noch weitergehend verbinden wir damit die Aussicht auf eine mögliche Heilung, eine Heilung im medizinischen Sinne mit medizinischen oder physischen Mitteln. Mit meiner Betrachtungsweise stimmt dies nicht überein. Ich glaube nicht, daß man auf medizinischem Wege aus dem Charakter des Negers etwa den Charakter des Holsteiners oder Engländers entwickeln kann. Ich glaube noch weniger, daß der Charakter des Negers auf einer nervösen Störung des menschlichen Urcharakters beruht, denn ich glaube umgekehrt, daß sich aus dem von Ihnen als nervös bezeichneten Charakter als dem Urcharakter der Menschheit allmählich die höher entwickelten Charaktere organisiert haben und noch weiter organisieren. Ich glaube, daß dieser Weg kein medizinischer ist, sondern ein psychischer.

Bestätigt wird mir diese Vorstellungsreihe dadurch, daß in der ganzen Tierwelt sich solche Erscheinungen finden, wie Sie sie den nervösen Menschen zuschreiben. Im Vergleiche mit einem Raubtier würde im Sinne Ihrer Auffassung ein Hase als ein nervöses Geschöpf pathologisch zu beurteilen sein.

Gestatten Sie mir, Ihnen eine Schrift*) zu überreichen, die im Gegensatz zu Ihrer Auffassung einen großen Teil derjenigen Eigentümlichkeiten, die Sie unter Nervosität subsumieren, aus dem allgemeinen und im tiefsten Wesen der Schöpfung verankerten Begriff der Furcht ableitet und somit das medizinische Gebiet gänzlich verläßt, um auf das psychische Gebiet die Betrachtung zu verlegen.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Ihr Dr. W. Rathenau.

---

*) „Reflexionen."

126. AN DR. SOLF, BERLIN
Staatssekretär des Reichskolonialamts.

Berlin, 4. 5. 1914.

Verehrte Exzellenz!

Nach meiner Auffassungsweise sind auch spezifische Religionsformen, wie der Calvinismus, Zeiterscheinungen, und das Gewissen kann sich nicht damit beruhigen, festzustellen, daß sie Ursachen von weiteren Dingen sind, es muß auch wissen, inwiefern sie als Wirkungen tieferer Ursachen angeschaut werden müssen. Dieses Gewissen beruhigt sich erst dann, wenn Urvariable ermittelt sind, deren Bewegungen sich von selbst, aus den menschlichen Grundgesetzen ergeben. Niemals ist eine Religionsform eine solche Ur- und Grundvariable, und darin hat sich Sombart sehr geirrt, daß er die Entwicklung der Mechanisierung von immer neuen Variablen (Kritik, Frauen, Kapital, Luxus etc.) abhängig macht und dabei übersah, daß alle diese Funktionen sekundärer Art sind, daß sie auf eine Grundbewegung zurückgeführt werden müssen, die ich in der Verdichtung der Bevölkerung erkannt und aufgedeckt zu haben glaube.

Daß auch Religionsformen und Zeitanschauungen, wie sie der Calvinismus bietet, als mittelbare Ursachen unserer Zeitstimmung mitsprechen, bestreite ich nicht. Aber wie gefährlich es sein kann, wenn man sich bei sekundären Erscheinungen beruhigt, zeigt die alte Auffassungsform, die als Ursache aller modernen Entwicklung die Technik, als Ursache der technischen Entwicklung die Wissenschaft hinstellte und sich niemals auf die Frage besann, ob nicht die gewaltigen Ansprüche, die von den letzten Jahrhunderten an Technik und Wissenschaft gestellt wurden, aus einer Grundnot herrührten, die dazu zwang, sich diese geistigen Waffen zu schmieden. Ich habe in meiner

letzten Schrift*) als Beispiel dieser falschen Verknüpfung angeführt, daß es irrtümlich wäre zu sagen, das Zündnadelgewehr habe den modernen Krieg geschaffen, während doch in Wirklichkeit der Wille der Welt zu Massenkriegen nacheinander die Fernwaffen und alle modernen Todeswerkzeuge schuf und schafft.

Deshalb werde ich mich in Fragen dieser wichtigen Form unserer Zeit erst dann einem anderen Gedankengange als dem meinen fügen können, wenn er bis zu jener Tiefe gräbt, in der die Urbewegung des genus humanum als treibende Ursache wahrgenommen werden kann.

Mit herzlichem Gruß in Ergebenheit der Ihre

W. Rathenau.

127. AN DR. EUGEN LOEWENSTEIN, PRAG.

Berlin, 13. 5. 1914.

Sehr geehrter Herr Doktor!

. . . Das Buch des Herrn Dr. Adler, dessen Gedanken und Arbeit ich hochstelle, ist mir gegenwärtig nicht zur Hand. Ich kann daher nicht vergleichen, wieweit Ihre Verwendung des Begriffs der Nervosität mit der von ihm gegebenen Definition übereinstimmt, und ob bezw. wieweit mithin meine Einwendungen sich über den Rahmen Ihrer Schrift hinaus auch auf die seine beziehen. Immerhin bin ich gern damit einverstanden, daß Sie meinen Brief ohne Rücksicht auf den flüchtigen Charakter seiner Niederschrift Herrn Dr. Adler zur Verfügung stellen. Denn es macht mir Freude, einen von ihm geäußerten Wunsch erfüllen zu dürfen.

Ich will für den Fall einer daran sich anschließenden Diskussion noch in Eile einen Gedanken nach-

*) „Zur Mechanik des Geistes."

tragen, den auch Sie vielleicht sich bereits vorgelegt haben.

Angenommen, ein Mensch empfinde sich bewußt oder unbewußt als minderwertig, so geht hieraus durchaus noch nicht mit Selbstverständlichkeit hervor, daß er diesen Mangel durch einen bewußten oder unbewußten Lebensplan zu verbergen suche. Es ist durchaus denkbar, und tritt in vielen Fällen ein, daß er sich auf den Standpunkt der Verhärtung stellt und sich selbst so verbraucht, wie er sich gegeben fühlt, vielleicht auch durch Brutalität und durch rücksichtsloses Durchbrechen aller Schranken seinem Wesen Geltung zu schaffen sucht. Ich glaube, daß ein großer Teil von Verbrechen aus solchen Quellen fließt.

Ich frage nun: In welchen Fällen wird ein minderwertiger Mensch den mühseligen Weg der Imitation oder Kontra-Imitation beschreiten? Er wird ihn beschreiten, wenn er eitel und feige ist. Diese beiden Eigenschaften gehen aber auf die gleiche Quelle zurück, nämlich auf die Furcht. Es würde also eine notwendige Voraussetzung des nervösen Charakters in Ihrem Sinne gegeben sein, im generellen Furchtcharakter des Menschen, den ich, wie Sie wissen, als einen der beiden Urtypen glaubte hinstellen zu dürfen; und somit erklärt der Begriff der Nervosität nicht den ganzen Erscheinungskomplex, sondern nur den Komplex der modifizierten Oberfläche, während eine tiefere Schicht im Menschlichen unabhängig von Erscheinungen der Gesundheit oder Krankheit beruht.

Ich glaube daher, daß eine Anzahl von solchen Erscheinungen, die nur der Nervosität zugeschrieben worden sind, aus tieferen Quellen hervorgehen, und sehe dies bestätigt bei ganzen Stämmen, die solche Eigenschaft tragen und für die der Begriff der Minderwertigkeit schon deshalb wegfällt, weil sie über die

Grenzen ihrer Nation hinausblicken müssen, um diejenigen Vergleichsobjekte zu finden, gegen die sie selbst sich minderwertig erscheinen könnten.

Ein Neger hat von der Minderwertigkeit seines Wesens nicht den mindesten Begriff; er übt keinerlei Verstellung, hat keinerlei Lebensplan und kennt keine Vergleiche; und dennoch trägt er eine Anzahl der Züge zur Schau, die Sie aus nervösem Charakter herleiten.

Hierdurch wird das Verdienst der Aufdeckung dieses Charakters nicht verkleinert, aber es wird Raum geschaffen für primitive menschliche Eigenschaften, die von grundsätzlicherer Bedeutung sind und aus den Urbegriffen aller menschlichen Empfindung emporsteigen.

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

128. AN MAX LOTZ. 16. 5. 1914.

Sehr geehrter Herr Lotz!

Herzlich danke ich Ihnen für das Vertrauen, das Ihr Brief bekundet. Als Herr Levenstein mir neulich die Freude seines Besuches machte, sprachen wir lange von Ihnen und Ihren Schriften. Ihre Schilderung des Lebens unter Tage hatte mich bewegt; aber ich empfand einen entschiedenen Gegensatz der Stimmung in Ihren späteren Briefen gegenüber den ersten, einen Gegensatz, der mir schmerzlich war, weil ich ihn begriff. Ich habe sehr bedauert, daß Ihre Veröffentlichungen keine Fortsetzung fanden.

Damit eine Epoche sich umgestalte, ist zuerst erforderlich, daß sie begreife; und das lebendige Wort aus einer aufrichtigen Brust ist das stärkste Memento, das sie vernehmen kann. Was sind Berichte, Statistiken, Streitschriften, Untersuchungen? Totes Material, das keiner noch so einseitigen Deutung Widerstand leistet. Aber ein echtes Menschengefühl ist un-

widerstehlich und unwiderleglich, und wenn seine Wirkung vielleicht nicht sofort sichtbar ist, so bleibt es doch ein ewiger Feuerfunken, der einmal, zu seiner Zeit, Herzen zünden kann und wird.

Ich glaube aber, daß jede große Umgestaltung alter und neuer Zeit nicht aus dem Verstand, nicht aus dem Willen und nicht aus dem Kampf gekommen ist, sondern aus dem Herzen. Dieses allein entzündet die Geister, entfacht den Willen und erringt den Sieg. Deshalb ist das Verdienst Ihrer Schrift vielleicht größer als wir alle wissen.

Dankbar bin ich für alles, was Sie mir anvertrauen wollen.

Mit herzlichem Gruß in Ergebenheit der Ihre

W. Rathenau.

129. AN DR. ALFRED ADLER, MÜNCHEN.

Berlin, 19. 5. 1914.

Sehr geehrter Herr Doktor!

. . . Vielleicht interessiert es Sie, daß ich vor Jahren eine Analyse von Charakterzügen ausgearbeitet habe, die zum Teil sich mit den Indizien des nervösen Charakters decken, obwohl sie nicht von pathologischen sondern von Grundzügen der menschlichen Veranlagung ausgehen. Ich lasse Ihnen ein Buch „Reflexionen" zusenden, dessen Aufsatz „Von Schwachheit, Furcht und Zweck" Sie vielleicht einmal durchsehen.

Ihre Arbeit sowohl wie eine Korrespondenz mit Herrn Loewenstein, die Ihnen bekannt ist, hat mich veranlaßt, mich neuerlich in Ihr Werk zu vertiefen, und ich hoffe, daß sich einmal die Gelegenheit bietet, uns über das Übereinstimmende und das Trennende unserer Auffassungen mündlich zu unterhalten.

In aufrichtiger Ergebenheit Ihr W. Rathenau.

130. AN MAX LOTZ. Grunewald, 22. 5. 1914.

Sehr geehrter Herr Lotz!

Ihre Darstellung des Weltbildes, wie es Ihnen heute erscheint, hat mich ergriffen. Ich fühle und verstehe, daß die Last des harten Berufes einen Menschen doppelt und dreifach bedrückt, der den Schwerpunkt seines Lebens im Geistigen sucht, dessen Herz und Verstand, lebendig und stark geboren, um Nahrung der Seele ringen.

Ich kann diese Zeit nicht verteidigen. Ich habe ihr manches harte Wort entgegengerufen und ihre beiden schwersten sozialen Sünden beim Namen genannt: daß sie materielle Not duldet, und daß sie dem Befähigten die Wege zum Aufstieg sperrt.

Ich nehme die Zeit nicht in Schutz, und wage noch weniger, Ihnen über Ihre Lage ein Wort zu sagen, dessen Trost Ihnen als Herzlosigkeit erscheinen könnte. Nur über die grundsätzliche Frage der pessimistischen Weltauffassung eine Andeutung meiner Vorstellung: Ich glaube, daß die Welt vorwärts schreitet. Unsere Epoche ist eine der schwersten Übergangszeiten, deren es viele gegeben hat — Eiszeit, Katastrophen —, sie beruht darauf, daß eine nie geahnte Verdichtung der Bevölkerung unseres Planeten sich noch nicht mit den Möglichkeiten der Ernährung und Erhaltung ins volle Gleichgewicht gesetzt hat, obgleich sie zu diesem Zweck den ganzen Apparat der Wissenschaft und Technik schuf. Trotzdem ist das materielle Elend bereits merklich kleiner geworden; die offizielle Geschichtsschreibung schildert uns nicht die furchtbare Verfassung der Mehrzahl in den früheren Jahrhunderten; sie spricht meist nur von den Kriegen, Kulturen, Lebensweisen der Beherrschenden.

Ich weiß, daß der Gedanke eines langsamen Fortschreitens den heute Leidenden nicht sättigt und nicht tröstet; und doch ist ein Unterschied, ob wir glauben, daß all unser Tun nur künftiges Elend züchtet, oder ob wir für die Kommenden auf Besserung hoffen.

Für unser eigenes Leben scheint mir ein anderer Gedankengang entscheidender. In uns lebt nicht nur der rechnende Intellekt und der tierisch genießende Sinn, sondern ein höheres, im Haushalt der irdischen Arbeit zwecklos scheinendes, und dennoch als Selbstzweck erhabenes Organ: die Seele.

Freude an der Natur, Liebe, Empfinden für das Schöne und Ahnung des Göttlichen haben im Sinne des Kampfs ums Dasein keinen Zweck: und dennoch sind sie da, und dennoch haben sie sich in den edelsten Naturen des Menschengeschlechts so hoch gesteigert, daß sie jedes andere Interesse hinter sich ließen. Ja diese Kräfte allein, die Kräfte der Seele, sind das einzig Bleibende im Rundlauf der Welt: Alle Schöpfungen der Urzeit vergehen, und dennoch halten sich die Lieder Homers, die Sagen der Bibel, die Lehre Christi und Buddhas, die Kunstwerke und Tempel der Griechen —, alles Werke der Seele.

Ihre Schöpfungen sind unsterblich; ist es Aberglaube, auch die Schöpferin, die Menschenseele, für ewig zu halten? Gleichviel, wie dem auch sei: sicher aber ist, die Seele kann wachsen. Sie kann im Menschen so stark werden, daß er alles Irdische vergißt und nur das Leben der Seele lebt. Sicher ist ferner: Von den Millionen, die im irdischen Leben geboren sind, ist mancher zum seelischen Leben gelangt; dagegen ist von diesen, die dazu gelangt waren, niemals einer zum irdisch begehrenden Leben zurückgekehrt.

Nun glauben Sie nicht, daß Ihnen dieses einer sagt, der selbst im Leben der Seele reich ist. In diesem Le-

ben bin ich sehr gering, weit geringer noch als im irdischen.

Aber es ist mein fester Glaube, daß es uns allen beschieden ist, daß unsere Seelen wachsen, und ich hoffe von ganzem Herzen, daß jegliches Ereignis dieses Lebens uns zum Leben unserer Seelen führt. In diesem Leben stehen wir heute wie neugeborene Kinder, während wir im Leben des Intellektes greisenhaft geworden sind.

Mit herzlichem Gruß in Ergebenheit

Walther Rathenau.

131. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Freienwalde, Pfingstmontag 1914.

Verehrtes Fräulein Künstler!

Ich möchte dieses wahrhafte Fest des Jahres nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen einen Gruß zu schicken.

Seit gestern bin ich hier, leider noch nicht auf lange, denn es ist Arbeit in Berlin zurückgeblieben.

Noch fühle ich: ich kann den Winter nicht abschütteln. Bäume und Hügel umgeben mich wieder, aber ich bin noch zu dumpf und stumpf, um ihre Sprache zu verstehen; das Herz atmet noch kurz und flattert in dem langen Wellenschlage der Natur.

Und doch fließt der Himmel in tiefer Ruhe von West nach Ost, Wolkenzüge, Düster und Sonnenglanz ziehen einher, nun ist mit den letzten Wolkenbergen die Nacht aufgestiegen in tiefstem Schweigen.

Die schönen Verse, die Sie mir schrieben, sind wahrhafte Dichtung. Mörike war der Letzte, vor ihm Eichendorff, Novalis und Hölderlin.

Wenn ich nun endgültig herkomme, hoffe ich Sie zu begrüßen. In Ergebenheit der Ihre W. Rathenau.

132. AN JOHANN SASONOFF, BERLIN.

Berlin, 23. 5. 1914.

Sehr geehrter Herr Sasonoff!

Abgesehen von den Störungen, die eine so entscheidende Maßnahme in den inneren Wirtschaftsverhältnissen Rußlands verursachen wird, befürchte ich, daß auch eine Rückwirkung auf das Ausland nicht ausbleiben kann. Es kann den ausländischen Aktionären russischer Gesellschaften nicht gleichgültig sein, ob die bisherigen Vertrauensleute, die ihre Unternehmen verwalteten, teilweise durch andere ersetzt werden müssen, die ihnen möglicherweise weniger bekannt sind und den Spezialgebieten der betreffenden Industrien ferner stehen. Solange die russische Industrie infolge des rapiden Aufblühens des Landes sich veranlaßt sieht, sich auf ausländische Organisationen, Erfahrungen und technische Errungenschaften zu stützen, wird sie gut tun, die Fäden, die ihre Wirtschaft mit dem Auslande verbinden, nicht zu zerschneiden. Deutschland war bis Ende der siebziger Jahre in einer ähnlichen Lage; es bezog Ideen, Maschinen, Organisationen, Kapital und Menschen vielfach aus dem Auslande und hat während dieser Zeit seine Handelspolitik darauf eingestellt, diese Beziehungen kräftig zu erhalten. In dem Maße, wie Deutschlands Wirtschaft ihre eigenen Grundlagen selbst produzierte, starben manche der auswärtigen Verbindungsglieder ab. Auch für Rußland wird zweifellos der Moment eintreten, wo es sich ganz auf eigene Wirtschaftsinitiative stützen kann. Diesen Moment vorzeitig herbeizuführen, wird aber nicht unter allen Umständen einen Vorteil für das Land bedeuten.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Dr. W. Rathenau.

133. AN WILHELM SCHWANER Berlin, 25. 5. 1914.

Lieber Wilm!

Schneller als sonst ist hier der Frühling seiner Erfüllung entgegengestürmt; es ist voller Sommer, und eine beängstigende Trockenheit ist erst heute durch Regengüsse gelöscht worden. Solange ich den Landsitz nahe der Oder habe, gab es nicht solche Fliederpracht; man verging in blauen Büschen und süßherbem Duft. Nun sind die Kastanien im Verblühen, die Akazienbäume füllen sich, und das Laub dunkelt. Die ersten Rosenranken fangen Feuer, das Jahr eilt zum Gipfel.

Indessen hat zweimal, ja dreimal in meiner Nähe der Tod eingeschlagen, nicht im Leben meiner unmittelbaren Umgebung, aber doch in erschütternder Nähe. Auch ich sehne mich weg, vor allem aus der Stadt; nach Pfingsten hoffe ich fürs Land frei zu werden, nachdem unerwartet noch etliche ernste Aufgaben sich gemeldet haben und allen Entwürfen zum Trotz beharren.

Meine Geistesarbeit sehe ich nicht gefördert, sehe auch noch nicht den Weg, denn mein erster Wunsch ist Ruhe. Wenn Du heimkehrst, erwarte ich Dich draußen.

Nun wünsche ich Dir Stille, Einsamkeit, Frieden und die Stärke und Freiheit, die aus diesen großen Dingen kommt.

Herzlich der Deine Walther Rathenau.

134. AN FRITZ VON UNRUH. Freienwalde, 17. 6. 1914.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihre beiden lieben Grüße und freue mich, daß Sie Hauptmanns sehen werden. Grüßen Sie, bitte, alle aufs herzlichste. Ich weiß leider

immer noch nicht recht, wo ich mein Domizil habe; die Hauswirtschaft ist freilich hier, aber meistens ich nicht. Deshalb ist noch keine ruhige Arbeit möglich; wäre nicht der Frühsommer sonnig und reich, so wäre ich recht deprimiert.

Wenn Sie in Berlin sind, telephonieren Sie mir, bitte, sofort ein Wort, um ein Rendezvous zu bestimmen.

Mit herzlichen Grüßen

freundschaftlichst immer der Ihre W. R.

135. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Freienwalde, 25. 6. 1914.

Liebes Fräulein Künstler!

Die beiden Frauenbriefe, so seltsam kontrastierend, haben mir Freude gemacht. Wie selten erfahren wir, wie ein freundliches Ereignis sich still vorbereitet hat, gekeimt und gewachsen ist: wir sitzen hungrig am Tisch des Lebens, warten, daß die Schicksalsküche uns rechtzeitig und auskömmlich bedient, und fragen zu wenig, wie diese edle Speise von liebevoller Sorgfalt bereitet wurde . . .

In München sollen Sie nicht frieren. Die Champagnerluft dieser Stadt, anregend und unproduktiv, lockt ins Weite. Das Parkland von Oberbayern leuchtet jetzt in bunten Juliwiesen, gerade vor dem ersten Schnitt.

Hier blühen, nein, fließen die Rosen. Ich muß nachts das Fenster schließen, weil die Linde überquillt und betäubt. Arbeiten kann ich nicht.

Mit herzlichen Grüßen der Ihre W. Rathenau.

136. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Freienwalde, 12. 7. 1914.

Mein liebes Fräulein Künstler!

Wie Vieles liegt zwischen Ihrem Brief und meiner Antwort! Der Sommer ist auf seinen Gipfel gestiegen und hat ihn überschritten; zwei heftige Witterungsumschläge erschütterten ihn; ich habe zwei Tage lang die blauen Vorberge der Schweiz gesehen und mehrmals den hochgeschwellten Rhein gekreuzt; viel muntere Arbeit hat mich zwischen hier und Berlin auf der Landstraße gehalten — , und betrachte ich's genauer: so ist nichts geschehen.

Es ist mir lieb, daß das Mechanische — die Verlagsdinge — hinter Ihnen liegt. Nun reift das Gut in den Händen der Welt, Sie sind frei und können Herz und Sinne neuem Erlebnis zuwenden.

Ich bin es nicht. Der ungestaltete Stoff wälzt sich in meinem Schädel, die Lämmerherde Polyphems; und ich soll mit zählenden Händen, ordnungsrichtig, Stück für Stück betastend aus der Höhle führen.

Die Rosen machen umständliche Toilette für die zweite Blüte. Die Bäume stehen tief belastet im blaugrünen Laub; sie haben ihre Früchte empfangen und beginnen vom Herbst zu träumen. Heiße Tage verschleiern den Horizont, und der Abend steigt, noch immer spät, mit flammender Farbe an den Wolken empor. Wenn ich aufstehe, ist längst heller Tag; ich erwache in Sonne. —

Alles Gute für die späten Monate dieser Sommerzeit und herzliche Grüße.

Der Ihre W. Rathenau.

137. AN WILHELM SCHWANER. Freienwalde, 17. 7. 1914.

Lieber Wilm!

Der unmittelbare Verkehr mit Massen, auch wenn sie gebildeter sind als der Durchschnitt, verlangt eine Verdeutlichung und Typisierung, der nur der Fanatiker oder Volksredner sich ganz hingeben kann; daß Du, ein streng und zart Empfindender, dem Undifferenzierten opfern sollst, bleibt ein schmerzlicher Widerspruch, der leider wachsen muß, je mehr die Reinheit Deiner Gesinnung Unterscheidungen fordert, die dem plakatgewohnten Auge nicht mehr sichtbar sind.

Ich weiß, Du hast andere Kämpfe bestanden und wirst diesen bestehen; möge es Dir beschieden sein, daß aus Kämpfen der Feindschaft Wettstreite der Liebe werden.

Warum das Buch „Impressionen" mir fremd geworden ist? Weil es mehr Negation enthält, als meinem heutigen Denken entspricht. Der Judenaufsatz war als Mahnung gedacht; in der unglücklichsten Stimmung meiner trübsten Zeit wurde er zur Anklage. Anklagen aber ist im Ursinn des Wortes diabolisch; aus Bitterkeit wird niemals das Gute kommen, sondern aus Kraft. Heute verstehe ich die Anklage kaum mehr; Du findest in der „Kritik der Zeit", wie das Spezialproblem sich menschlich in höherer Synthese auflöst.

In Treue Dein W. R.

138. AN DR. FRANZ BLEI. Freienwalde, 20. 7. 1914.

Mein lieber Herr Blei!

Aufrichtig danke ich Ihnen für Ihren Brief und Ihren Aufsatz; ein schönes mutiges Blatt von frommem Radikalismus.

Ich täte Unrecht, gestände ich Ihnen nicht offen

den Grund meiner langen Indolenz. Der feindselige Angriff des Herrn M..., der in gemilderter Form in der Neuen Rundschau erschienen ist, hat mich tief verstimmt. Nach der lebhaften Ankündigung, die Sie und Herr Scheler mir vor Monaten von Herrn M... gemacht hatten, verließ mich das Gefühl nicht, daß seine Anschauungen sich mit denen Ihres engeren literarischen Kreises deckten, in den Sie mich mit Freundlichkeit eingeführt hatten.

Nun wurden mir diese Abende in der Erinnerung bitter; denn da, wo meine Lebensarbeit als verfehlt gilt, konnte ich nur mit meiner Person unterhaltend dienen, und dieser Dienst beglückt mich nicht.

Ihr Brief und die Anklänge an vergangene schöne Abendstunden lösten etwas von dieser trüben Empfindung. Ich erwarte gern die Nachricht von Ihrer Heimkehr, die Sie mir versprachen, und hoffe, wenn Sie mit Ihrer verehrten Gemahlin mir hier draußen einen Tag schenken wollen, daß die alte Herzlichkeit der Beziehung die Prüfung überstanden hat.

Mit freundschaftlichem Gruß Ihr W. Rathenau.

139. AN DR. FRANZ BLEI. Freienwalde, 30. 7. 1914.

Lieber Herr Blei!

In dieser schweren Zeit, wo die Sonderwünsche schweigen, möchte ich Ihnen nur danken für die Sendung Ihres Briefes und Ihres tiefen und reichen Zeitbildes, und Ihnen sagen, wie sehr ich mich auf eine baldige Begegnung freue.

Zwischen uns besteht kein Mißverständnis und soll nie eins bestehen. Daß Scheler mir nicht fernergerückt ist, glaube ich aus Ihren Zeilen lesen zu dürfen. Gern will ich mich bemühen, M... ganz objektiv gegenüber-

zutreten und seine Motive ganz zu verstehen, aber ich gestehe Ihnen, daß ich die schmerzliche Empfindung noch nicht habe bezwingen können.

Mit herzlichem Vertrauen und auf wechselseitiges Verstehen hatte ich mich diesem Kreise genähert; und in dieser Form kam die Antwort. Ich schätze jeden Widerspruch als Quelle der Selbstprüfung; deshalb konnte Kritik an sich mich nicht verletzen. Aber Sie, lieber Freund, als Meister der Analyse, wissen wie kein zweiter, daß in der Kritik die Feststellung des Niveaus, ausgesprochen oder als Hintergrund, die höchste Pflicht und die höchste Kunst ist. Jene Besprechung ließ es offen, ob die Arbeit eines frühreifen Studenten oder eines dilettierenden Ästheten abgekanzelt wurde, und da ich M . . . die Kunst der Abstufung zutraue, so blieb mir nur die Wahl, auf eine tiefe Geringschätzung meiner Lebensarbeit oder auf eine feindselige Stellung zu schließen. Zufällig folgte M . . .'s Aufsatz hinter einer Besprechung Schlenther's über Unruh's Drama. Ich mute Ihnen nicht zu, das Heft nochmals vorzunehmen: vielleicht ist der Kontrast zwischen dem liebevollen Eingehen auf menschliche Eigenart und der kassanten Ablehnung einer Existenz Ihnen erinnerlich geblieben.

Sobald die nächsten Entscheidungstage vorüber sind, erbitte und erwarte ich Ihre freundliche Anmeldung. Ist Scheler hier und erreichbar?

Herzliche Grüße Ihr W. Rathenau.

140. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Freienwalde, Ende Juli 1914.

Liebes Fräulein Künstler!

Heute möchte ich Ihnen inmitten des Kriegsgeschreis nur einen kurzen und herzlichen Dank für Ihre Briefe schicken. Die Welt ist von Sinnen!

Sechs Mächte zittern vor dem Krieg und wissen nicht, wie sie ihn vermeiden können. Die letzten Tage mußte ich in Berlin sein; nun da ich heimkehrte, finde ich herbstliche Kälte, und das volle Laub fröstelt und scheint sich auf Sommers Ende zu besinnen. Ach, das Ende ist da, die Tage weichen zurück; in allen Gedanken liegt etwas von Abschied.

Herzliche Grüße Ihr WR.

Ein kleines Kriegsopfer!
Die Trümmer meines letzten Briefes. Gruß!

Grunewald, 9. 8. 1914.

141. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Berlin, 19. 8. 1914.

Liebes Fräulein Künstler!

Die Epoche, in die wir geboren sind, begann mit einem Kriege; nun geht sie mit einem Kriege zu Ende.

Es bricht das Neue an, das wir zu verkünden hatten, ein Leben, das stärker und tiefer sein wird als das klägliche Ende des vergangenen.

Aber diese Geburt ist sehr schwer und dauert lange; mit dem Frieden ist es nicht getan. Im Alten waren wir jung, im Neuen sind wir alt. Werden die Dinge uns überholen?

Das wäre schön. Und immer noch schön genug wäre es, wenn wir wenigstens die Morgenröte zu sehen bekämen.

Moses sah sein Land.

Herzlichst WR.

142. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Berlin, 1. 9. 1914 nachts.

Liebes Fräulein Künstler!

Die einzige Möglichkeit, vor der Übergewalt der Zeit sich aufrecht zu erhalten, ist die Hergabe aller Kräfte. Die Allgemeinheit des Gedankens muß schweigen; so wie das Blut der Nation vom Herzen forteilt und in die Glieder strömt, die ringen, so muß die Kraft des Einzelnen sich ausströmen in Tätigkeit. Da ich nicht in der Front stehen kann, ist mir wenigstens Arbeit beschieden. Ich habe eine neue Abteilung im Kriegsministerium zu organisieren, die ihre Arme schon über Belgien und Frankreich ausstreckt, wenn auch ihr Leistungsgebiet kein politisches, sondern ein wirtschaftliches ist. Dieses quantitative Arbeitsmaß geht zu meiner Freude bis an die Grenze meiner Kräfte und meiner Tageszeit; zwischen Schlaf und Arbeit liegt nur noch eine halbe Stunde Musik.

Herzliche Grüße Ihr WR.

143. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 6. 9. 1914.

Lieber Freund!

Ich bin glücklich, daß ich ebenso wie Du jede Sorge in Tagesarbeit ertränken kann. Arbeit und Schlaf, dazwischen manchmal eine halbe Stunde Musik, ist das einzige, was ich äußerlich erlebe.

Wir haben das Höchste erlebt, was ein Volk erleben kann; aber damit ist die Sendung nicht beschlossen. Wir gehen schwereren Dingen entgegen, denn die Wiedergeburt, die uns bestimmt ist, ist mit Heroismus allein nicht zu erringen. Ich grüße Dich herzlich und gedenke Deiner.

W.

144. AN FRÄULEIN ELISABETH VON SCHMIDT-PAULI, HAMBURG. Berlin, 13. 9. 1914.

Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

Ich verstehe die Gedanken, die Sie bewegen, und glaube, daß jede ernste Anregung, die aus einer starken Empfindung kommt, heute der eingehendsten Prüfung wert ist. Ohne auf Ihre Entschlüsse einwirken zu wollen, erlaube ich mir, folgende Erwägungen Ihnen mitzuteilen:

Die öffentliche Meinung in Amerika ist nicht ohne sachliche Information. Eine Reihe von New Yorker Zeitungen berichtet objektiv, zum Teil deutschfreundlich, über die europäischen Ereignisse. Soweit ich es übersehen kann, ist die Stimmung in Amerika trotzdem gegen Deutschland gerichtet, und zwar wahrscheinlich deshalb, weil der Deutsche als Konkurrent empfunden wird, den man nicht zu stärken wünscht. Ob es einer einzelnen Persönlichkeit, auch wenn sie mit starken Mitteln der Darstellung oder Überredung auftritt, gelingen kann, einen erheblichen Teil der amerikanischen Bevölkerung umzustimmen, scheint mir zweifelhaft. Vor allem aber sagt mir kein entscheidendes Gefühl, ob ich es für wünschenswert halten soll, daß man ein Land, dessen politische Neutralität nicht gefährdet ist, das uns aber seine Sympathien offenkundig versagt, noch stärker umwerben soll, als es bisher geschehen ist. Die stärksten Argumente Deutschlands sind sein gutes Recht und seine Waffen. Ich glaube, daß diese Argumente sich über lang oder kurz durchsetzen. Ich habe es niemals als ein drittes Argument empfinden können, wenn man redet, und ich fühle mich daher nicht als kompetent, ein Neigungsurteil darüber abzugeben, ob eine Mission wie diejenige, die Ihnen vorschwebt, subjektiv und objektiv erstrebenswert ist.

Auch Sie werden ähnliche Erwägungen angestellt haben, und ich glaube, daß Sie Ihrem endgültigen Urteil werden folgen müssen. Ich wünsche dieses nicht zu beeinflussen, halte mich aber auf Ihre Frage hin für verpflichtet, Ihnen offen zu antworten.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre W. Rathenau.

145. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Berlin, 14. 9. 1914.

Verehrte Freundin!

Verzeihen Sie mein Schweigen. Es wird vielleicht besser mit mir, wenn ich, binnen kurzem, mich im Dienst ausgegeben und meine Sache unter Dach habe.

Kein Gedanke bleibt mir für mich selbst; die Härte dieser Arbeit beruhigt mich, indem sie mich aufzehrt.

Nachts wache ich oft in Sorgen auf. Das Jahr hat seine Farbe und Jahreszeiten verloren; ich fühle Winter.

Herzlich Ihr WR.

146. AN FRÄULEIN ELISABETH VON SCHMIDT-PAULI.

Berlin, 21. 9. 1914.

Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

Ich wünsche Ihnen Glück zur Erfüllung Ihres Vorhabens und hoffe, daß die Ergebnisse Ihrer amerikanischen Reise Ihren Erwartungen entsprechen.

Was meine Wünsche betrifft, so lassen sie sich kurz dahin aussprechen:

Ich wünsche, daß Amerika als neutraler Staat einen Schiffahrtsverkehr mit Deutschland einrichtet und sich durch ungesetzliche englische Maßnahmen nicht abschrecken läßt, den Verkehr in erlaubten

Waren mit uns aufzunehmen. Amerika ist reich genug, um sich eine Handelsflotte zu beschaffen, und wenn es wirklich freundschaftliche Gesinnungen für uns hegt, so darf es sich an einer Politik, die darauf hinausläuft, uns wirtschaftlich auszuhungern, nicht beteiligen.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre W. Rathenau.

147. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Berlin, 23. 9. 1914.

Verehrte Freundin!

Haben Sie Dank für Ihren lieben Brief, dessen Wärme und Güte mich herzlich berührt. Betrachten Sie es nicht als Undankbarkeit, wenn ich ihn nicht mit gleicher Hingebung erwidere, und lassen Sie mit Vertrauen und Freiheit mich antworten.

In früheren Jahren waren meine Wünsche heiß, und mein Bedürfnis nach menschlicher Berührung groß. Nicht nur in den Fällen der Leidenschaft, sondern bis in das Leben des Alltags erfüllte mich der Drang, mich auszusprechen, Vertrauen zu empfinden, zu genießen, mit und in dem andern zu leben.

Noch heute bin ich wohl der Leidenschaft unterworfen, und doch hat eine Wandlung begonnen. Es ist, als ob in mir zwei Menschen lebten, von denen der eine erwächst, der andere stirbt. Es stirbt der Begehrende, der von außen zu Erfreuende, und mit ihm manche Lebendigkeit, Buntheit, Mitteilsamkeit und Freude, und es erwächst der Andere, den ich kaum mehr Ich nennen darf. Denn dieser kümmert sich kaum mehr um mein Schicksal, er verlangt nach Dingen, die unpersönlich sind, und macht mich zum Diener von Mächten, die mir keine Rechenschaft zu geben haben.

Dieser Andere ist wie ein Teil einer fremden Macht, die sich eine Zeitlang meines armen Daseins bedient, um zu tun, was ihr gefällt. Nach außen führe ich das gleiche Leben, nach innen ist es eine Übung, die ich erfülle.

Was ich zu schaffen und mitzuteilen habe, gehört mir nicht mehr. Ich kann es nicht mehr verschenken, es löst sich los, wie es ihm gefällt, — für wen? ich habe nicht zu fragen. Ob ich glücklich bin oder nicht, ist ein Gedanke, der mir kaum in den Sinn kommt; wohl fühle ich Druck und Last, und manchmal schwere Müdigkeit, aber ich habe keinen Wunsch nach Erleichterung. Es rührt und freut mich, wenn Sie in liebem Opfersinn mir Schweres abzunehmen geneigt sind, aber es bleibt ein freundlicher Ruf aus der Ferne, vom Ufer her für einen, der schwimmen muß.

Mein Herz ist nicht erkaltet, die Menschheit steht mir näher als früher, aber ich habe nichts mehr, was ich dem Einzelnen geben könnte. Was in mir lebt und klingt, sind immer weniger subjektive Dinge, sondern wie in einer Muschel, der Widerhall des äußeren Meeres, der sich fast wunschlos in einem beliebigen Gefäß sammelt. Ich habe noch die Kraft zu kämpfen, wo eine Gegenmacht mir gegenübertritt, doch nicht mehr um zu gewinnen, sondern um meinem Dienst Raum zu schaffen.

Entsetzen Sie sich nicht über diese Geständnisse, Sie erwarten Wärme und ich kann Ihnen nichts geben als Vertrauen, und auch dies nur, indem ich die Abneigung überwinde, von mir zu reden, was mir fast absurd vorkommt. Es geschieht sonst manchmal, daß, wenn ich mich bei Gedanken über mich selbst ertappe, mich ein Gefühl von Narrheit überfällt, wie einen, der Grimassen schneidet ...

Mein Leben verläuft unverändert. Dies ist seit langem der erste Abend am Schreibtisch.

Herzliche Grüße Ihr W. R.

148. AN DR. G. TISCHERT. Berlin, 3. 10. 1914.

Vertraulich!

Mein lieber Herr Doktor!

... Wenn die Arbeit vorüber ist,*) erzähle ich Ihnen gern einmal darüber eingehendes. Einstweilen bin ich Ihnen dankbar, wenn Sie meinen Namen in Verbindung mit der Abteilung nicht nennen, denn es graut mir vor nichts so sehr wie vor der Illustration im „Tag" mit der Bezeichnung „geboren 1867" und einer weiteren Etikettierung.

Auf baldiges Wiedersehen mit ergebenstem Gruß

Ihr Dr. W. Rathenau.

149. AN HAUPTMANN G. VON DIEZELSKY,
im Felde. Berlin, 10. 10. 1914.

Lieber Freund!

Ich habe zunächst die Gesamtwirtschaft der Metalle geordnet, dann die der Militärtuchwollen, der Jute, der Chemikalien, und bin jetzt dabei, große Fabriken zur Herstellung von Salpeter bauen zu lassen, an dessen Mangel, wie ich Ihnen vertraulich sagen kann, vermutlich im Frühjahr nächsten Jahres sich ernste Wirkungen hätten knüpfen können. Jetzt ist alles gesichert. Weiterhin ist zu sorgen für Gummi, Baum-

*) Organisation der Kriegsrohstoffe.

wolle, Flachs, Leder und eine große Zahl von Stoffen geringerer Bedeutung. Es wird noch Monate angestrengtester Arbeit bedürfen, um alles ins reine zu bringen, um dann, was ich je eher je lieber wünschte, die Abteilung auf eigene Füsse zu stellen, sodaß sie mit Kräften des Kriegsministeriums selbst auf die Dauer weiter funktionieren kann ...

Mit freundschaftlichem Gruß Ihr W. Rathenau.

150. AN DEN KAIS. GES. VON MUTIUS,

Allerh. Hauptquartier. Berlin, 10. 10. 1914.

Lieber Freund!

Jetzt nach dem Fall von Antwerpen möchte ich glauben, daß der Zeitpunkt gekommen wäre, um über die Zukunft Belgiens eine beruhigende Erklärung abzugeben. Ich würde eine solche für eine Erleichterung der künftigen Friedensverhandlungen ansehen. Denn nach Wilsons Äußerung und der ganzen Vorgeschichte des Krieges, soweit sie England betrifft, hat es den Anschein, als ob die belgische Komplikation den schwierigsten Punkt in der künftigen internationalen Abwicklung bedeutet.

Ich kann es nicht hindern, daß meine Gedanken sich immer wieder der Schwierigkeit des Friedensschlusses zuwenden, die mir fast noch größer erscheint als die des Krieges. Die Hoffnungen auf Erwerb sind hier ins Maßlose gesteigert. Jede Veränderung der Landkarte und jede Zahlung wird als möglich erachtet, und keine genügt der Unersättlichkeit der unverantwortlichen Beurteilung. Für meine Empfindung kann nur derjenige Frieden uns Nutzen bringen, der ein wirklicher Friede ist und unserer Politik eine neue und

sichere Grundlage gibt. Äußerlich glänzende Ergebnisse, die nicht organisch begründet sind, können Konfliktstoffe schaffen, im Vergleich zu denen der elsaß-lothringische geringfügig war. Der leidenschaftliche Neid und Haß der Welt, der in diesem Kriege sich ausdrückt, läßt sich nicht durch Furcht bändigen; er muß in sich gemildert werden, und ich würde es als das größte Glück ansehen, wenn es uns gelänge, einen solchen Frieden mit Frankreich zu schaffen, der uns den Feind in einen Bundesgenossen verwandelte. Aber wie dem auch sei —, es wird sich kaum ermöglichen lassen, die übertriebenen Wünsche unserer Politiker mit einer solchen Realität zu vereinigen, und deswegen komme ich abermals auf die Hoffnung zurück, die ich durch Sie dem Kanzler nochmals ans Herz legen möchte: durch einen zentral-europäischen Wirtschaftsaufbau einen inneren Siegespreis zu schaffen, der alle äußeren Errungenschaften übertrifft.

Ich weiß nicht, ob Exzellenz Delbrück und Unterstaatssekretär Wahnschaffe noch im Hauptquartier sind. Ich hoffe sehr, daß es ihnen gelungen ist, ein Programm zunächst mit Österreich mit dem Kanzler zu vereinbaren. Mit Rechenberg, der eine Reihe von Spezialfragen in dieser Richtung bearbeitet, stehe ich dauernd in Fühlung, und glaube, daß etwas brauchbares zustande kommt. Das österreichische Programm wird erst durch das französisch-belgische vervollständigt, und ich möchte immer wieder die Erwägung darauf lenken, daß die wirtschaftliche Vermählung mit den Nachbarn die künftige politische einschließt. Ich weiß, daß für die französische Verhandlung der Zeitpunkt noch lange nicht gekommen ist, aber es handelt sich darum, von langer Hand Stimmungen vorzubereiten, die im Augenblick der Tat entscheidend werden.

Die Bedrückung, die auf jedem liegt, der nicht im Felde stehen kann, habe ich durch ein gewaltiges Arbeitsprogramm abzuwälzen gesucht. Die Gesamtwirtschaft der Metalle ist geordnet, ebenso die der Chemikalien, der Textilstoffe, soweit sie auf Wolle und Jute beruhen, und eine große Anzahl anderer Produkte: Leder, Gummi, Leinen, Baumwolle steht noch bevor. Am gefährlichsten war die Lage des Salpeters, der die Basis unserer gesamten Sprengstoffe bildet und der ohne Eingreifen rettungslos in der ersten Hälfte des nächsten Jahres zu Ende gegangen wäre. Ich habe den Bau großer Salpeterfabriken in die Wege geleitet, die von der Privatindustrie mit Staatssubvention errichtet werden sollen, und die auf Grund der neueren technischen Entwicklung uns schon in wenigen Monaten gänzlich unabhängig von der Salpeterzufuhr machen. Es ist der Feldzug der Materie, den wir hier in diesen 7 Wochen im Kriegsministerium organisiert haben, und den wir, wie ich hoffe, zu ebensogutem Ende führen werden, wie bei Ihnen der große Feldzug der lebenden Kräfte zum glücklichen Abschluß gebracht wird. Ob zum baldigen? wage ich kaum zu hoffen, denn es müßte eine technische Kampagne ohnegleichen in und über dem Kanal sich abspielen, damit England gezwungen wird, sein Arbitrium zu opfern. Wir haben technisch und menschlich so Wundervolles erlebt, daß die Hoffnung vor dem fast Unmöglichen kaum Halt macht. Dennoch zwingt die vorsichtige Erwägung dazu, mit ruhigerem Ablauf der Dinge zu rechnen, und zuversichtlich zu erwarten, daß auch bei langer Kriegsdauer unsere Position die stärkste bleibt. Und da nun der Punkt kommt, wo ich im alten Kreise wiederum zu der Schwierigkeit der Friedensfrage zurückzukehren neige, breche ich die Betrachtung ab, die Ihnen vielleicht nur tausendmal

Gehörtes wiederholt. Dennoch mag sie den Weg zu Ihnen finden, und nochmals für den Wunsch Gehör suchen, von dem ich ausging und mit dem ich schließe.

Mit herzlichen Grüßen Ihr W. Rathenau.

151. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Grunewald, 21. 10. 1914.

Verehrte Freundin!

Auch heute reicht meine Kraft nur zu einem Gruß und Dank. Von diesem scheidenden Jahr sehe ich nur noch die rostenden Blätter der großen Platane im Garten des Kriegsministers, die das Fenster meiner kleinen dunklen Stube ausfüllt. Ich hätte nie geglaubt, was sich in 12 Stunden bewältigen läßt; und nun, wo dieser Krieg rechts und links vor den Grenzen brennt, scheint mir Einzelarbeit so winzig, daß ich mich schäme, abends nach Hause zu gehen.

Hauptmanns sind hier, ich kann sie nicht sehen, obgleich sie ganz in der Nähe wohnen, weil ich zu müde bin.

Herzliche Grüße Ihr W. R.

152. AN DR. FREDERIK VAN EEDEN. 24. 10. 1914.

Lieber van Eeden!

Wenn die Menschen sich so schwer verstehen; wie sollen die Völker sich begreifen?

Sie verstehen nicht, was ich mit Güte und Gerechtigkeit meine.

Sie treten zum Kranken wie ein Arzt; Sie sagen: Du hast Diätfehler begangen. Du bist ausschweifend gewesen. Das und das ist deine Diagnose. Ich werde dich heilen, aber du mußt das und das tun.

Christus trat zum Kranken, fragte nicht nach der Diagnose, gab keine Erklärungen und keine Vorschrif-

ten, sondern legte ihm die Hand aufs Haupt und tröstete ihn.

Was ist mir all Ihr Utilitarismus und Ihre Politik? Es handelt sich nicht um künftige Vorteile und Nachteile, nicht um Untersuchung von Schuld und Unschuld. Wie können Sie, ein Mensch von Ihrer Freiheit, van Eeden, sich einlassen auf Streitereien über den Wert von Nationen, über Presse und Politik, militärische und diplomatische Handlungen?

Krankheit ist ein bürgerlicher Begriff. Sonneneruptionen und Kometen, herbstlicher Laubfall und Menschentod sind keine Krankheiten. Die großen Geschehnisse der Natur sind physisch betrachtet Urphänomene, sittlich betrachtet Schicksal.

Dies Wort hassen Sie ... Sie sind hier zu sehr Arzt. In Ihren Werken sind Sie Dichter, seien Sie es getrost im Leben: der echteste Realismus ist die Phantasie. Wenn Napoleon stirbt: was kümmern mich die Bakterien in seinem Bauch? Ich will ihn nicht heilen, sondern begreifen. Es wird viel zu viel geheilt in derWelt, und viel zu wenig Wunder getan und auferweckt.

(Jetzt werden Sie das Lob meines klaren Kopfes zurücknehmen.)

Schicksal ist es, wenn dieser von Mechanismen überladene Planet in Flammen und Blut raucht, wenn jedes dieser rechnenden Herzen bebt und die erstarrten Tränen tauen. Wollen Sie die Welt psychoanalytisch heilen? Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat, quod ferrum non sanat ignis. Wir wollen eine neue Welt. Wir sehen mit tiefem Schmerz, wie die alte versinkt. Wollen wir uns um die Trümmer zanken und streiten?

Nun ist es Menschen nicht gegeben, in kalter Ruhe im Tribunal zu sitzen, wenn rings um sie herum das Liebste kämpft und stirbt. Ich würde mich nicht glück-

licher und nicht stärker fühlen, wenn ein Gott mir von oben die Bühne öffnete und die Fäden zeigte. Wenn ich mein Land und meine Brüder liebe; glauben Sie, daß ich mich mit jeder seiner politischen Formen und Maßnahmen identifiziere? Aber vor dem Angesicht dieses Schicksals ist das alles gleichgültig. Neunzig Tragödien des Sophokles sind verloren, alle Werke des Phidias sind zerstört; sollen wir deshalb das Leben unserer Seelen hassen?

Heute wütet die Leidenschaft, der Haß und das Schwert. Wer von uns weiß, ob er den Frieden erlebt? Wir werden schwerere Dinge erleben, als die wir sahen. Ein hartes Geschlecht wird heranwachsen, vielleicht zertritt es unsere Herzen. Was kommt darauf an? Wir tragen eine Saat, die vielleicht die einzige Ursache ist, weshalb jetzt der blutende Boden so tief gepflügt werden muß. Sollen wir da überhaupt von der Gegenwart und ihren Qualen reden? Stellen Sie Ihren Streit ein, van Eeden, wir sind kein Pazifistenkongreß, kein Haager Nützlichkeitstribunal, keine Propagandisten.

Von Eleusis und Delphi hieß es *Τὸ ἐν Ἐλευσῖνι φῶς* und *Γνῶθι σεαυτόν*.

Ich grüße Sie herzlich Ihr Rathenau.

153. AN KAIS. GES. V. MUTIUS. Berlin, 24. 10. 1914.

Lieber Freund!

... Ich freue mich, aus Ihrem Brief den Geist der Konzilianz und Realität zu vernehmen, der Ihnen und dem Kanzler gemeinsam ist. Unser Sieg muß entscheidend sein; der Frieden muß sichere Gewähr für die Zukunft und vor allem innere Befestigung bringen. Aber wir dürfen niemals vergessen, daß kein Volk isoliert auf der Welt stehen kann; im Kriege muß für den Frieden gesorgt werden, und der Frieden muß ein

wirklicher sein. Deshalb wird es die vornehmste Aufgabe des Friedensschlusses werden, dafür zu sorgen, daß auf allen Seiten der Haß sich mildert. Leidenschaft ist eine reale Kraft, Haß nicht. Die letzte Ursache des Krieges ist begründet in der Unversöhnlichkeit eines einzigen Volkes, das noch dazu diese Unversöhnlichkeit mehr auf der Zunge als im Herzen trug. Der künftige Friedensschluß wird für uns um so stärker sein, je versöhnlicher er ist.

Mit herzlichem Gruß Ihr Rathenau.

154. AN DR. STEFAN ZWEIG, SALZBURG.

Berlin, 24. 10. 1914.

Mein lieber und sehr verehrter Herr Zweig!

... In diesem Kriege wird zu viel geredet und geschrieben. Welches auch die Gründe und der Ursprung gewesen sein mögen: Jetzt haben die Völker das Wort, und bevor sie schweigen, hat der Einzelne keine Stimme. Ich halte es für gänzlich gleichgültig, was in diesem Zeitpunkt über Loewen, Reims und andere Dinge geschrieben und geredet wird...

Ich könnte nicht leben, wenn ich mir nicht eine Tätigkeit geschaffen hätte, die mir einen Feldzug auf eigene Hand ermöglicht — den Feldzug der Rohstoffe. Hinter der Front zu stehen und Ansprachen zu halten, ist Sache der Geistlichen und Professoren; ich kann ihr nicht genügen.

Von diesen Erwägungen ist Rollands Tätigkeit für militärische und bürgerliche Gefangene nicht betroffen; die ist dankenswert, aber ich kann dabei nicht mitwirken, denn mein Tag ist bis tief in die Nacht hinein von Arbeit erfüllt.

Ich hoffe Sie bald zu sehen, und grüße Sie herzlich

Ihr W. Rathenau.

155. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Berlin, 1. 11. 1914.

Verehrte Freundin!

Es kann nichts freundlicheres geben, als eine rechte Überraschung durch Güte. Unerwartet kam Ihr Glückwunsch und Ihr Geschenk, der schöne Leuchter alter Geschlechter. Ich danke Ihnen; dies liebe Gedenken ist schöner in der Mitte des Jahres als an berufenen Tagen. Meinen Geburtstag kenne ich kaum mehr; der letzte war im September, und ich habe seiner nur einen Augenblick gedacht: ich konnte nicht begreifen, daß ich so alt bin. Eben kam ich von der Schule, eben von der Universität, Länder und Schicksal haben mich im Flug berührt — und nun soll ich grau sein?

Lang und unerträglich ist mir nur diese Kriegszeit, sie läßt uns altern. Heute ist der erste ganz freie Sonntag-Nachmittag, ich habe keine Papiere mitgenommen und schreibe keinen Bericht. Gegen Sonnenuntergang kam ich heraus; ich ließ den Wagen noch eine halbe Stunde in den Nebel des Waldes fahren. Nach Lichterfelde zu standen noch ein paar junge Eichen in gelbem Laub auf gelbem Teppich, dann kamen Birken und freies Feld, stille Häuser und Dunkel. Und dieses liebe Land blutet aus allen seinen Adern, und keiner von uns kann heilen und stillen.

Über diesem offenen Schmerz aber liegt noch ein dumpfer, verborgener, der alles in mir betäubt. Wir müssen siegen, wir müssen! und haben keinen reinen, ewigen Anspruch.

Dies köstliche wahrhafte Volk hat keinen entscheidenden Freiheitssinn. Es liebt die Autorität, es will regiert sein, es gibt sich hin und will gehorchen. Diese halbe Tugend ist aber im Sinne der ewigen Geschichte ein Vergehen. Eine Kaste, tüchtig, selbstbewußt, aber

der Initiative unfähig, regiert uns. Das ging, solange sie sich der Rückständigkeit nicht schämte. Nun wollte sie modern sein, zerrüttete das Alte, gewann das Neue nicht, verfeindete uns der Welt, schwächte uns nach außen, und schlug los, in dem Moment, den nicht wir gewählt haben.

Das Volk trägt seine Verantwortlichkeit nicht, und ist doch dazu verpflichtet. Nun muß es die Fehler seiner Herren mit seinem Blute abwaschen, und glaubt treuherzig, das sei von Gott gefügt. Ich weiß, daß dieses Volk von seinem Gotte nicht verlassen wird, auch in seinem Irren; aber mild wird es nicht auf den rechten Weg gewiesen.

Wie anders war der Anspruch auf Einheit, der 1870 bekräftigt wurde! Wie anders war die Forderung der Existenz von 1813!

Ein serbisches Ultimatum und ein Stoß wirrer, haltloser Depeschen! Hätte ich nie hinter die Kulissen dieser Bühne gesehen! Dann könnte ich den Unsinn der Zeitungen ertragen und schlafen.

Dennoch müssen wir siegen. Aber es wird hart, so hart, daß die Menschheit erwacht und ihre Nacktheit erkennt.

Ich kann nichts tun, als in wütender Arbeit meine Sorgen ersticken. Ich darf so bald wieder mir keinen freien Nachmittag machen auf die Gefahr, Sie zu erschrecken und Ihnen Ruhe zu rauben.

Ich grüße Sie herzlich Ihr R.

156. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 4. 11. 1914.

Lieber Freund!

Für heute nur herzliche Grüße in treuem Gedenken. Ich freue mich an Deiner lichtspendenden Arbeit. Du sorgst für Herzen, ich für Waffen; bald, hoffe ich.

haben wir es so weit, daß wir uns wehren können, gleichviel wie lange der Krieg dauert.

Ich glaube, er dauert lange. Es kommen schwerere Dinge, als wir erlebt haben, denn bevor der Sieg uns verliehen wird, muß manches abgeläutert werden.

Bis spät in den Abend sitze ich hier, dann meist noch zu Hause an der Arbeit. Ich habe seit dem 10. August keinen Spaziergang mehr gemacht, kein Buch gelesen, keinen freien Nachmittag erlebt. Manchmal kann ich nachts vor Müdigkeit nicht schlafen.

Lebe wohl!

Herzlich Dein W.

157. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Berlin, 6. 12. 1914.

Verehrte Freudin!

Wie lange schon warte ich auf einen Sonntag, um Ihnen einen Gruß zu schicken. Heute war Sonntag, er ist vergangen wie die andern; um 8 Uhr bin ich heimgekommen statt um 9 oder 10 Uhr.

Das Tötende ist, daß selbst die Arbeit für das Land im letzten ihren Sinn verliert. In diesem Kriege klingt ein falscher Ton, es ist nicht 1813, nicht 1866, nicht 1870. Notwendig oder nicht, höhere Gewalt oder nicht — so, wie es hier geschah, mußte es nicht geschehen. Wie soll ein Siegespreis aussehen, der so viel Blut und Tränen rechtfertigt?

Ich glaube an den Sieg, aber ich fürchte das Ende.

Überlebe ich den Krieg, so denke ich daran, in der Schweiz, an einem der milden, grünblauen Seen ein Haus und einen Garten zu kaufen und an Deutschland zu denken, wie es einmal war und wie es einmal sein wird. Nochmal die Herrschaft der Unfähigkeit und der Überhebung zu erleben, und dazu den geistigen Rückschritt, den Fanatismus, der entstehen muß, um alle

begangenen Irrtümer zu entschuldigen, das ertrage ich nicht.

Ich erhoffe brennend den Sieg; die Niederlage will ich nicht überleben; aber den Sieg für andere, für die, denen er genügen kann, mir genügt er nicht, denn mich verlangt nach Freiheit. Herzliche Grüße Ihr R.

158. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, Weihnacht 1914.

Lieber Wilm!

Noch habe ich Deine Schriften nicht gelesen; doch glaube ich, daß wir uns nicht entfernt haben. Ich fürchtete es aber in den beginnenden Zeiten dieser Epoche. Damals war das Dröhnen der Ereignisse zu laut, als daß jedem von uns der gleiche Ton im Ohr hätte klingen können.

Einig sind wir sicher in der Ehrfurcht vor der Größe des Geschehenden, in der Liebe und im Vertrauen zu unserem Volke, und in der Zuversicht, daß Deutschland niemals vergehen kann . . .

Von einem Volke wie dem unseren verlangen die oberen Mächte Verantwortung, Freiheit, Selbstbestimmung, Herrensinn. Nicht die uns leiten, tragen die Verantwortung für uns; wir tragen die Verantwortung, die geschichtlich-göttliche, für die, von welchen wir uns leiten lassen . . . Warum erzeugt die Gottheit ihre echtesten Söhne aus dem Schoß des Volkes? Wenn sie Erbherrschaft wollte, so wäre das Genie erblich.

Ich glaube an die Herrschaft des Geistes und weiß, daß bei uns der Geist nur selten und durch Zufall herrscht.

In der Dämmerstunde dieses Arbeitstages, den ich im Brausen des Straßenlärms am Arbeitstisch ver-

bringe, schreibe ich für Dich, Wilm, diese Sorgen nieder, und indem ich schreibe, beginne ich an meinem Eingangssatz zu zweifeln. Haben wir uns am Ende gar doch entfernt? Tief im Herzen ein neuer Kummer; doch hier spricht nicht mehr der Wille, sondern das Schicksal. Wenn Dich aber mein Denken und Glauben verletzt, so weißt Du, daß es nicht Eigensucht und Haß ist. Sind uns verschiedene Wege beschieden, so ist und bleibt Ursprung und Ziel: von Gott zu Gott.

So drücke ich Dir in herzlichem Vertrauen und treuen Wünschen die Hand.

Dein W.

159. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Berlin, 28. 12. 1914.

Verehrte Freundin!

Heute abend nur den herzlichen Dank für Ihre liebe dreifältige Gabe: Leib, Sinn und Herz haben Sie aufs freundlichste bedacht und mir das einzige Geschenk beschert, das mich an die alte Weihnachtszeit erinnert.

Zwischen Hauptmann und mir besteht die liebe Gewohnheit, Grüße an hohen Festtagen auszutauschen. Diesmal waren es Verse, die auch Ihnen einen herzlichen Gruß bringen sollen. Hier sind sie:

Ich telegraphierte:

Sonne leihe Dir Gewalt,
Erde spende Dir Gestalt;
Erd' und Sonne, Leib und Geist
Um des Himmels Abgrund kreist.

Er antwortete:

Gab' und Geber rein und stark,
Wie der Wirbel, so das Mark:
So beschaffen, so gegeben,
Scheucht den Tod und bringt das Leben.

Der Ihre R.

1915.

160. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 1. 1. 1915.

Lieber Wilm!

Ich fühle, wir sind und bleiben einig, nicht „bis zum Sommer" allein; ich hoffe, bis in den Winter, in die tiefe Nacht und bis zum Tage.

So wünsche ich Dir und uns, was wir alle ersehnen, ein starkes Land, ein reines und tiefes Volk, innerlich frei, nach außen gehalten, demutsvoll und stolz, gebietend und dienend. Ich grüße Dich herzlich W.

161. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Berlin, 24. 1. 1915.

Verehrte Freundin!

Schließen Sie, bitte, aus meinem Schweigen nichts anderes, als daß ich müde, sorgenvoll und vergrämt bin. Der Krieg wird politisch schlecht geführt; wäre nicht das Volk ungebrochen, hoffnungsvoll und unschuldig, so wagte ich nicht, in die Zukunft zu blicken. Ich entfremde mich der Welt; in dieser Zeit war ich sonst sehnsüchtig nach dem Frühjahr und neuem Leben; nun mag es Winter bleiben, ich fühle kein Ende der Nacht. Nur meine Arbeit erhält mich, aber sie verzehrt mich auch, ich bin in 5 Monaten alt geworden. Woran soll ich noch Anteil nehmen? Alles ist Schatten und Traum. Herzliche Grüße R.

162. AN GRAF A. VON MONTS, WIEN. Berlin, 31. 1. 1915.

Verehrte Exzellenz!

Aufrichtig beglückwünsche ich Sie zu Ihrem heutigen Artikel im Tageblatt, der in erschöpfender Weise die Mitteilungen, die Sie die Güte hatten mir zu geben, erweitert und beleuchtet.

Ich hatte vor einigen Tagen den Besuch eines amerikanischen Staatsmannes, der mir als hervorragender Vertreter seines Landes empfohlen war und mir als Quintessenz seiner Eindrücke aussprach: „The most astounding thing seems to me that you believe in your victory."

Dies kennzeichnet, wie nichts anderes, was ich zuvor gehört habe, die Stimmung des Auslandes, und macht uns klar, an welchem Punkt wir einzusetzen haben.

Stets ging man von der irrigen Annahme aus, man könne einen Eindruck auf das neutrale oder gar das feindliche Ausland machen, wenn man die Gerechtigkeit unserer Sache darlegte. Die Gerechtigkeit kümmert das Ausland nicht; es will einfach auf der richtigen Seite liegen und von vornherein demjenigen beigestanden haben, der der Gewinner ist, so wie beim Ringkampf jeder den Wunsch hat, auf den Sieger gewettet zu haben ...

Ich begrüße Sie in aufrichtiger Ergebenheit

Ihr Rathenau.

163. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 5. 2. 1915.

Lieber Freund!

Habe Dank für Deinen schönen und herzhaften Aufsatz. Daß das Wort vom Geist, der den Körper schafft, mir als das stärkste erscheint, das die ganze Kette des Gedankens zusammenhält, brauche ich Dir nicht zu sagen. Alle materiellen Fragen der Blutmischung geben nur empirische Durchschnittswerte — die untereinander viel ähnlicher sind als man glaubt —; eine ethische und absolute Bedeutung haben sie nicht. Welche Vermessenheit und Gottes-

lästerung liegt darin, wenn ein Volk sich als das auserwählte betrachtet! Auch bei den Juden war diese Meinung ein Symptom des Verfalls. Der Pentateuch schützt den „Fremdling" — so übersetzt Luther das Wort Goj (Plural: Gojim) —, wir sagen im kirchlichen Sprachgebrauch „Heide".

Lieber Wilm, in diesen Zusammenhang gehöre ich nicht. Ich kenne die Unterscheidung zwischen Deutschen nicht und bin daher gegen die Abrechnung der Verdienste zwischen deutschen Stämmen und Konfessionen. Es ist die verfluchte Pflicht eines jeden von uns, zu tun, was er dem Lande schuldet. Wenn es dabei überhaupt etwas zu erwähnen gibt, so ist es die Tat dessen, der sein Leben verschenkt. Das haben genug von unseren Brüdern aller Bekenntnisse und Familien getan, und das sind die wahrhaft lebendigen. Mein Name gehört nicht in diese Reihe . . .

In herzlicher Gesinnung Dein W.

164. AN FRÄULEIN FANNY KÜNSTLER.

Berlin, 21. 2. 1915.

Verehrte Freundin!

Wiederum habe ich lange geschwiegen und bin Ihnen unterdessen manchen Dank schuldig geworden, den ich heute aufs neue abstatten möchte. In meiner Arbeit sehe ich endlich Licht. Der Aufbau ist so gut wie beendet; die Verwaltung kann ich anderen überlassen. Spätestens Mitte März denke ich meinen Mitarbeitern und Nachfolgern die Last zugewälzt zu haben; dann gehe ich südwärts, soweit es die Kriegsgrenze erlaubt, um auszuruhen. Vorher hoffe ich Sie zu sehen. Sie werden mich verändert finden, denn ich bin alt und müde geworden. Es muß sich im Freien zeigen, ob ich nochmals Lebenskräfte

gewinnen kann. Es tröstet mich, daß ich meine Kraft dem Lande geben durfte; es ist zu wenig gewesen. Aber das Werk, so hoffe ich, lebt: an diesem Ende wird uns der Feind nicht packen. Manchmal wünsche ich den Frieden zu erleben, manchmal nicht. Es ist mir, als könne die Welt diese Menge von Haß nicht mehr tragen, die ein furchtbares Gestirn uns zugeblasen hat. Auch Chamberlain entsetzt mich, ein Mensch, der sich sein Volk aus dem Herzen reißt. Er gehört zu den Menschen, deren Liebe auf dem Haß des Gegensatzes beruht; ein Gott kennt nur Stufen der Liebe.

Ich sehe die Knospen schwellen und habe keinen Wunsch nach Frühling. Schlaf und Vergessen! Wann wird die Welt wieder froh?

Ihr R.

165. AN DR. KONRAD SIMONSEN, ROSKILDE.

Grunewald, 14. 3. 1915.

Sehr verehrter Herr Simonsen!

Gewiß habe ich Ihr Buch gelesen, mit lebhaftem Anteil, mit aufrichtiger Zuversicht für den Verfasser und mit Freude über seine Gaben. Nur eines hätte ich gern gefragt. Wie kann es kommen, daß einer glücklichen und produktiven Natur ein Zeitgenosse — und nicht einer der stärksten — sich so lebhaft einprägt, daß er nicht anders als in der Form der Polemik sich des Bildes entledigen kann? Fast hätte ich gewünscht — verzeihen Sie diese unerbetene Bemerkung —, es hätte sich Ihnen der Mann als Stoff dichterisch gestaltet, vielleicht als Figur eines Romans oder einer Komödie, und somit versöhnlicher und befreiender.

Es beglückt mich, daß Sie meinen Gedanken freundlich und gern gefolgt sind. Nicht viele haben

sich um das Buch gekümmert. Es fiel in die schwüle Zeit, wo keiner die ersten Töne des Gewitters vernehmen wollte, und jetzt betäubt uns alle der strömende Regen von Blut und Tränen.

Die letzten sieben Monate habe ich für mein Land gearbeitet; und da meine Arbeit beendet ist und meine Kraft erschöpft, denke ich anfangs nächsten Monats von hier wegzugehen. Wenn Ihr Weg Sie bis dahin einmal nach Berlin führt, seien Sie mir willkommen!

Mit herzlichem Gruß in aufrichtiger Ergebenheit

Ihr Rathenau.

166. AN PROFESSOR DR. CARL LUDWIG SCHLEICH, BERLIN. Berlin, 8. 5. 1915.

Mein lieber und sehr verehrter Freund!

Aufs tiefste haben Ihre lieben Zeilen mich gerührt und erfreut.

Ich habe nicht entfernt soviel getan wie diejenigen, die dem Lande Leib und Leben gegeben haben. Was geschehen ist, kann ich Ihnen durch zwei Berichte verdeutlichen, die ich Ihnen ganz vertraulich übergebe. Der Kreis der bisherigen Leser ist der denkbar kleinste.

Ich freue mich, daß die letzten Wochen uns wieder etwas näher gebracht haben, und hoffe, daß die Verbindung sich nicht mehr lockert.

Mit herzlichen Grüßen in Freundschaft der Ihre

Rathenau.

167. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 12. 5. 1915.

Lieber Wilm!

Eine leise Sorge hat sich gemeldet: ich glaube nicht, daß unsere Art, zu denken, vor allem, zu fühlen, in letzten Dingen auseinandergeht. Aber die Leiden-

schaftlichkeit der Zeit ist so groß, daß leichte Abweichungen den Einklang gefährden. Für mich fürchte ich das nicht; von Menschen, denen ich wahrhaft vertraue, kann ich jeden Einwand hören, ohne in meinem Glauben zu schwanken. Du hast so vielfach in Deinem großen und opfervollen Wirken mit weit größerer Bestimmtheit Zeitgedanken zu vertreten und zu bekräftigen, so daß ich nicht wissen kann, ob nicht jeder Gegensatz Dich verletzt oder verstimmt. Die Zeit aber zwingt so sehr, Stellung zu nehmen bis ins letzte hinein, und unsere Freundschaft ist der Verschleierung so ungewohnt, daß vielleicht Gegensätze hier und da zutage treten können. Wenn Du findest, daß ich Dir zu umständlich scheine, so denke, daß mir daran liegt, etwas liebes und zartes zu schützen, das nicht verloren gehen kann, das aber auch nicht getrübt werden soll.

In herzlicher Treue Dein Walther Rathenau.

168. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 14. 5. 1915.

Lieber Wilm!

... Du weißt, auf welcher Seite ich stehe. Aber immer mehr begreife ich, wie schwer es ist, Massen abschätzend zu werten; auf beiden Seiten gibt es jede Abstufung, jede Höhe und Tiefe, und ein „Mittelwert" scheint mir ein theoretisches, unfruchtbares Produkt. Immer näher tritt mir das sophokleische Wort:

Οὔτοι συνέχθειν ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν.

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Ich weiß nun, was ich fühlte: daß Meinungen uns nicht trennen können. Das wollen wir bald Hand in Hand bekräftigen.

In herzlicher Freundschaft Dein Walther Rathenau.

169. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 30. 6. 1915.

Lieber Freund!

Von Herzen danke ich Dir für Deine Teilnahme. Nie habe ich gewußt, wie sehr der Tod nahebringt. Spät haben wir uns gefunden, mein Vater und ich; erst kam Achtung, dann Freundschaft, zuletzt Liebe. Und jetzt sind wir ganz eng vereinigt; ich fühle, wie die letzten Hüllen des Unverstehens gefallen sind, und bin ruhig und sicher in seiner Gegenwart.

Ich bin verpflichtet, an seinem Werk so lange noch zu arbeiten, bis es auch ohne ihn aus eigener Kraft steht. Unsere Freundschaft berührt das nicht. Du bist der letzte Mensch, dem ich mich im Herzen genähert habe, und wirst wohl der letzte bleiben; denn mein Leben beginnt still zu werden und der Abend bricht an.

Wenn Du heimkehrst im Juli, komme zu mir.

Ich grüße Dich in Treue Dein W.

Auf diesen Blättern findest Du die Worte, die ich ihm zugerufen habe.*)

170. AN PROF. DR. MAX DESSOIR, BERLIN.

Berlin, 5. 7. 1915.

Lieber Freund!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre lieben Worte der Mitempfindung und des Zuspruchs. Auch dies stimmt menschlich zuversichtlich, daß Sie als Einer, der seiner Empfindung vertrauen darf, früher und sicherer das Wesen meines Vaters erkannt haben, als Viele von denen, die ihn eng umgaben, und die große Menge des Einzelnen sahen und wußten.

Herzlich der Ihre Rathenau.

*) Gedächtnisrede auf Emil Rathenau.

171. AN DR. PAUL EBERHARDT, EICHENBERG.

Berlin, 15. 7. 1915.

Lieber und sehr verehrter Herr Doktor!

Daß dieser voll angeschlagene Zweiklang nach jahrelanger geräuschvoller Stille mich tief erfreuen und dankbar stimmen mußte, wissen Sie.

Sie wissen auch, daß Sie den reinen Kontrast, der zwischen uns besteht, mit vollkommener Klarheit dargelegt haben.

Muß ich Ihnen sagen, daß dieser Kontrast ein methodologischer ist?

Wir sind in dieses Leben hineingestellt mit Sinnen und Taten und müssen es erfüllen, dürfen es nicht verachten. Der organische Sinn in uns, der Goethezug befiehlt es.

Wir reden die Sprache dieses Lebens, und diese Sprache ist noch immer die Sprache des intellektualen Denkens.

Zugleich erwacht in uns das Reich Gottes und der Seele.

Dieses Reich bedarf unserer Sprache nicht; es ist ein schönes Symbol, daß Musik vollkommener aus ihm redet als Begriffe.

Nun tritt die Verkündung heran. Sie wäre vollkommen, wenn sie wie ein Lexikon das Reich der Seele in der Sprache des Denkens, das Reich des Denkens in der Sprache der Seele benennte.

Die erste Aufgabe geht voran, weil sie zunächst aufräumen muß. Sie muß aufräumen mit dem gewaltigsten Irrtum aller früheren Philosophie: die vergessen hat, zu fragen, ob ihr berühmtes Werkzeug, der Intellekt, den Gesamtinhalt des Geistes ausmacht, und somit, wo nicht erkennen, so doch fassen kann. Sie hat die vergessene Frage stillschweigend bejaht,

und gehandelt wie einer, der die Musik auf mathematischem Wege erschöpfen will.

Nach dem Aufräumen: begreifen lehren; zunächst auf die Stelle des Vorhangs weisen im dunklen Theaterraum des intellektualen Denkens.

Das ist nur möglich in der Denksprache. Sie ist raum-zeitlich gebunden. Der moralische Zeitbegriff heißt Entwicklung.

Gewiß; ich bin Kopernikaner; doch wenn ich auf freiem Felde nach dem Sonnenstande die Zeit bestimme, so bin ich Ptolomäer.

Gewiß; jeder Schritt, den wir tun, ist ein Doppelschritt, transzendent und intellektual. Doch das organische Gesetz zwingt uns, den Flug auf der Erde zu beginnen.

Wundervoll ist die Verbindung der Reiche: Unser ethisches Leben bleibt blind, wenn es nicht sein ganzes Licht vom Himmel erhält. Deshalb ist j e d e philosophische Ethik bisher gescheitert. An dieser Armseligkeit und an der Kahlheit der Gottesbeweise hätte die Philosophie erwachen müssen; dann hätte sie über die „Kritik der reinen Vernunft" die Kritik der Geisteskraft gestellt, die uns obliegt, und die zur Verurteilung des Intellekts und zur Erkenntnis der Lebenskraft führt.

Die letzte Frage ist: Wie erscheint im Lichte des Gottesreiches die Zeitwelt des Intellekts? Sie sagen, wenn ich recht verstehe, als Verirrung, Einseitigkeit, Sünde. Ich erinnere mich gern an Vorstellungen der Kindheit, an den sogenannten Aberglauben alter Leute und Völker, an volkstümliche Heilmittel: alle diese Dinge enthalten in handfester, farbiger Symbolik den zarten Geisteskern.

Was wären wir ohne das Bilderbuch der Welt? Wir dürfen es nicht zu schnell als schlechten Bunt-

druck verwerfen. Das Schachspiel des Lebens verdient unseren Ernst, weil auch seine Gesetze eine Projektion des höchst organischen auf die hölzerne Bewegung bedeuten.

Verzeihen Sie die Weitschweifigkeit. Das Gefühl der freien Expansion ist so selten....

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

172. AN LEOPOLD RECHNITZER, KITZBÜHEL (TIROL).

Berlin, 20. 7. 1915.

Sehr geehrter Herr Rechnitzer!

Aufs verbindlichste danke ich Ihnen für die prächtige Sendung der Veröffentlichung über das Schloß Münchau. Sie erweckt mir den lebhaften Wunsch, Sie um freundliche Annahme einer kleinen Gegengabe zu bitten, die insofern sich mit meinem Leben berührt, als Aufnahmen des kleinen Schlosses Freienwalde in dem Bande enthalten sind, die vielleicht einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit fesseln.

Das kleine Schloß wurde 1795 von der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. erbaut und viel von ihrer Schwiegertochter, der Königin Luise, bewohnt. Es hat dann fast ein Jahrhundert lang leer gestanden, bis ich es vom Preußischen Kronfiskus übernahm und es im Innern und Äußeren zu seinem ursprünglichen Zustande zurückführte.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Rathenau.

173. AN DR. PAUL EBERHARDT. Berlin, 5. 8. 1915.

Lieber Freund!

... Diese Antinomien sind Ideale des Standpunktes. „Spectra loci" hätte der Alte sie nennen können.

Warum, wenn das Ewige ruht, sind wir hinein-

gesetzt in raumzeitliche Befangenheit, gekettet an Zielgedanken, erleuchtet mit dem Phosphorlicht des banalen Intellekts?

Wir sollen handeln.

Welche Aufgabe haben wir beide uns gesetzt?

Wir wollen mit der Sprache und den Bildern des Intellekts bis an die Tore der Ewigkeit vordringen; nicht um sie zu zerbrechen, sondern um den Intellekt zu erledigen, indem wir ihn erfüllen πληρῶσαι (Bergpredigt).

Die Sprache des Jenseits können wir nicht reden, sondern stammeln. Wir nennen sie Mystik und ahnen etwas von ihrem Inhalt.

Also: Vergessen wir nie: Wir sind Kinder, die von dem Geheimnisse der Liebe reden. Oder von den Geheimnissen der Politik, oder — und so fort.

Reden wir die Sprache des Intellekts, so müssen wir die Konsequenzen tragen. Sie heißen: Entwicklung, Wissenschaft, Geschichte — und so fort. Das Bild ist das einer Gartenkugel: In der Mitte einigermaßen geometrisch analog. Nach den Rändern zu: Widersinn.

Nun dürfen aber niemals mehr die Standpunkte verwechselt werden: Wenn wir von außen nach innen sehen (intellektual) oder von innen nach außen (mystisch).

Von alledem hat die Philosophie keine Ahnung. Sie kennt nur die Sprache des Intellekts und tut sich schon viel darauf zugute, daß sie Erscheinung und Objekt unterscheidet. Objekt! — Irrsinn! Sie hat glücklich kapiert, daß das Wort nicht nur klingt, sondern auch als Luftwelle oder Buchstabenkomplex gelten kann.

Nun gibt es einen Indifferenzpunkt, der verwirren könnte: Ethik. Sie empfängt ihr Licht vom Jenseits. In welcher Sprache ist sie zu behandeln?

Zum Glück ist die irdische Ethik sub specie intellectus einfach. Sie lautet: Hemme die Seele nicht. Kann also unter dem Fibelbilde der Entwicklung betrachtet werden.

Nun Mut! Wir stürzen uns von oben in die Welt des Intellekts, der Erscheinung, der Raumzeit.

Der Wald, von oben eine ruhende dunkle Wolke, wird von uns durchfahren. Jetzt ist er ein bewegtes Labyrinth; die Stämme wandern. Über uns, zwischen Zweigen, der absolute Himmel.

Was ist Geschichte (der Gestirne, der Erde, der Menschen)? Gartenkugel! Hüten wir uns vor der Peripherie!

Nahe dem Spiegelpunkt: Entwicklung. Heißt das: Großvater war ein Affe? Heißt das: Stirb, damit ich lebe?

In der Symphonie stirbt das Allegro nicht, damit das Adagio triumphiert. Die Symphonie ist Bewegung in sich. Das Finale macht das Menuett nicht verächtlich.

Doch wir haben der Fiktion des Intellekts zu folgen. Diese heißt: Vorwärts, es wird besser.

Scheinbarer Widerspruch: Mit der Seelenwerdung ist es doch ernst. Also ist Entwicklung doch mehr als Fiktion?

Irrtum: Die Seele ist. Was weiß ich (absolut) von dem eben verflossenen Moment? Was die Erinnerung meines Intellekts mir sagt. Auch die Seelenwerdung ist Fiktion ad usum intellectus. Wir sind aber im Walde und heulen mit den Wölfen: Jetzt ist auch das Werden der Seele uns wahr.

Wir treiben das Spiel im tiefen Ernst weiter. „Zukunft!"

Hier ist ein Scheideweg. Was gilt: Zukunft der Menschheit auf Erden? Oder meine Zukunft im Jen-

seits? (Sprache der Mystik, lies: „meine Gegenwart im Absoluten".) Oder: Zukunft der Menschheit im Jenseits?

Praktische Antwort (des Staatsmannes etc.). Es gilt I. Aber auf kurze Dauer. Drehung: Gartenkugel.

Ethische Antwort: II.

Schlechthin intellektuale Antwort: III.

Absolute Antwort (wir fallen aus der Rolle und dem Walde): cette question ne sera pas posée. Denn sie ist eine intellektuale Frage.

Wir bleiben beim schlechthin Intellektualen (wissen aber, daß das Spiel jetzt an Ernst verliert, weil das Intellektuale über Grenzdinge nicht zuständig ist. Kinder sollen nicht von Liebe reden. Gleichviel. Wir wollen nichts geheimhalten).

Also ernsthaft: Was ist unser Inventarium?

Wir wissen (von außen), daß aus dem Intellekt die Seele aufsteigt. Also auch aus der gesamten Menschheit die Gesamtheit der Seelen. Die Erde ist somit (wir müssen sehr brutal werden) in den Augen des Intellekts eine Art Retorte, und es ist nicht entscheidend, was in der Retorte geschieht, sondern was aus ihr herauskommt. Wir werden alles tun, um den Prozeß zu fördern. Vielleicht (sicher) gibt es Rückstände. Die Geschichte auf ferne Zukunft verliert somit auch ihren intellektualen Wert.

Dieser Prozeß aber kann kein endgültiger sein. Denn der Intellekt denkt in Reihen. So wie aus der Welt des Intellekts und der Erscheinung die Welt der Seele wird, so wird aus der Welt der Seele die Welt; aus n: n + 1; . . . und so fort.

Das heißt: Der Blick in die Gestirne ist kein Blick in die Ferne. Gestirne haben nicht den Schimmer von Transzendenz, den Kant, der Philistertitan, verehrte:

Der Aufstieg ist nicht von Sonne zu Sonne, sondern von intelligibler Welt zu intelligiblerer Welt. Essentiell, nicht quantitativ. Gott wird zum qualitativ-intelligiblen System und Integral.

Das sind die Spielereien des Intellekts in metaphysischer Richtung.

Können wir ahnen, welcher mystisch-absolute Begriff dieser Beweglichkeit der Phantasmagorie entspricht?

In dem, was wir Ruhe, Jenseits, Absolutes nennen, muß etwas liegen, was wir in den Begriffen von Trübung, Klarheit, Liebesweben, innerem Erfassen verspüren, und was dennoch nicht zeitlich ist. Die Mystiker reden vom Licht; und es gibt Momente, wo wir von einem Lichte ahnen, das nicht des Auges ist. Hier hat die Betrachtung zu enden.

Sie erwähnen das „metaphysische Experiment" der Seelenkunde. Als dieser Begriff mir aufgegangen war, fürchtete ich mich monatelang, ich könnte sterben, bevor ich diese Arbeitsmethode den Menschen übergeben hätte. Ich dachte, es würde eine große Freude für alle sein, das Unfaßbare greifbar in Händen zu halten. Drei Jahre lang hat niemand den Gedanken auch nur bemerkt; und nun sehe ich, wieviel größer und schöner das Glück ist, in den Händen eines Einen ein Vermächtnis zu wissen. Nun weiß ich, daß ich das Kapitel für Sie geschrieben habe, und bin Ihnen dankbar, daß Sie es empfangen.

Heute früh empfing ich Ihren lieben Brief. Ich konnte keine andere Arbeit vornehmen, ehe ich der Bewegung meines Herzens Luft gemacht hatte. Es ist Mittag. Die Manuskriptform entschuldigen Sie, mit Tinte kann ich nur konventionell umgehen.

Ob ich Ihren Brief beantwortet habe, werde ich wissen, wenn ich ihn öfter gelesen habe. Ich fühle, welche Anregungen er enthält.

Sonst bin ich ein gewissenloser Briefschreiber, denn ich kann keine Stimmung erzwingen. Nehmen Sie es nicht genau mit mir . . .

Ich grüße Sie herzlich Ihr Rathenau.

174. AN DR. PAUL EBERHARDT. Berlin, 26. 8. 1915.

Lieber Freund!

. . . Ihr Bild vom Baumstamm wollen wir gelten lassen, auch als Symbol einer Arbeitsmaterie. Lassen Sie uns noch ein letztes Gleichnis erörtern. Einen Landesquerschnitt, etwa gezogen von einer Eisenbahnlinie, können wir uns theoretisch, auf Karte und Globus, vorstellen. Wir können ihn auch erlebt denken, und ihn erleben. Dann aber nur auf der Fahrt, zeitlich. Und sogar jede Erinnerung an diesen erlebten Querschnitt wird zeitlich sein. Wie erleben wir einen Menschen? In Geschichte, Drama, Roman — und im Leben. Zeitlich, Stunden, Tage, lebenslang. Und doch ist er einzeitlich, *δμούσιος*. So erleben wir denn auch unsere Welt, unser Leben, uns selbst.

Ich glaube, ich habe unser Willensleben schon erwähnt. Es darf nicht verkommen, so wenig wie unsere Sinne. Wir dürfen nicht freiwillige Gespenster werden. Wieviel schöne Hoffnungen, Wünsche sprechen aus Ihrem lieben Brief! Auch Sie sind entschlossen, dem Willen sein Leben zu lassen. Dieses Leben heißt Ziel, und seine Atemluft heißt Zeit. Wäre das Werden eine Fiktion, wir müßten sie ernst nehmen, um leben zu können. Wir können aber keine Philosophie auf eine Fiktion gründen, denn sie soll ja gerade unser Wesen

und Leben deuten und ins Objektive werfen; bekommen wir hier die Antwort: Du bist nicht, oder Du bist nur auf Grund einer Fiktion, so ist das, wie wenn die Mathematik auf die Frage einer Gleichung die Antwort gibt: a = —a. Damit sagt sie „cette question ne sera pas posée".

Wer insistiert, hat ein böses Gewissen. Ich habe eine Arbeit vor und ziemlich gefördert, die den Inhalt der Mechanik des Geistes ins Pragmatische übersetzt, ins Soziale und Wirtschaftliche. Das ist natürlich die reinste Zielsetzerei. Der liebe Gott läßt es lächelnd geschehen.

Wiederum möchte ich ein paar Monate nicht sterben, obwohl ich ganz auf der Seite Ihres 21jährigen stehe und oft gesagt habe, daß der Gedanke des Wortes nicht bedarf. Es ist einfach ein Graviditätsphänomen, und wenn das Kind zur Welt gekommen ist, so wird die echte Überzeugung wieder praktisch: Ich werde ein Rabenvater, lasse das Junge laufen wie es will, freue mich, wenn es guten Menschen in die Hände fällt, gebe ihm aber kein Geleit noch Bedeckung. Ich kann nicht lehren noch propagieren.

Anders, wenn mir ein verwandter, reiner Mensch begegnet. Dann erwacht die langvergessene Liebe zur Gemeinschaft des Geistes, zur Communio, und die kann, wie Sie sehen, bis zur Geschwätzigkeit führen.

Hielte das harte Willensspiel eines Berufes mich nicht in Fesseln zurück, so daß mir nur ein paar kümmerliche Abendstunden bleiben, so käme ich zu Ihnen. Sind Sie freier, so wäre es schön, wenn Sie einen Sommerausflug hierher machen könnten, um eine Reihe dieser Abendstunden mit mir zu teilen ...

Ich grüße Sie herzlich Ihr Rathenau.

175. AN DR. FREDERIK VAN EEDEN. Berlin, 16. 9. 1915.

Lieber van Eeden!

Ein Zusammenkommen wäre auch mir erwünscht, doch sehe ich nicht die Möglichkeit, mich auf einige Tage von hier zu entfernen, am wenigsten könnte ich ins Ausland kommen. Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit, daß einzelne der Herren auf dem Wege über Deutschland hier haltmachen und eine teilweise Begegnung ermöglichen.

Eine Schwierigkeit freilich verhehle ich mir nicht: Die seltsame Stimmung der Menschen bringt es mit sich, daß sie pragmatische Fragen mit geistigen verwechseln, und da, wo es sich um Grundsätze der inneren Existenz handelt, Politik treiben. Ich halte die Politik für ein notwendiges Übel, d. h. für ein vorläufig notwendiges. Innerhalb dieses Geschäftsgebietes erkenne ich die Möglichkeit, Partei zu nehmen und Interessen zu vertreten. Außerhalb dieses Gebietes erkenne ich diese Rechte nicht.

Ich sage Ihnen offen, daß ich die Befürchtung habe, daß bei einer Begegnung Fragen der Politik, des Staatsrechts, der nationalen Verantwortung und andere Dinge erörtert werden könnten, die meines Erachtens nicht Gegenstand absoluter Betrachtung sind.

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

176. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 16. 9. 1915.

Lieber Freund!

Herzlich danke ich Dir für Deine lieben und schönen Gedanken. Ein paar Tage lang habe ich den freundlichen Traum mit mir herumgetragen; jetzt weiß ich, daß er unerfüllbar ist, und warum.

Ich bin zu lange an innere Einsamkeit gewöhnt; die läßt sich nicht mehr brechen. Bis vor kurzem habe ich

beklagt, daß leidenschaftliche Erlebnisse, die meine mittleren Jahre erfüllten, nicht zum Hausstand und Familienleben führten. Nun ist es vorüber. Es ist sehr wenig geworden, was ich noch will: die Reihe meiner Schriften, wenn es möglich ist, beschließen; und dazu tritt nun noch die — wahrscheinlich vorübergehende — Aufgabe, das Werk meines Vaters über die schweren Zeiten unserer Wirtschaft hinwegführen zu helfen.

Was dann folgt, frage ich nicht. Ich bin in diesem Kriegsjahr ziemlich grau geworden; das fühle ich auch im Innern. Wäre ich noch so frisch und bildsam, daß ich eine Genossenschaft wählen dürfte, so wäre die Deine mir von Herzen willkommen, und die Erde, die Du liebst, würde auch mir lieb sein. Daß es Dinge gibt, an die wir von außen von verschiedenen Seiten herantreten, hat nichts zu bedeuten, denn die innere Kraft ist die gleiche, und Kontraste des Denkens befruchten. Auch Du wirst in und nach dieser Zeit Dein Werk*) nicht verlassen und noch weniger es gewaltsam umgestalten; es macht mich froh, zu denken, wie viele hoffnungsvolle Menschen zu Dir aufblicken und Weisung verlangen.

Wir werden über diese Dinge noch manches mündlich erörtern; ein lieber Gedanke bleibt auch in der Vorstellung schön und fruchtbar. Herzlich Dein W.

177. AN PROFESSOR J. GONSER, BERLIN

Berlin, 24. 9. 1915.

Sehr geehrter Herr Professor!

... In ausgesprochener Weise mich Ihren Bestrebungen anzuschließen bin ich nicht in der Lage, da ich mich gegen Zersplitterung schützen muß, doch wünsche ich Ihren Bestrebungen, daß sie es durchsetzen möchten, in dem neu zu erwartenden Besteuerungssystem eine

*) Deutsche Volkserzieher.

Minderung des Alkoholverbrauchs in Deutschland zu erlangen. Das russische Alkoholverbot, so lückenhaft in seiner Durchführung es stellenweise gehandhabt werden mag, ist ein ernstes Ergebnis des Krieges, und es wird dringend nötig werden, die deutsche Arbeitskraft gegen vergiftenden Mißbrauch dauernd zu schützen.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

178. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 2. 11. 1915.

Lieber Wilm!

Du wirst stark bleiben, nicht allein, weil die Rufe von draußen Dich beleben: ein Dasein, wie Du es geführt hast und führst, gibt wunderbare Kräfte, die kein Erlebnis vernichtet. Der rasende Komet entreißt jedem von uns sein Bestes; damit durch die Summe des Leidens das Land entsühnt und entlastet werde.

Ich hoffe, Dich bald zu sehen. Immer Dein W.

179. AN DR. G. TISCHERT. Berlin, 7. 12. 1915.

Sehr geehrter Herr Doktor!

„Quod Homerum praeconem invenerit" machte den ganzen Vorteil jenes vorzeitlichen Mannes aus. Wenn ich Ihre gütigen Worte lese, so rede ich mir fünf Minuten lang selbst ein, etwas geleistet zu haben —, so stark ist die Kunst Ihrer Rede. Gut, daß wir Freitag Gelegenheit haben, uns beide davon zu

*) Antwort auf: Oh et praesidium et Dulce decus meum! Der beifolgende Artikel, hoher und verehrter Herr Gönner, ist von mir auf Wunsch der Redaktion verfaßt worden. Kaum war der Artikel erschienen, da tauchten Leute auf, die behaupteten, sie seien auch tüchtig, was ich aber gar nicht bestritten hatte. An Feinden scheint es meinem Gönner nicht zu fehlen. Mit hochachtungsvoller Begrüßung Ihr ergebener Dr. Tischert.

überzeugen, daß es anders ist; es soll mir von einer ganzen Reihe von Aktionären ein Zeugnis IV bis V ausgestellt werden, und das sind sicher keine Feinde.

Herzlichen Dank und Gruß Ihr Rathenau.

180. AN RAINER MARIA RILKE, BERLIN.

Berlin, 9. 12. 1915.

Mein lieber und verehrter Herr Rilke!

Ihre Nachricht macht mir große Freude. Am heutigen Tage habe ich keine freie Stunde, und morgen werden Sie in den Zeitungen lesen, daß ich ein paar schwere Sitzungen (jedoch nicht im studentischen Sinne) zu bewältigen habe. Trotzdem hoffe ich am Abend frei in Zeit und Stimmung zu sein.

Mit herzlichem Gruß

in Ergebenheit der Ihre Rathenau.

181. AN PROFESSOR DR.-ING. G. SCHLESINGER, CHARLOTTENBURG. Berlin, 9. 12. 1915.

Sehr geehrter Herr!

Mit lebhaftem Interesse habe ich Ihre freundlichen Zeilen vom 8. gelesen.

Ich bedaure es tief, wenn Fragen allgemeiner Menschlichkeit vom Gesichtspunkt der Politik aus behandelt und geschädigt werden. Gerne brächte ich Ihren Bestrebungen ein tätiges Interesse entgegen, doch muß ich mir leider diese Mitwirkung wie manche andere versagen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rathenau.

182. AN GEH. JUSTIZRAT DR. RIESSER, BERLIN.

Berlin, 22. 12. 1915.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

. . . Die Errichtung eines wirtschaftlichen Generalstabes hätte meines Erachtens im Frieden durchgesetzt

werden können, wenn man mit größerer Entschiedenheit auf unser Rohstoffverhältnis und den ihm gegenüberstehenden, aufs Vielfache gesteigerten Kriegsbedarf hingewiesen hätte. Dieses Verhältnis aber hat leider auch bei den maßgebenden Stellen unseres Wirtschaftslebens nicht die genügende Beachtung gefunden, und dies hat dazu geführt, daß wir unvorbereitet in die schwerste Gefahr der Kriegswirtschaft geraten sind. Daß diese Gefahr nach menschlichem Ermessen als behoben angesehen werden kann, haben, wie ich hoffe, die Berichte Ihnen dargelegt, die ich über die Tätigkeit der K.R.A.*) Ihnen übergeben durfte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener Rathenau.

1916.

183. AN COLONELLO ALESSANDRO BECCIANI.

Berlin, 2. 1. 1916.

Gentilissimo Signore, felicissimi auguri!

La ringrazio della sua generosa idea. Speriamo che in tempo non troppo lontano la realizzazione si possa fare; nel momento attuale le difficoltà mi parono insormontabili. Non c'è una sola nazione inchiusi i neutri che non avesse e preconizzasse desideri fantastici. Non meno che i belligranti i neutri vogliono la guerra; gli alleati per debolizzare la Germania, i neutri per mantenere una sorgente di richissimi affari. Credo che siamo in questo momento la sola nazione inclinata alla pace, la quella dovrebbe essere una pace onorevole, rispondente ai sacrifici offerti. Disgraziatamente la guerra sara lunga, do oggi anzi. Spero che troviamo occasione di trattenerci di quei grandi problemi sorgenti dalla Sua lettera.

Saluti cordiali. Devotissimo R.

*) Kriegs-Rohstoff-Abteilung.

184. AN HERMAN KROEPELIN. Berlin, 3. 1. 1916.

Mein lieber Herr Kroepelin!

Von Kollmann's Tod wußte ich nichts. Sein Verlust geht mir sehr nahe. Wir waren kaum mehr als gut bekannt, freilich sehr lange, manchmal wußten wir Jahre nichts voneinander. Vertraut war er wohl mit niemand, trotzdem habe ich ihn besser verstanden, als man manchen Freund versteht. Die Welt wird mir ärmer, denn er war eine der bestgezeichneten und farbigsten Figuren. Keinen Lebenden kenne ich, der außer ihm von Bildern etwas verstand. Sein Auge war malerisch. Niemand hat so wie er aus dem Leben und den Dingen Konsequenzen gezogen, und wenn er auch vieles verschwieg, sich und sein Dasein dauernd ausstrich, so war doch der Reichtum sichtbar für jeden, der zwischen den Worten hörte. Alles, was er dachte und sprach, war Ergebnis, das unterschied ihn von allen, die ins Unreine reden. Takt wurde ihm zur Manie. Er war gewohnt, in den Menschen zu lesen, er experimentierte mit ihnen auf Reaktionsfähigkeit, Verständnis, Zumutbarkeit. Seine Höflichkeit hatte in ihrer Übertreibung etwas von Menschenverachtung. Rührend war, wenn er erkannte, daß unausgesprochen der Hintergrund seines Wesens erfaßt wurde. Er hätte Kardinal sein müssen. Das tiefe, stille, humanistische Begreifen des Lebens und der Menschen bei unverrückbarer, fast steinerner Festigkeit des eigenen Verhältnisses kennt nur das hohe katholische Priestertum in seiner verfeinerten Form. Ich glaube, daß er mich so gern hatte, wie er Menschen gern haben konnte, mit einer überzarten Scheu, mit einer gewollten Kühle, die selten wich. Einmal erschloß er sich; in einer verrauchten Ecke, auf einer abgesessenen Plüschbank des Café Aranjo, da erzählte er mir

seine Jugend. Sonst sprach er nie von sich; nie habe ich eine seiner Behausungen betreten, selten seine Wohnung gewußt. Zu jeder Verabredung kam er eine Viertelstunde zu früh; er war glücklich, wenn er sich eine Mühe machen konnte. Ein zerbrochener mächtiger Ehrgeiz wirkte in ihm nach; daher trieb er alles zum äußersten Verzicht. Ich fürchte, diese Menschen kommen nie wieder, denn um sie zu bilden und zu reifen, sind große Anlagen und viele stille Jahrzehnte nötig. Wie die feinsten Arbeiten der Chinesen und der Renaissance können solche Bildungen nicht mehr entstehen, in denen der ungeheuere Aufwand sich gewissermaßen verbirgt und verheimlicht. Je mehr das Halbe beansprucht, ein Ganzes zu sein, je mehr der Mechanismus den Geist ersetzt, desto seltener werden Menschen, die den Stoff und die Kraft von sechs bildenden und redenden Künstlern verbrauchen, um gebildete und überlegene Naturen zu sein. Kollmanns Leben in seiner tiefen Stille, in seiner gewollten Armut, war eines der Erlesensten. Nur ausgewählte Menschen zog er an; die Trivialität des Täglichen war ihm fremd, sein Gespräch war gehoben, sein Verkehr Ereignis, sein Leben Schicksal ...

Mit herzlichem Gruß Ihr Rathenau.

185. AN DR. THOMAS MANN, MÜNCHEN.

Berlin, 11. 1. 1916.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Aufrichtig danke ich Ihnen für die zustimmenden Worte, mit denen Sie mich erfreuten.

Soweit es in meinen Kräften stand, habe ich Jahr für Jahr die Fehler unseres öffentlichen Aufbaus hervorgehoben, zum letzten Mal in einem Aufsatz, der kurz vor Kriegsausbruch in der „Neuen Freien Presse"

erschien, und in dem ich das Gewitter voraussagte, nicht als eine politische, sondern als eine transzendente Notwendigkeit, weil jeder Schritt unseres inneren staatlichen Wesens bisher durch gewaltsame Zeitläufte hat errungen werden müssen.

Ich stehe der öffentlichen Tätigkeit jetzt wieder ganz fern und schmiede pro exigua parte ein wenig an dem großen Amboß, auf dem unsere Rüstung gestreckt wird.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

186. AN FRITZ MAUTHNER, MEERSBURG.

Berlin, 11. 1. 1916.

Sehr verehrter Herr Mauthner!

Eine ganz besondere Freude haben Ihre gütigen Worte der Anerkennung mir gegeben, eine doppelte: durch den Ausdruck der Gesinnung und als lang entbehrte Zwiesprache.

Der öffentlichen Tätigkeit stehe ich jetzt wieder ganz fern, und deshalb zeigt sich mir auch keine Möglichkeit, wie ich wünschte, um Sie dem sichtbaren Staatswesen enger zu verbinden; dem unsichtbaren dienen Sie dauernd und in höchster Form, denn Deutschland kann nur existieren, wenn sein inneres Denken erhalten bleibt.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

187. AN GEH. JUSTIZRAT DR. HIEKMANN, BERLIN.

Berlin, 17. 1. 1916.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Von neuem habe ich Ihnen zu danken für die freundschaftlichen Zeilen und den wiederholten Beweis Ihrer gütigen Gesinnung. Aufrichtig freue ich mich, daß

es Ihnen gelungen ist, Ihre große Schöpfung,*) die Sie vorbildlich leiten, und zu einem gewaltigen Faktor gemacht haben, gegen Angriff und Vernichtung zu schützen. Daß Ihnen dies gelingen mußte, beruht auf sachlichen und persönlichen Momenten, die niemand rückhaltloser anzuerkennen und zu bewundern weiß, als der, dem es vergönnt war, bei ihren Anfängen mitzuwirken.

Mit herzlichem Gruß in aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

188. AN WILHELM SCHÄFER, HOFHEIM.

Berlin, 17. 1. 1916.

Lieber Herr Schäfer!

... Ich bin dabei, langsam das große Dokument zu lesen, das Sie anknüpfend an einen ihrer Propheten der Zeit gewidmet haben, und habe vorgegriffen, um das hundertste Kapitel, das der Nacht und Auferstehung, zu lesen, und fühle mich in dieser starken Erhebung mit Ihnen einig.

Was Sie über den Krieg sagen, habe ich vom ersten Tage empfunden und meine Kriegsarbeit bezeugt es.

Ich hoffe, daß wir uns begegnen, denn die entscheidenden Dinge der Zukunft lassen sich heute nur andeuten, nicht beschreiben.

Seit langer Zeit ist ein altes Miniaturbild in meinem Besitz, das, wie eine Bleistiftnotiz behauptet, und ich glaube, Pestalozzi darstellt. Heute scheint mir niemand außer Ihnen berechtigt, dieses Bild zu besitzen, und ich bitte Sie, es als ein Zeichen der Erinnerung und Freundschaft entgegenzunehmen.

Mit herzlichem Gruß Ihr Rathenau.

*) Reichsentschädigungskommission.

189. AN PROF. DR. KARL JOËL. Berlin, 19. 1. 1916.

Mein lieber und verehrter Herr Joël!

Ihr schöner Brief hat mich von Herzen erfreut. So großes und prachtvoll verkündetes Lob macht tief bescheiden. Es ist so verschwindend, was in dieser Evolution der Welten auf den Einzelnen entfällt, und je mehr es der Praxis sich nähert, desto höher wird die Schätzung des rein Geistigen, von dem und in dem wir alle leben, emporgehoben; des Lebensgebietes, in dem Sie Ihre Heimat haben, und unablässig wirken dürfen.

Ich grüße Sie herzlich und freue mich auf das Wiedersehen.

In Ergebenheit Ihr Rathenau.

190. AN GEHEIMRAT PROF. DR. O. LUMMER, BRESLAU.
Berlin, 19. 1. 1916.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Ihr hohes Lob hat mich zu wärmstem Dank und tiefster Bescheidenheit gestimmt.

Je mehr Sie eine Arbeit, die der Not des Tages und der Praxis diente, in freundschaftlicher Güte anerkannten, desto deutlicher trat mir hervor, wie unbedingt wir alles, was wir können und haben, den geistigen Quellen verdanken. Ich glaube von Humboldt einmal ein Zitat gelesen zu haben, worin er aussprach, daß je weiter die Wissenschaft sich von der Praxis des Tages zu entfernen scheint, desto gewaltigere reale Wirkungen sie auszulösen im Begriffe steht.

Was wir an großen Errungenschaften der Wissenschaft verdanken, das verkörpert sich in den sichtbaren Erscheinungen des Tages, und wenn erst dann

die Wirkungen zur handgreiflichen Deutlichkeit erwachen, so bleibt der Ursprung, die Größe und das Verdienst, die Arbeit, doch der reinen Geisteskraft und Form erhalten.

Ich grüße Sie herzlich und in aufrichtiger Ergebenheit

Ihr Rathenau.

191. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 23. 1. 1916.

Lieber Wilm!

Den Schmerz, den Dein erster Brief mir gab, hat der zweite gemildert. Von Bitterkeit war und bleibt kein Hauch; doch muß ich, der Wahrheit und meinem innersten Empfinden zulieb, versuchen, in herzlicher Freundschaft und menschlicher Freiheit auszusprechen, was zwischen uns geklärt werden muß, damit alles beim alten bleibe. Kein Wort darf und soll Dich verletzen, jedes Wort bleibt von Freundschaft getragen.

Lieber, unser Werk ist und bleibt das einige und gleiche, soweit wir unserem Lande und unserem Volke dienen, unseres Landes und unseres Volkes Seele suchen und sie lieben.

Hierin ist mein Werk beschlossen; Deines geht weiter. Du dienst einer Aufgabe, die schon deshalb mir würdig und achtungswert ist, weil Du ihr dienst, und von der ich nie gefragt habe, ob sie mein Dasein fördern oder vernichten will, denn auf mein Dasein kommt wenig an.

Diese Aufgabe scheint mir auf folgenden Voraussetzungen zu beruhen — wenn ich irre, so weise mich zurecht; aber ich glaube, in Deinen Blättern und Schriften die Bestätigung zu finden:

1. Stamm und Blut trennen.
2. Es gibt edleren und unedleren Stamm, edleres und unedleres Blut.
3. Das unedlere Blut hat auf deutschem Boden kein unbedingtes, unerschütterliches Heimatrecht.

Ich nehme zu diesen Sätzen keine Stellung. Ich achte sie als ehrliche Meinung ehrlicher und guter Menschen, die überdies Deine Freunde sind, und denen ich, weit über das Gebiet menschlichen Meinens und Deutens hinaus, die unberührte Empfindung deutscher Brüderlichkeit entgegenbringe.

Aber ich erkenne diese Meinung nicht als die meine an. Nicht, weil sie mein Dasein aufhebt — das ist kein Grund —, sondern weil mein Fühlen und Denken ihr widerspricht.

Ich habe und kenne kein anderes Blut als deutsches, keinen anderen Stamm, kein anderes Volk als deutsches. Vertreibt man mich von meinem deutschen Boden, so bleibe ich deutsch, und es ändert sich nichts.

Du sprichst von meinem Blut und Stamm, selbst einmal von meinem Volk, und meinst die Juden. Mit ihnen verbindet mich das, was jeden Deutschen mit ihnen verbindet, die Bibel, die Erinnerung und die Gestalten des Alten und Neuen Testaments.

Meine Vorfahren und ich selbst haben sich von deutschem Boden und deutschem Geist genährt und unserem, dem deutschen Volk erstattet, was in unseren Kräften stand. Mein Vater und ich haben keinen Gedanken gehabt, der nicht für Deutschland und deutsch war; soweit ich meinen Stammbaum verfolgen kann, war es das gleiche.

Wilm, ich mache keinem einen Vorwurf daraus, der anders denkt, am wenigsten Dir. Ich suche nie-

mand zu bekehren und zu überzeugen. Ich bin in der Kultgemeinschaft der Juden geblieben, weil ich keinem Vorwurf und keiner Beschwernis mich entziehen wollte, und habe von beidem bis auf den heutigen Tag genug erlebt. Nie hat eine Kränkung dieser Art mich unwillig gemacht. Nie habe ich meinem, dem deutschen Volke, mit einem Wort oder einem Gedanken derlei vergolten. Mein Volk und jeder meiner Freunde hat das Recht und die Pflicht, mich zurechtzuweisen, wo er mich unzulänglich findet.

Eine andere Frage aber ist es, ob ich ein Werk, das auf solchen Voraussetzungen ruht, zu dem meinen machen kann. Ich würde es tun, unbeschadet der Wirkungen, die es gegen mich übt, wenn ich die Voraussetzungen teilte.

Ich teile sie nicht. Ich bin der Überzeugung, daß Glaube, Sprache, Geschichte und Kultur hoch über den physiologischen Dingen der Blutmischung schwebt und sie ausgleicht. Ich glaube, daß die göttliche Seele in jedem menschlichen Geiste schwebt und ihn emporträgt zu einer Schicht, in der das Materielle zum Staube wird. Ich glaube an eine Gottheit, der wir alle mit gleichen Kräften zustreben.

Soweit wir in diesem Glauben einig sind, ist unser Werk das gleiche. Soweit soziale und Tagesfragen hinzutreten, sind unsere Wege gesondert.

Niemand kann Dein Werk, auch das soziale, höher stellen als ich. Und wenn ich mir manchmal sagte — besonders bei den Schilderungen Deiner lieben und prächtigen Kameraden, zu denen Du mich einludest —, wie schmerzlich ist es, daß diese Menschen Deine (meine) Neigung nie erwidern können, daß ihre Abneigung gegen mein Denken, ja gegen mein Dasein, gerade durch ihr Erzieherwerk von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt —, so habe ich mich damit

getröstet, daß überall da, wo guter Wille ist, schließlich die Erlösung und der Frieden einkehren muß. Deshalb habe ich mich auch nicht davor gefürchtet, gelegentlich um Deinetwillen Deinem Werk zu dienen; es wird wie alles Gutgemeinte schließlich zum Guten führen.

Wenn Du aber verlangst, ich solle Deinem Werke dienen um seiner selbst willen, so würde ich meinen Glauben an unsere Gemeinschaft verleugnen, wenn ich Dir folgte. Lasse uns das Viele und Schöne, das uns verbindet, hochhalten und es zur Bekräftigung unserer Freundschaft immer wieder gemeinsam verehren; die Gegensätze der Zeit werden ihren Ausgleich dereinst im Zeitlosen finden.

Ich habe diesen Brief in Ruhe von neuem gelesen, um zu prüfen, ob ein Wort oder Gedanke Dich bekümmern könnte. Ich glaube es nicht. Ich habe mich gefragt, ob die soziale Anschauung, von der ich sprach, durch die drei Leitsätze objektiv und ohne Verzeichnung wiedergegeben ist. Ich glaube, ja. Ich habe, nicht mit Gedanken des Kopfes, sondern des Herzens erwogen, ob diese Aussprache uns menschlich trennen oder entfernen kann. Ich glaube, sie ist gut, weil sie Zweifel und Irrtum zerstreuen soll, und weil ihr erster und letzter Grund der Wille zur Gemeinschaft und Freundschaft ist.

Dein Walther R.

192. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 25. 1. 1916.

Lieber Wilm!

Hab' Dank für Deinen guten Brief, der von Herz zu Herzen geht, und verzeihe noch ein letztes Wort der Gegenrede, den letzten Septimenakkord, der zum Drei- und Einklang der Dominante überleitet.

Zweierlei bemerke ich — nicht als Vorwurf, nicht als Richtigstellung, nicht als Argument, sondern zur Steuer meines Wahrheitsgefühls:

1. Zwischen edler und unedler Gesinnung unterscheide auch ich, und mit Entschiedenheit. Doch nie werde ich diese Gegensätzlichkeit dem Blute zuschreiben; denn dadurch würde sie unheilbar, zur Vorbestimmung und zum Schicksal. Ich glaube an die Kraft des guten Willens; das Unedle ist irrendes Wollen, und kein Augenblick ist vor Gott zu spät, um einzulenken. Jedes Blut ist des guten Willens fähig.

2. Von Herzen bin ich Dir dankbar für Deine Gesinnung der Versöhnung. Sie wird in unserem Lande früh oder spät Segen stiften, auch wenn sie nur dem engeren Kreise vernehmlich wird. Aber gestatte mir zu sagen, was wir beide wissen und was wir beide nicht ändern können: der weitere Kreis Deiner Kameraden, die ich darum nicht geringer schätze, glaubt im weitesten Sinne an jene drei Leitsätze vom Blute, und würde Dir nicht mehr so freudig folgen, wenn Du ihm den vollen Sinn Deiner schwer errungenen Überzeugung offenbartest. Er trinkt noch immer den gereiften Wein, den Du ihm schenkst, als den alten Met von dazumal und träumt die alten Träume — und Du darfst ihn nicht wecken. Glaube nicht, daß hinter diesem Bilde ein Wunsch von meiner Seite sich verbirgt. Ich kenne diese uralten Konflikte, die in jeder Tätigkeit schlummern, die bewußt auf Menschen wirkt; das ist der Grund, weshalb ich niemals das Gebiet dieses Wirkens betreten habe und mich auf die stillen Darlegungen meiner Bücher beschränke . . .

Ich grüße Dich von Herzen Dein W.

193. AN DR. EMIL STRAUSS, FREIBURG I. BR.

Berlin, 28. 1. 1916.

Mein lieber und sehr verehrter Herr Strauß!

Ein altes deutsches Buch, das von „Künstlern und Handwerkern" handelt, soll mit seinen treuherzigen Bildern und Texten meine herzlichen Wünsche zum Eintritt in die zweite Jahrhunderthälfte bekräftigen. Oft habe ich in diesen alten Seiten geblättert, und manchen seltsamen Zusammenhang und verborgene Herkunft ermittelt. Ihnen, dem Kenner des alten Lebens, wird das Pergament noch mehr zu sagen haben.

Schwer bedrückt es mich, daß Sie in diesen Lebensabschnitt nicht in voller Gesundheit eintreten, und daß die körperliche Fessel Ihre Stimmung beengt. Jeder von uns ist unbefriedigt, denn er fühlt, daß es in diesen Tagen einen Beruf gibt, für den man sich leiblich einsetzen kann, und dieser Beruf erscheint als der ausschließliche. Allmählich werden wir empfinden, daß er es nicht ist. Der Geist Deutschlands ist im Sinken. So Gewaltiges an den Grenzen geschieht, der Sinn kann nur im Innern erhalten werden. Alle Kräfte, die das geistige Deutschland tragen, sind unentbehrlicher als je, und wenn Sie sich entschließen können, Ihrem Innern ganz wieder anzugehören, so dienen Sie dem Lande am stärksten.

Ich glaube nicht, daß der Krieg exzentrisch beendet werden kann, und bin daher im Geiste nicht so sehr in Saloniki wie im Westen. Die militärische Entscheidung ist zu unseren Gunsten, die politische ist noch nicht gefallen, und der Frieden ist diesmal ein politischer Akt.

Ich grüße Sie und die Ihren in herzlicher und freundschaftlicher Ergebenheit.

Ihr Rathenau.

194. AN FELIX MEYER, WIEN. Berlin, 23. 2. 1916.

Sehr geehrter Herr!

Für die Äußerung Ihrer Gedanken, deren Gewicht ich nicht verkenne, bin ich Ihnen dankbar.

Unser Zeitalter hat auf jede neue Einstellung, die nicht unmittelbar verworfen wird, drei Antworten: Zeitschrift, Verein und Versammlung. Sie sind die mechanistische Aufnahmeform für Tagesgedanken und Tageswünsche. Ich weiß, daß Sie mit Ihrem Vorschlage etwas anderes meinen, ich wähle aber diese extreme Form der Beleuchtung, um mich deutlich zu machen.

Diesen Weg beschreite ich nicht. Ich bin mir bewußt, daß Änderungen der Meinungsatmosphäre sich nur in Jahren vollziehen. Je gewisser ich mich aber der Wirkung dieser Gedanken fühle, desto ferner liegt es mir, sie auf dem Wege der Tageskämpfe zu beschleunigen. Es werden Vereine, Zeitschriften und Redner sich der Gedanken bemächtigen, um die ihnen vorgeschriebene Aufgabe zu erfüllen, doch werde ich selbst nichts dazu beitragen. Für meine Aufgabe halte ich es, solange es mir beschieden ist, weiter Ideen zu produzieren, die ihren Weg vom Denken aus in weitere Kreise aus eigener Kraft finden müssen.

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

195. AN FRAU K. Berlin, 11. 3. 1916.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Für die Aufgabe jedes Einzelnen halte ich es, zumal in dieser Zeit, sich Betätigungsgebiete zu schaffen, auf denen er, so nachhaltig als es in seinen Kräften steht, der Gemeinschaft dient. Die Gebiete, die mir obliegen, suche ich nach Maß meiner Kräfte zu be-

arbeiten, und zwar vorwiegend, ohne Beteiligungen von anderer Seite in Anspruch nehmen zu können.

Zweifellos verdient das Gebiet der erwerbenden Frau jede Förderung, doch liegt es außerhalb des Rahmens, den ich ohne Zersplitterung meiner Kräfte nicht überschreiten darf. Ich werde daher kaum in der Lage sein, Ihnen, verehrte gnädige Frau, Rat zu erteilen, und nehme daher an, daß Ihr Wunsch, so sehr ich dies bedauere, hierdurch gegenstandslos wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung

in Ergebenheit der Ihre Rathenau.

196. AN FRÄULEIN SOFIE HORMANN, MÜNCHEN. Berlin, 15. 4. 1916.

Liebes und sehr verehrtes Fräulein Hormann!

... Gern habe ich Ihre Verse und Ihre Prosa gelesen und mich an der Reinheit der Gesinnung und der Lebendigkeit Ihrer Darstellung erfreut.

Wenn Sie, wie es in Ihren Begleitzeilen ausgesprochen ist, von mir einen künstlerischen Rat verlangen, so möchte ich mich auf einige Andeutungen beschränken, die Ihrem Verständnis bei aller auferlegten Kürze genügen werden.

Nur das Einmalige und in seiner Art nicht Wiederkehrende hat die Kraft, das allgemein Gültige empfinden zu machen und dadurch die echte Wirkung der Kunst auszulösen. Auch der älteste, sich stets wiederholende Vorgang und die immer wiederkehrende Erscheinung wird zum Einmaligen, wenn sie, durch persönliche Beobachtung, durch eigenstes Erlebnis erfaßt, alles Nebensächliche ausschaltet und das ihr innewohnende Letzte und Charakteristische zum Ausdruck bringt. Das Einmalige und das Einzigartige des Gegenstandes aber verkörpert sich in der rückhalt-

losen und nicht wiederkehrenden Eigenart der Darstellung. Deshalb ist alles Verallgemeinerte, Symbolisierte, nur in traditionellen Umrissen Erfaßte kein endgültiger Ausdruck der Kunst.

Es wird, wie ich glaube, Ihr Schaffen fördern, wenn Sie den einzelnen menschlichen oder natürlichen Vorgang mit größter Sachlichkeit erfassen, und ihm den Ausdruck gewinnen, der nur diesem Einzelnen angemessen ist und sich daher niemals wiederholen kann.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

197. AN GENERALLEUTNANT VON SEECKT. 15. 4. 1916.

Euer Exzellenz,

... Als die großen Wendepunkte dieses Krieges betrachte ich die Ereignisse von Tannenberg und Gorlice, und wenn ich in höchster Bewunderung Ihrer glänzenden galizischen Operationen gedachte, so war mir eine stille Freude das Bewußtsein, Ihnen aus der Ferne einiges von Ihrem Werkzeug geliefert zu haben.

Sie haben in Ihren Zeilen zutreffend und divinatorisch erkannt, daß unsere Rohstoffversorgung etwa in derjenigen Zeit mit ihren größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte, als Ihre Operationen begannen, wenn das Kriegsministerium das Problem der Rohstoffversorgung ebenso spät ergriffen und bewältigt hätte, wie das Reichsamt des Innern das Problem der Nahrungsversorgung, das insofern leichter war, als es mit einer Landesproduktion von 85 Prozent des Bedarfes rechnen durfte. ...

In aufrichtiger Verehrung
Euer Exzellenz ergebenster Rathenau.

198. AN DR. SOLF, BERLIN Berlin, 12. 5. 1916.
Staatssekretär des Reichskolonialamtes.

Verehrte Exzellenz!

Nochmals herzlichsten Dank für das schöne alte Bild, das mir eine liebe Erinnerung und ein schöner Schmuck des Grunewald-Hauses bleiben wird.

Ihr freundlicher Gedanke regt den Gegenwunsch an, ein kleines Stück der Erinnerung in Ihren Händen zu wissen. Dieses Bild stellt einen Raum in Freienwalde dar, den ich Ihnen vor Jahren zeigen durfte. An einem jener friedlichen Sommernachmittage, die uns jetzt kaum mehr wirklich scheinen, habe ich das kleine Bild gemacht, dessen Mängel Sie freundlichst übersehen wollen, und das unter Ihrem Schutze um Anonymität bittet.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

199. AN PROF. DR. HEINZ RUBENS, BERLIN
Geheimer Regierungsrat. Berlin, 15. 5. 1916.

Lieber Heinz!

Es ist mir zu meinem lebhaften Bedauern nicht möglich, weitere Aufsichtsratsstellen ohne die zwingendsten Gründe anzunehmen. Ich habe im abgelaufenen Jahr mich gezwungen gesehen, zwölf Stellen niederzulegen, teilweise in Gesellschaften, denen ich seit Anbeginn angehört habe, weil ich es nicht verantworten konnte, Mitglied von Körperschaften zu sein, deren Interessen ich nicht mehr in vollem Maße wahrzunehmen imstande war. Wenn auch die Arbeit bei der Urania-Gesellschaft, wie Du mir freundlich schreibst, eine nicht sehr intensive ist, so muß ich doch dem Grundsatz treu bleiben, nur in einen solchen Kreis einzutreten, in dem ich wirkliche Arbeit zu leisten imstande bin, und dies könnte ich ohne Zersplitterung meiner Kräfte nicht zusagen.

Ich hoffe im Laufe der Sommermonate wieder auf ein paar schöne Stunden des Zusammenseins, und grüße Dich aufs herzlichste. Dein Walther Rathenau.

200. AN DR. EMIL LUDWIG. Berlin, 17. 5. 1916.

Mein lieber und sehr verehrter Herr Ludwig!

Mit Dank und Freude habe ich Ihren schönen Aufsatz gelesen, und wenn ich es Ihnen offen sagen darf, mit einer etwas schmerzlichen Bewegung, weil ich empfinde, daß diese mutige Arbeit Ihnen keinen Dank eintragen wird.

Ich muß Ihnen das Manuskript zurückgeben, denn ich habe es mir von jeher versagt, irgendwelche Stellung gegenüber der Beurteilung meines Wirkens zu nehmen, vor allem aber habe ich mein Verhältnis zur Publizistik streng beschränkt, und, wie ich glaube, nur mit vier Zeitungen deutscher Zunge jemals eine Beziehung gehabt: Berliner Tageblatt, Zukunft, Frankfurter Zeitung und Neue Freie Presse. Ich glaube nicht, daß eines der vier Blätter bereit sein würde, Ihre Arbeit abzudrucken, und ich bedaure es nur um ihres literarischen Wertes willen, nicht in meinem Interesse. Daß ich als Privatmann und Jude unaufgefordert dem Staat einen Dienst geleistet habe, können beide beteiligten Gruppen mir nicht verzeihen, und ich glaube nicht, daß zu meinen Lebzeiten diese Stellungnahme sich ändert. Daß es Ihrer mutigen Anschauung widerstrebt, die Dinge so zu belassen, kann ich begreifen; doch werden Sie innerhalb der Publizistik verschlossene Türen finden, denn mag ein Herausgeber noch so unabhängig denken: sein Mitverleger, das Publikum, hindert ihn an freier Entschließung.

Mir bleibt es eine dauernde und dankerfüllte Erinnerung, daß Ihre eminente Historiographie sich zu

einer Zeit mit meinem Wirken beschäftigt hat, als mein Land mich verleugnete.

Ich grüße Sie herzlich
in Ergebenheit der Ihre Rathenau.

201. AN OBERSTLEUTNANT VON FELDMANN,
Kommandeur des Inf.-Regt. 55. Berlin, 18. 5. 1916.

Mein lieber und sehr verehrter Herr Oberstleutnant!

... Sollte der Krieg noch lange dauern und es mir in Berlin allzu unerträglich werden, so kann es dazu kommen, daß ich Sie um eine Unterkunft bitte. Vielleicht brauchen Sie einen Schreiber oder dergleichen.

Inzwischen gären hier alle Ernährungsfragen; man glaubt, auf dem Verwaltungswege ihnen beikommen zu können, in Wirklichkeit aber wird nur der Krieg diese und alle anderen Rätsel lösen.

Mit herzlichen Grüßen in Ergebenheit Ihr Rathenau.

202. AN MAJOR GEORG VON DIEZELSKY,
RITTERGUT CHOTTSCHOW, BEZ. KÖSLIN.

Berlin, 19. 5. 1916.

Lieber Freund!

... Fleisch, Fett und dergleichen Luxusprodukte der Natur haben wir uns längst abgewöhnt. Die Anpassungsfähigkeit des Menschen ist groß, wenn man ihm nur Zeit läßt. Geringer würde, glaube ich, meine Anpassungsfähigkeit an den Staatsdienst sein; Sie brauchen sich vorderhand keine Sorge darüber zu machen, daß ich die Zirkel unserer Bürokratie störe.

Daß die Rohstoffversorgung einwandfrei funktioniert, wirkt an vielen Stellen peinlich; ich habe zu Kriegsbeginn dem Minister vorgeschlagen, die Lebensmittelversorgung gleichzeitig in die Hand zu nehmen,

was er aus Ressortbedenken ablehnte. Wäre es damals geschehen, so brauchten wir uns manche Sorge nicht zu machen, denn die ganze Schwierigkeit liegt darin, den verlorenen Zeitvorsprung auszugleichen. Heute ist die ganze Maschinerie festgefahren, damals konnte sie Stück für Stück aufgebaut und in Betrieb gesetzt werden . . .

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

203. AN DR. KONRAD SIMONSEN. Berlin, 9. 6. 1916.

Sehr verehrter Herr Simonsen!

Nach Thale kann ich leider nicht kommen. Als dreijähriges Kind bin ich mit meinen Eltern dort gewesen, gleichfalls in einem Kriegssommer, 1870, und wir haben auch in dem Hotel Zehnpfund gewohnt, dessen Name mir gemütlich-unheimlich klang, wie aus einer Geschichte von Rübezahl. Ich erinnere mich an ein kühles, tiefgrünes Tal mit kleinen Wiesen, auf denen unbekannte Blumen wuchsen, die ich für kleine Hyazinthen hielt. Es gab da auch Steinbänke und Rasenbänke, die ich nie zuvor gesehen hatte. Linker Hand, wenn man das Tal betrat, schwebt mir eine Berghöhe vor, die mir ungeheuer schien und wahrscheinlich ganz niedrig war; oben standen Häuser, glaube ich, aber ich bin nie hinaufgekommen. Im tiefen Walde — es wird wohl ganz nah gewesen sein — führte ein gewundener, endloser Weg hinauf, er hieß zur Roßtrappe. Ich hatte die Vorstellung von einem Gespensterpferd, das dort hauste.

Sie sehen: Es würde mich locken, einen 46jährigen Kindereindruck nachzuprüfen. Aber ich kann nicht einmal über Pfingsten zwei Tage aufs Land gehen. Vielleicht sehen wir uns Ende Juni hier oder Anfang Juli.

Kann man ein gutes dänisches Wort finden für „das Werden der Seele"? Wachsen klingt physiologisch mit Beigeschmack von theosophischer Disziplin.

Mit ergebenstem Gruß der Ihre Rathenau.

204. AN DR. LUDWIG MACH, HAAR BEI MÜNCHEN.

Berlin, 14. 6. 1916.

Verehrter Herr Doktor!

Ihre freundlichen Worte verbunden mit der schönen Sendung haben mich tief gerührt und erfreut.

Es beglückt mich, daß der hingeschiedene große Mann meiner Arbeit einen freundlichen Blick und ein Begleitwort geschenkt hat, das mir unvergeßlich bleibt . . .

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

205. AN PROFESSOR DR. FRIEDRICH THIMME, BERLIN.

Berlin, 14. 6. 1916.

Sehr geehrter Herr Professor!

Aufrichtig danke ich Ihnen für die Sendung Ihres neuen Werkes, auf dessen Studium ich mich freue und von dem auch ich mir für die künftige innere Gestaltung des öffentlichen Lebens viel erhoffe.

Es ist zu befürchten, daß nach dem Kriege eine beispiellose Entzweiung aller inneren und äußeren Gegensätze eintritt, und jedes Streben ist hoch und dankbar zu begrüßen, das den Frieden und die Verständigung befürwortet.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener Rathenau.

206. AN A. BALLIN, HAMBURG. Berlin, 17. 7. 1916.

Lieber und sehr verehrter Herr Ballin!

Mit aufrichtigem Dank reiche ich Ihnen Ihre hochinteressante und meisterhafte Darstellung der politischen Lage zurück.

In allen Voraussetzungen stimme ich mit Ihnen vollkommen überein, in den Schlußfolgerungen insoweit, als auch ich die russische Aktion für wünschenswert und mit der französischen kaum für vereinbar halte. Indessen wage ich kaum zu hoffen, daß das Ergebnis ein so radikales sein wird, wie wir es wünschen, denn die vergangenen Jahre haben den Begriff der „Souveränität auf Guthaben" geschaffen; Belgien und Serbien figurieren nur noch auf Scheckkonto, und ich fürchte, daß Rußland mit einer Residenz in Moskau oder Nischnij-Nowgorod die Ereignisse ebenso abwarten würde wie die übrigen auf Wartegeld gesetzten Monarchen.

Auch darin glaube ich mit Ihnen übereinzustimmen, daß ich aus der militärischen Situation keine andere Schlußfolgerung ziehe als die der Kriegsverlängerung. Ich glaube nicht, daß die Engländer auf die Dauer ihre Vorteile behalten werden, ebensowenig wie ich von uns erwarte, daß wir noch die Kraft haben, in Frankreich durchzustoßen. Es handelt sich jetzt lediglich um diejenige Wartefrist, die erforderlich ist, um England zu überzeugen, daß weitere Kriegsjahre unrentabel bleiben, und ich nehme an, daß diese Erkenntnis in etwa ein bis zwei Jahren gereift sein wird. Leider kostet bis dahin noch dieser entsetzlichste aller Kriege unendliche Opfer, aber ich wage nicht, irgendeine Friedensprognose mir anzueignen, bevor ich nicht in England Anzeichen einer kühleren Beurteilung sehe.

In aufrichtiger Verehrung und Ergebenheit der Ihre

Rathenau.

207. AN PHILIPPSTEIN, SCHLACHTENSEE.

Berlin, 30. 7. 1916.

Sehr verehrter Herr Philippstein!

Von den Drucksachen habe ich Kenntnis genommen. Ich halte die Bestrebung für fördernswert, wenn ich mir auch nicht verhehle, daß sie schweren grundsätzlichen Schwierigkeiten begegnet.

Eine der bedenklichsten Charaktergefahren der heutigen Juden ist Respektlosigkeit, die nicht zu verwechseln ist mit freiheitlicher Gesinnung, sondern sich sehr wohl verträgt mit zweckmäßiger Unterwürfigkeit und schwach entwickeltem Schamgefühl.

Diese Eigenschaft wird überdeckt, wo der Träger in selbständiger Unabhängigkeit steht. Sie tritt, verbunden mit stark materiellen Tendenzen, hervor in Not und Bedrückung, und bemächtigt sich des Wesens so stark, daß der physiognomische Ausdruck einer kaum rückgängig zu machenden Tendenz erschreckend wird, wie man dies in den Proletariaten zu Amsterdam und Warschau tausendfach beobachten kann.

Die schwersten Gefährdungen und Rückschläge werden Ihre Bestrebungen daher von der Seite derer erleiden, denen geholfen werden soll, und die in vielen Fällen undankbar und respektlos, widerwillig und anspruchsvoll sich gegen die Güter wehren werden, die man ihnen bringt.

Um so dankenswerter ist das Bestreben der Männer und Frauen, die sich zusammengetan haben, um sich der Aufgabe hinzugeben, und ich möchte meine Anteilnahme an Ihren Bestrebungen dadurch zum Ausdruck bringen, daß ich beifolgenden Beitrag Ihrem Verein zur Verfügung stelle.

Für Ihre auf meine Person gerichteten Darlegungen bin ich Ihnen dankbar, denn sie enthüllen das volle Verständnis dessen, was in meinen Schriften und Ar-

beiten beabsichtigt war. Daß dieses Verständnis keine Verbreitung gefunden hat, läßt mich unbesorgt, und was die Wirkung auf künftige Gestaltungen betrifft, die einer fernen Zukunft gehören, so gehe ich einen Schritt weiter als Ihre Darlegungen.

Ich glaube nicht, daß es künftig irgendwelcher Erbschicht vorbehalten sein wird, nationale Verantwortlichkeiten dauernd zu übernehmen, sondern glaube, daß die Völker aus ihrer eigenen Essenz in beständigem Wechsel diejenigen Kräftekombinationen erzeugen werden, deren sie in jedem Augenblick bedürfen. Somit erscheint es uns nebensächlich, ob eine vorhandene Erbschicht bereit ist oder nicht, sich mit neuen Tendenzen durchtränken zu lassen. Es ist nur wichtig, daß diese Tendenzen vorhanden sind, um in der jeweiligen erforderlichen Volksausstrahlung zur Wirkung zu kommen.

Es wird mir interessant sein, diese Fragen gelegentlich mit Ihnen weiter zu diskutieren.

Mit ergebenstem Gruß Ihr Rathenau.

208. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 18. 8. 1916.

Lieber Wilm!

Zunächst verzeihe den gewohnten Stift, er zeigt diesmal an, daß ich einen langen Brief schreiben will, daneben freilich auch etwas abendliche Trägheit.

Für zwei liebe und schöne Briefe habe ich Dir zu danken; ich fange mit dem zweiten an.

Ich weiß, daß Du es mir nicht verübelst, wenn ich entgegen Deiner Weisung den Brief an Ltnt. G. nicht abschicke, sondern Dir zurückreiche. Es widerstrebt mir, bei einer Handlung, auch einer guten, mitzuwirken, wenn sie zu meinen Gunsten ist.

Ich wüßte niemand, von dem ich lieber mich beschützen ließe als von Dir, und ich fühle mich Dir eng genug verbunden, um alles Freundliche, was von Dir kommt, in Dankbarkeit anzunehmen. Es ist auch kein Hochmut, wenn ich Dir sage: unfreundlicher, ja feindlicher Meinung gegenüber will ich keinen Schutz. Ich habe mein Leben lang mich meiner Haut wehren müssen, habe nie im Leben jemand wissentlich angegriffen, weiß, daß ich viele Gegner habe, und weiß auch, daß ich sie nicht überzeugen werde.

Du kennst Goethes Wort:

„Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?"

Willst Du, Lieber, in Deiner guten Natur es anders, so habe ich Dir nicht zu wehren; aber glaube mir, was ich Dir schon sagte: Diesen Menschen, die einen Teil ihres Lebens auf Haß gestellt haben, denen ist dieser Haß ein Bedürfnis und eine Existenzbedingung, die kann man ihnen nicht nehmen. Warum sucht denn jemand sein Glück in der Verfolgung seines Nächsten? Weil es ihn tröstet und erhebt, sich über andere zu stellen. Glückliche Menschen sind das nicht. Dein Korrespondent spricht es ja offen aus: „Wenn dieser Rathenau uns geholfen hat, so ist es eine Schande und ein Ärgernis." Christus hätte das nicht verstanden.

Und wie mit mir, Wilm, geht es mir auch mit den Juden; eigentlich in noch höherem Maße. Ich selbst möchte nicht von einem Freunde wissen, daß er meine Eltern oder Geschwister verachtet. Daß aber die Juden in ihrer Gesamtheit Feinde haben, weiß ich, und das zu ändern ist nicht meine Sache. Bekämpft zu werden ist vielleicht für eine Mehrheit ein Element der Erziehung; vielleicht ist diesen Menschen eine

Aufgabe bestimmt, für die sie noch ein paar hundert Jahre durch Druck vorbereitet werden sollen. Vernichtet wird niemals ein Stamm durch solchen Druck; würde er's, so wär's verdient. Aber alle sind Geschöpfe in Gottes Hand; er läßt sich nicht zwingen, welche er verderben und welche er erhalten soll.

Du sagst gelegentlich „mein Volk" und „Dein Volk". Ich weiß, daß es nur ein verkürzter Ausdruck ist, aber ich möchte ein Wort dazu bemerken.

Mein Volk sind die Deutschen, niemand sonst. Die Juden sind für mich ein deutscher Stamm, wie Sachsen, Bayern oder Wenden. Du lächelst, denn Du kennst ja alle Rassenlehren. Diese Wissenschaft ist mir aber ganz gleichgültig. Die Wissenschaft sagt heute dies und morgen das; in Gefühl und Idee, in Ideal und Transzendenz hat sie nicht hineinzureden. Ich frage nicht, ob die Juden Hethiter oder die Sachsen Mongoloiden sind; ich frage nicht, ob Christus, Goethe und Beethoven blond waren; für mich entscheidet über die Zugehörigkeit zu Volk und Nation nichts anderes als Herz, Geist, Gesinnung und Seele. In diesem Empfinden stelle ich die Juden etwa zwischen die Sachsen und Schwaben; sie sind mir weniger nah als Märker und Holsteiner, sie sind mir vielleicht etwas näher als Schlesier oder Lothringer. Ich rede natürlich nur von deutschen Juden; östliche Juden gelten mir wie jedem anderen Deutschen als Russen, Polen oder Galizier; Westjuden als Spanier oder Franzosen. Antisemitismus und Partikularismus sind für mich so ziemlich das gleiche; wenn ich mich genau befrage, so ist es mir, glaube ich, unangenehmer, wenn ein Bayer über Preußen als wenn er über Juden herzieht.

Zum Schluß noch eines: Du sagst mit vollem Recht: die großen Ereignisse sind Schicksal und Fügung. Sie

sind es; nämlich in der höchsten Sphäre. Auch Tod und Krankheit sind es, und dennoch haben wir Ärzte; auch Feuersbrunst ist es, und dennoch lassen wir Kinder nicht mit dem Feuer spielen und versichern unsere Häuser. Menschlich betrachtet haben wir uns dem Schicksal zu fügen; politisch betrachtet ist es unsere Pflicht und Schuldigkeit, uns zu schützen, daß niemand uns das Haus überm Kopf anzündet.

Nun, lieber Freund, alles Liebe und Schöne für Dich und die Deinen im Bergland! Auch ich lebe wieder, seitdem Sonne und Schatten, Bäume und Wolken, Stille und Einsamkeit mich umgeben.

Ich grüße Dich herzlich in Freundschaft Dein W.

209. AN WILHELM SCHWANER, Berlin, 2. 9. 1916.

Lieber Wilm!

Für den Winter habe ich keine Sorge, auch nicht der Ernte wegen, die trotz allem wirklich gut ist. Aber das nächste Jahr und das übernächste! Hätten wir das überstanden!

So liegen die Dinge bei uns: Was aller Rat und alles Bitten nicht vermochte — vor 14 Tagen war die Frage Hindenburg noch hoffnungslos! — macht der Schreck und die Nerven in einer Nacht. Wieder unvorhergesehen, was jedes Kind wußte. Und nun eine Entlassung*) — dem Auslande gegenüber überstürzt, in der Form vernichtend. Von allen Höchstverantwortlichen, die in den Krieg zogen, ist nur noch Bethmann übrig. Moltke, Tirpitz, Pohl, Kluck, Bülow, Hausen, Kühn, Delbrück, Falkenhayn — ein Zug des Todes....

Für mich, Lieber, sehe ich keine Aufgabe. Gäbe es eine, so würde kein Mensch mich wollen. Sie

*) Falkenhayn.

danken Gott, daß sie mich los sind, und schreiben mir süße Briefe: „Grüß mich nicht unter den Linden". Sie müssen unter sich bleiben — klar, leider, ist die Luft noch nicht.

Wo bleibt Wilbrandt? Ich hatte gehofft, von ihm ein Wort zu hören, hätte mich gefreut, ihn hier zu sehen — vielleicht geht es noch: bis zum 10ten bleibe ich hier.

Leise wird's Herbst. Das Laub ist noch voll und grün, doch das Leben wird still und die Nebel sinken. Ich schreibe den ganzen Tag; aber es ist, wie wenn eine Witwe ein Kind trägt, solche Kinder leiden oft vom Weinen. Ich weine nicht, aber ich lache auch nicht mehr viel. Für mich und die Meinen habe ich schon oft und viel Sorgen gehabt, besonders 1903, als mein Bruder starb. Aber so wie jetzt war es nicht.

Bleibe Du selbst und mir ein Freund.

Ich grüße Dich von Herzen W.

210. AN DR. FRANZ BLEI, WIEN. Berlin, 6. 9. 1916.

Mein lieber Doktor!

Ihre Zeilen haben mir Freude und Beruhigung gebracht, denn oft habe ich mit Sorge daran gedacht, was wohl die apostolische Macht mit Ihnen angefangen haben möchte. Ich freue mich, daß Sie im Hafen der Wirtschaft vor Anker liegen; auf Ihrem Wege vom Himmel durch die Welt, und hoffentlich nicht weiter, ist dies eine Station, die das Aussteigen lohnt.

Ihr Buch hat mir große Freude gemacht, nicht nur deshalb, weil jede Stimme, die nicht aus der allgemeinen Werkstatt der Meinungen kommt, in unserer Zeit beglückend ist, sondern vor allem, weil ich Ihr Verhältnis zu praktischen Dingen liebe....

Mit herzlichem Gruß Ihr Rathenau.

211. AN MAJOR STEINBÖMER. Berlin, 19. 9. 1916.

Lieber Gustav!

Ihren lieben Brief fand ich bei meiner Heimkehr von zwei Reisen vor; es war gut, daß Sie ihn nach Grunewald adressierten: Halten Sie bitte diese Aufschrift bei; die Nachsendung ins Ausland wäre bedenklich.

In Zürich war ich nur 20 Stunden; dann zu einer großen Rüstungssitzung im KM in Berlin; dann in München zwei Tage. Unerhörte Rüstungsanforderungen werden gestellt; man fühlt den neuen Kurs. F.*) hatte im Frühjahr alle Ablieferungen gedrosselt, der Vorrat schien ihm zu groß; Verdun und Somme haben alles verschlungen. Ohne diese neue Wendung wäre die Gefahr furchtbar angewachsen, die Wirkungen der Reform erwarte ich erst zum Frühjahr. Das wird wohl den Höhepunkt der Kämpfe erleben.

Frankreich ist von höchster Zuversicht; man rechnet nicht auf die Somme sondern auf den Osten. Bulgarien hat die Entscheidung — vielleicht über die Welt! — in der Hand. Ein unerträgliches Strafgericht für dreißig Jahre falscher Politik. Eine Entscheidung der Neutralen scheint nicht bevorzustehen; der U-Krieg im Frühjahr wird wohl diese Fragen reifen machen.

Es scheint, daß unser späteres Offensivziel nach Kiew geht; zunächst aber haben wir uns mit der Frontverlängerung abzufinden.

Die Stimmung ist hier merklich dunkler geworden; die „Kriegsziele" verblassen, der Ruf nach dem U-Krieg verstärkt sich. Für die Anleihe erwartet man ein gutes Ergebnis — etwa 9 Milliarden.

Der Wechsel in den „Sphären" — wie man in Rußland sagt — gab mir Anlaß zu einer interessanten

*) Falkenhayn.

Korrespondenz mit Wild in eigner Sache. Ergebnis: eine lange Unterredung, in der ich auf die Rüstungsmängel hinwies, Freigabe meines Vortrages, — und schließlich: ein überschwenglicher Toast, den er in jener Rüstungskonferenz vor versammeltem Kriegs- und Industrievolk auf mich hielt. Den Dithyramb hätte ich ihm geschenkt, die Veröffentlichungen habe ich verlangt.

Es ist schön, daß endlich Ihre Mission feststeht; ich freue mich herzlich, daß Sie kommen.

In Freundschaft der Ihre W.

212. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 21. 10. 1916.

Lieber Wilm!

Es freut mich, Dich noch in den Bergen zu wissen. Ich bin längst von F.'walde zurück und in tiefer Arbeit. Mein Buch wurde dort fast fertig; vor wenigen Minuten habe ich die letzten Zeilen geschrieben und den Strich darunter gezogen, der mich nun von dem Gedankeninhalt befreit. Einen Namen hat es noch nicht; vielleicht nenne ich es „Von kommenden Dingen".

Die Munitionsbeschaffung, die Ludendorff verlangt, übertrifft alle Begriffe und wird dennoch bis zum Sommer gesichert sein. Sie muß uns auf viele Monate eine gewaltige Überlegenheit verschaffen....

Trotz aller Hilflosigkeit Helfferichs und seiner Helfer glaube ich nicht an einen Niederbruch unserer Ernährung. Es ist eine genügende Leistung, ein Volk, das 75% seines Bedarfs noch immer produziert, auf 30% einzuschränken; mehr gelingt auch dem rabiatesten Willen zum Falschen nicht.

Schlecht ist die Stimmung in Österreich; man beginnt halboffiziell vom Separatfrieden zu reden; die Türkei hängt an Enver und Talaat; Ferdinand hat von

der Entente einen Korb. Das sind die Naumannschen Brüder für Zeit und Ewigkeit von Mitteleuropa.

Trotz allem bin ich nicht besorgter als zu Kriegsbeginn; die Partie ist nicht zu gewinnen — aber auch nicht zu verlieren. Trotz aller ans Verbrechen streifenden Torheiten. Falkenhayn hatte voriges Frühjahr alle Munitionslieferungen gedrosselt, während er in Verdun alles Pulver verschoß. Das ist der „schöpferische" Optimismus. Bisher war im Krieg alles Schöpferische mit einem gehörigen Schuß von Pessimismus durchsetzt.

Wir leben von den Fehlern der Anderen.

Gern käme ich zu Dir, doch ich muß wörtlich um jede freie Stunde kämpfen.

Herzlich Dein W.

213. AN DEN VEREIN ZUR BESSERUNG DER STRAFGEFANGENEN, PRÄSIDIUM, BERLIN. Berlin, 9. 11. 1916.

. . . Ich kann es nicht unterlassen, wie schon einmal vor Jahren, in Ergebenheit darauf hinzuweisen, daß der Name Ihres Vereins mein Empfinden verletzt. Es entspricht nicht meiner Auffassung, daß ein Teil der Menschheit von sich aussagt, daß er die Bestimmung habe, einen anderen Teil zu bessern.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

214. AN S. H. Berlin, 13. 11. 1916.

Lieber Freund!

Einem unserer hervorragendsten Religionsphilosophen ist bei einer Universität etwas Seltsames widerfahren.

Es wurde angeregt, daß er sich um eine Habilitation in der philosophischen Fakultät bewerben solle oder könne; er tat dies und bekam dann die Antwort, daß der Zulassung erst dann nähergetreten werden könne, wenn die schon früher angemeldeten Habili-

tationsbewerber Gelegenheit gehabt hätten, ihre Arbeit zur Prüfung vorzulegen.

Es scheint somit bei der philosophischen Fakultät ein ähnlicher Gedankengang vorzuliegen, wie er beim Butterstehen maßgebend ist: daß wer zuerst kommt, zuerst mahlt, und daß die übrigen sich hinten anzustellen haben. Ein solcher Gedanke will mir weder philosophisch noch akademisch scheinen. Ich möchte glauben, daß bei einer der höchsten Fragen akademischer Zulänglichkeit nicht eine zeitliche Reihenfolge, sondern Name und wissenschaftlicher Wert eines Bewerbers entscheiden soll.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich der Angelegenheit annehmen wollten, freilich nicht in dem Sinne, daß etwa der Fakultät vor den Kopf gestoßen wird, obwohl ihr dies gesund wäre.

Mit herzlichem Gruß, freundschaftlich Ihr Rathenau.

215. AN MAJOR STEINBÖMER. Berlin, 14. 11. 1916.

Lieber Gustav!

Obgleich ich erst einen kleinen Teil Ihrer Aufzeichnungen habe lesen können, muß ich Ihnen heute schon danken und von Herzen Glück wünschen. Das A. A.*) könnte sich gratulieren, wenn es auf solche Berichte seiner Mitarbeiter rechnen könnte, geschweige Don Carl,**) dem nur summarische Tränen der flandrischen Provinzen überbracht zu werden pflegen.

Polen wird sauersüß beurteilt und im Ausland ignoriert. Ich halte die Regelung für falsch. Entweder: das Land bleibt auf unserer Seite — dann haben wir eine Pest von Rußland geerbt. Oder: Der Zar wird König — dann bleibt der Stachel der Verpfuschung.

*) Auswärtige Amt.
**) Kronprinz.

Mit Gröner hatte ich eine lange Besprechung auf seine Einladung. Ich stimmte seinem Projekt der bürgerlichen Mobilisierung bei, machte aber immer wieder aufmerksam auf die Hauptfrage: Ausschöpfung der Etappe und Garnison, die m. E. 1—1½ Millionen Menschen frei macht.

Gestern abend traf ich Apponyi. Sein Ziel ist: uns gegen eine Annäherung an Rußland festzumachen und gute Dienste der KK Diplomatie zur Vermittelung mit den Westmächten anzubieten. Obgleich mir die Verständigung mit Rußland als Hauptziel erscheint, braucht man in der Wahl der Mittel ja nicht pedantisch zu sein —, aber ich erwarte von KK Diensten nicht viel. Naiv ist, daß er „so weit gehen will", Rußland die Freiheit der — eisfreien! Häfen zuzusprechen. Eisfrei ist freilich auch das Goldene Horn, an das er nicht denkt. Übrigens äußerlich eine prachtvolle Erscheinung bei 70 Jahren und Honigstrom der Rede.

H. Simon besuchte mich Sonntag abend und spielte sehr schön Bach und Beethoven.

Der Druck meines Buches liegt fertig vor; die Korrektur lastet mir auf der Seele, daneben auch der Titel. Er soll sagen, daß es sich um Zukunft, neue Welt, Gesellschaft, Wirtschaft, Menschheit handelt, aber ohne Emphase und Prophetendonner. Zerbrechen Sie sich doch auch einmal meinen Kopf, Sie haben die Distanz.

Auf baldiges Wiedersehen! Herzlichst Ihr W.

216. AN MAX M. WARBURG, Z. Z. BERLIN.

Berlin, 28. 11. 1916.

Lieber Herr Warburg!

... Es hat meines Erachtens heute keinen Zweck mehr, philanthropische Auseinandersetzungen zu machen in einer Frage, die seit Jahrzehnten nach allen Rich-

tungen erörtert ist. Es kommt darauf an, heute Tatsachen zu geben und diesen die kurze Erklärung hinzuzufügen, daß angesichts politischer Notwendigkeit und angesichts der Beteiligung der Juden am Kriege mit den Mißständen ein Ende gemacht werden muß. Alles, was nach Bitten und Dialektik aussieht, scheint mir nicht mehr angängig.

Mir wäre es daher lieb, wenn Sie lediglich Material brächten, so zahlreich wie irgend möglich, vor allem statistisches. Dieses Tatsachenmaterial würde ich an den Anfang stellen, und lediglich mit dem entschiedenen Hinweis schließen, daß es unerhört ist, wenn auch im Angesicht der Kämpfe keine Wendung eintritt.

Dies sind meine subjektiven Empfindungen. Ich weiß nicht, welchen Gebrauch Sie von der Denkschrift machen wollen; das beste wäre, sie als Petition von einigen Tausenden unterzeichnen zu lassen.

Mit freundschaftlichem Gruß der Ihre Rathenau.

217. AN FÜRST VON DONNERSMARCK, ROTTACH-EGERN. Berlin, 19. 12. 1916.

Lieber und sehr verehrter Fürst Donnersmarck!

... Die ehrwürdige Gestalt des Fürsten gehört der Geschichte des Reiches und seiner Wirtschaft; indem er mir vergönnte, ihm näherzutreten, gab er mir den unvergeßlichen Einblick in die gewaltigen Kräfte seines Geistes und Charakters, die vorbildlich bleiben für die Behandlung großer politischer und industrieller Aufgaben und für die Bewältigung weitgeschichteter Probleme.

In tiefer Verehrung habe ich an der großen Gestalt dieses Meisters auf dem Gebiete der Organisation gehangen; sein Andenken bleibt mir unvergänglich, und

meine Gesellschaft schätzt es sich zur hohen Ehre, zum Kreise der Unternehmungen gehört zu haben, denen er sein Vertrauen zuwendete.

Ich drücke Ihnen in herzlicher und freundschaftlicher Verehrung und Ergebenheit die Hand.

Ihr Rathenau.

218. AN MAJOR STEINBÖMER. Berlin, 19. 12. 1916.

Lieber Gustav!

Ihr Brief, der von Dienstag bis Sonnabend gereist war — Wagenmangel? —, begleitete mich gestern zum Vortrag in die D. G. 14*) und brachte mir Glück: ich blieb nicht stecken, war in fünfviertel Stunden zu Ende, und die Zuhörer erklärten sich befriedigt.**) Das Stenogramm geht Ihnen später zu.

Wir erwarten heute Lloyd Georges Antwort. Auch ich hoffe, daß sie zur tolerablen Duplik führt; die öffentliche Diskussion im Auslande war wertvoll, denn sie zeigt, daß heute zum Frieden nur das letzte Viertel fehlt. Verschiebt sich die Lage bis zum Herbst nicht zu sehr nach der einen oder anderen Seite, so könnte der Zeitpunkt der Vermittlung durch Dritte gekommen sein. Freilich wird wieder der U-Krieg in den Vordergrund geschoben — Ihre Vermutung trifft zu — und der ist nur mit 100% zu gewinnen oder zu verlieren. . . .

Mit Freude habe ich Ihre jüngste Arbeit gelesen. Es ist schön, daß Sie inter arma diesen literarischen Kreis sich erhalten. Vielleicht nimmt Ihr Periodikal späterhin noch einen Friedensaufschwung zu dauerndem Erscheinen.

Mein Kind hat einen Namen bekommen, der nicht viel sagt und mich nicht ganz befriedigt; aber der

*) Deutsche Gesellschaft 1914.

**) Probleme der Friedenswirtschaft.

Druck und die Korrektur waren fertig, und so mußte die Nottaufe geschehen. „Von kommenden Dingen" heißt es jetzt (dies vertraulich); ich hoffe, Sie nehmen am apokalyptischen Tonfall keinen Anstoß. Voraussichtliche Geburtszeit: etwa Februar, sofern der Hilfsdienst noch einen Setzer und Drucker übrig läßt.

Ich grüße Sie herzlich mit vielen guten Weihnachtswünschen Ihr W.

219. AN DR. G. PAULI, HAMBURG. Berlin, 27. 12. 1916.
Kunsthalle.

Lieber und verehrter Freund!

Ihr prachtvolles Werk hat mir diese Weihnachtsfeiertage verschönt, und ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für die Sendung.

Es ist eine große Aufgabe, daß Sie sich der Wiedererweckung des Sinns für die Runge'sche Kunst angenommen haben. Das unerhört Neue seiner Naturempfindung wird in vollem Maße erst deutlich, wenn man sich der klassizistischen und zopfigen Zeittendenz erinnert, der er entwuchs. Fast hätte ich gewünscht, Sie hätten Ihrem Werk eine Reihe von typischen zeitgenössischen Darstellungen beigegeben, um auf die fast unbegreifliche Distanz der Wald- und Pflanzenbilder aufmerksam zu machen.

Mit herzlichen Grüßen und Neujahrswünschen

Ihr Rathenau.

1917

220. AN DR. PAUL EBERHARDT. Berlin, 2. 1. 1917.

Lieber Freund!

Daß Ihr Schicksal Sie nun als Krankenpfleger an die Front führt, hat bei aller Sorge um Anstrengung und Gefahr doch etwas Erfreuliches und im allgemeinen Sinn Ersprießliches. Ich höre von vielen Seiten, daß im Laufe dieser vielen Monate, die alles zum Handwerk werden lassen, diese Tätigkeit des Pflegens vielfach erstarrt ist, und mechanisch, manchmal ohne Menschlichkeit betrieben wird. Vielleicht wird es Ihnen gelingen, hier manches zu bessern ...

Zum neuen Jahr wünsche ich Ihnen alles Gute, vor allem wohlbehaltene und glückliche Heimkehr.

Ich grüße Sie herzlich Ihr Rathenau.

221. AN DR. HEINRICH HENNEBERG, CHARLOTTENBURG. Berlin, 2. 1. 1917.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Der Wortlaut der feindlichen Kundgebung, soweit er bisher uns mitgeteilt wurde, macht mir nicht den Eindruck, als ob es sich nur um eine kurze Verlängerung des Krieges handle; bestimmend für die Beschlüsse der Entente bleibt die Zeitfrage, die sie in ihrem Sinne auslegt, indem sie noch immer gewaltig die Widerstandskraft Deutschlands unterschätzt und den Zusammenbruch als eine Frage von Monaten oder wenigen Jahren ansieht. Da aber das subjektive Moment den Frieden entscheidet, so müssen wir leider mit der Realität der Verblendung rechnen, und ich sehe nicht die mindeste Möglichkeit, eine Umstimmung herbeizuführen, so lange die Regierungen noch einigermaßen ihrer Völker sicher sind. Dies aber scheinen sie zu sein, sonst hätten sie schwerlich so entschieden

alle Brücken hinter sich abgebrochen. Wir müssen uns also wohl zunächst auf harte Monate des Kampfes und dann abermals auf eine Periode der Ermüdung von beiden Seiten gefaßt machen, bevor wir endgültig den Schluß vor Augen sehen.

Solange es uns gelingt, die militärische Lage zu erhalten, werden wir über alle Unbequemlichkeiten des Verkehrs und der Ernährung hinwegkommen, und dies wird, wie ich zuversichtlich hoffe, dauernd gelingen.

Gern gedenke ich der gemeinschaftlich verlebten Stunden, deren Erneuerung ich erhoffe, und auch unsere späteren Unterhaltungen bleiben mir wertvoll und vielleicht für die Zukunft ersprießlich.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

222. AN GEHEIMRAT EDUARD ARNHOLD, BERLIN.

Berlin, 5. 1. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr Geheimrat!

Der Vortrag*) ist stenographiert, und ich werde mir sofort nach seiner Drucklegung erlauben, Ihnen ein Exemplar zu überreichen.

Volle Zustimmung hat er keineswegs gefunden; die Mahnung zur Einfachheit, die er enthält, hat auf einen Teil der Zuhörer abschreckend gewirkt.

In freundschaftlicher Verehrung Ihr Rathenau.

223. AN JOACHIM VON WINTERFELDT, BERLIN.

Landesdirektor. Berlin, 24. 1. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr von Winterfeldt!

Ihre telephonische Nachricht hat mir eine große Freude gemacht, und ich bin Ihnen für Ihre Bemühung im Interesse Gundolfs aufrichtig dankbar.

*) Probleme der Friedenswirtschaft.

Es ist wirklich ein Glück — ich sage das ohne jede persönliche Färbung —, daß an Ihrer weit sichtbaren Stelle ein Herz für dasjenige schlägt, was man wirklich Kultur nennen darf: nämlich zeitgenössische Kunst.

In freundschaftlicher Ergebenheit der Ihre

Rathenau.

224. AN WILHELM SCHWANER. Berlin, 14. 2. 1917.

Lieber,

... Große Sorge macht mir unsere Kriegswirtschaft, die sich täglich weiter zerrüttet, und, wenn nicht bald Hilfe kommt, zusammenbricht. Schuld ist: Überorganisation, Bürokratismus, falsche Personenwahl, Richtungslosigkeit. Dies alles vertraulich, denn Zweifel und Mißtrauen verschlimmert's.

Herzlich Dein W.

225. AN DR. MOERTL, FELDGEISTLICHER. 16. 2. 1917.

Sehr geehrter Herr Doktor!

... Es würde dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft widersprechen, wenn zur Zerreißung eines Körpers (Wasser) in seine Bestandteile nicht ebensoviel Energie verbraucht würde, wie bei seiner Verbindung frei wird. Es läßt sich daher aus einer gesättigten Verbindung, wie das Wasser sie darstellt, eine Energiequelle nicht erschließen. Dagegen ist zu anderen Zwecken, nämlich zur Erzeugung von Wassergas, die Zersetzung des Wassers durch glühende Kohlen in umfangreichem Maße in Betrieb. Das Wassergas findet vielfach Anwendung, da es Eigenschaften hat, die in der Technik geschätzt werden; neue Energie wird indessen aus der Wasserzersetzung selbstverständlich nicht gewonnen.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

226. AN DR LEOPOLD ZIEGLER, ETTLINGEN.

Berlin, 18. 2. 1917.

Mein lieber Herr Ziegler!

Daß die Probleme, die Sie berühren, einen Teil meiner Lebensaufgabe bilden, ist Ihnen aus meinen Schriften bekannt. Das Buch, das in einigen Wochen erscheinen soll, und das die Arbeit meiner letzten Jahre zusammenfaßt, wird, so glaube ich, die Wurzeln des Problems freilegen. Der Vortrag hat eine ganz andere Bestimmung: er soll das Volk auf den Ernst der wirtschaftlichen Frage weisen — der ersten, die es zu fassen lernt, — und aus der Lethargie unbewußter, unklarer Kriegswünsche und Hoffnungen die reale Betrachtung loslösen. Es geht nicht, daß abermals, wenn endlich einmal dieser Krieg — vielleicht in Jahren — ein Ende nehmen wird, wir unbedachten, erschreckenden Dingen gegenüberstehen und es der Macht überlassen, unsere Erstarrung zu mißbrauchen. Die erste Wirkung der Schrift ist die, daß unsere kriegsfreundliche Demagogie sich gezwungen sieht, sich im Versprechen von Kriegsentschädigungen zu überbieten und in immer neue Verbindlichkeiten getrieben wird. Andere Wirkungen werden folgen und die Besinnung vorbereiten.

Auf diese aber kommt es an. Unser Schicksal hängt davon ab, ob wir imstande sind, uns über Zusammenhänge und Werte zu einigen; geschieht das nicht, so folgen wir willenlos den Gesetzen des wirtschaftlich-politischen Gleichgewichts, und die Folgen treten ein, von denen Sie reden.

Begreifen wir Zusammenhänge und Ziele, so werden wir — die Hoffnung ist klein, aber zwingend — das Gleichgewicht nach Ideen gestalten. Nach wie vor fürchte ich die Bestechlichkeit des Großbürgertums, die Indolenz des Volkes und die Verblendung der In-

telligenz, die noch heute nicht fühlt, daß die Ideale der Gewalt und Mechanisierung absurd geworden sind. Unerschüttert liegt die Macht in den Händen der neupreußischen Mechanisierung; ein deutsches Leben entsteht nicht aus der Fortsetzung des Interessenkampfes, sondern aus der Wiedergeburt der Idee.

Werden wir sie erleben? Wird eine Generationenfolge der Not gefordert, um die Kräfte zu entbinden? Nur das Leben um des Irrationalen willen lohnt der Mühe.

Ich danke Ihnen für den schönen Aufsatz vom Leid. Er klingt in diese Gedanken.

Auf Wiedersehen! Herzliche Grüße für Sie und Ihre liebe Gemahlin. In Ergebenheit Ihr Rathenau.

227. AN FRAU MINKA GRÖNVOLD, BERLIN.

Berlin, 18. 2. 1917.

Meine liebe und verehrte gnädige Frau!

Endlich hat gestern Ihr schöner glaubensvoller Brief mich erreicht. Er war nach der Kaiser-Allee gerichtet, und das wollte der Post gar nicht in den Sinn; wir haben es im Grunewald nämlich nur zu einer Königs-Allee gebracht, und auch die ist keine ganz richtige, denn sie heißt nur nach einem gewöhnlichen Bürger, namens Königs.

Aus meinen Schriften wissen Sie, wie ich jenen singenden Deutschen liebe und an ihn glaube; aber er ist nahezu ausgerottet und an seiner Stelle stehen die Millionen, welche die Metropoltheater und Kinos, die Bierhäuser und Eisenbahnen, die Geschäfte und Straßen bevölkern, und ihre Frauen, die bei Wertheim kaufen und auf Reisen auftreten. Ihre Exponenten sind die Machthaber, die Kanzleiräte, die Schutzleute, die Zeichnungen, Bauten, Denkmäler und Reklametafeln!

Leider haben sie mit dem echten deutschen Menschen eines gemein: die Neigung zur Abhängigkeit und die Abneigung gegen Verantwortung. Beim guten Deutschen ist es Indolenz, beim schlechten ist es Domestikentum.

Gewiß ist der Krieg eine läuternde Flamme, aber seine Wirkung kommt erst nach Generationen. Die zweite Prüfung muß bestanden sein: die der Not. Zuerst kommt der Haß und Zorn aller gegen alle, die Selbstzerfleischung, das Abtragen des Schuttes. Und dereinst, wenn wir nicht mehr leben, wird vielleicht das neue Leben aus den Trümmern keimen, und es wird das rechte Leben sein, wenn der rechte Deutsche sich behauptet. Wenn nicht, so werden neue Völker aufstehen und uns ablösen. Vorbedingung ist, daß der Deutsche den Mut faßt, sein Schicksal zu wollen und in die Hand zu nehmen. Auch die Prüfung der Makkabäer steht uns bevor.

Ich hoffe darauf, an einem Sonntag zu Ihnen zu kommen, aber Sorgen und etwas körperliche Leiden machen mich menschenscheu und unentschlossen. Es ist mir heute leichter, ein Gewühl zu ertragen, als mit Menschen, die mir nahestehen, mich auf Inneres zu besinnen.

Ich grüße Sie herzlich in Freundschaft und Verehrung.

Ihr Rathenau.

228. AN L. Berlin, 26. 2. 1917.

Lieber und verehrter Herr L.!

. . . Wir nähern uns jetzt der Grenze der binnenmäßig zu bewältigenden Leistung, und die Wage kommt in Gefahr, zu sinken, wenn sie auf der Auslandsseite, insbesondere der transozeanischen, stärker belastet wird, ohne daß die Absperrung gelingt.

Ich bin ein Gegner des neuen U-Krieges gewesen, weil ich darin ein Experiment sehe, das, wie ein Sprung über den Abgrund, nur dann gelingt, wenn es mit 100 Prozent gelingt. Diese 100 Prozent schließen aber einen unbekannten Wirtschaftsfaktor und einen psychologischen Faktor ein, den man bei uns niemals richtig eingeschätzt hat. Die Aussicht auf Abkürzung teile ich noch weniger. Ich fürchte, daß wir mit unabsehbarer Verlängerung zu rechnen haben.

Auf baldiges Wiedersehen! Mit herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener Rathenau.

229. AN FRITZ VON UNRUH, DARMSTADT.

Berlin, 28. 2. 1917.

Lieber Freund!

Unsere beiden Briefe haben sich gekreuzt. Der Verfasser des „Wiltfeber" heißt Hermann Strübe. Er befindet sich gegenwärtig — wie ich glaube, in Süddeutschland — in irgendeiner Kriegsverwendung . . .

Es freut mich, wenn sich für Strübe ein Interesse regt; er ist ein Mensch von starker Begabung, bei dem ich freilich mir nicht ganz klar darüber bin, ob seine Zukunft auf dichterischem, rednerischem oder politischem Gebiet zu suchen sein wird. Seine Neigung und Fähigkeit zum Rhetorischen im Leben wie in der Produktion ist stark und von bedeutender Begabung getragen. In dem Roman, von dem Sie sprechen, einem Werk von Gehalt und jugendlicher Unausgeglichenheit, sind die eingesprengten Reden und politischen Betrachtungen von eigenartiger Kraft. In seiner Lyrik und Dramatik wird diese Seite des Empfindens und Gestaltens zur Hemmung.

Als Mensch trägt er die gleichen Züge kräftiger ländlicher Frische, die seine Arbeit erfreulich macht; eine Mischung von Ungebärdigkeit und Schmiegsam-

keit, wie sie dem guten alemannischen Schlage zu eigen ist. Seine Begabung schätze ich hoch und erwarte für sie das adäquate Gebiet, das die Natur jeder Eigenart zu bereiten pflegt. Den Menschen habe ich gern, denn er verdient Vertrauen; jede Förderung, die ihm zuteil würde, wäre als Dienst an dem zeitgenössischen, an kräftigen Menschen nicht reichen geistigen Deutschland zu danken und mir eine Freude.

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

230. AN WALTER HOFMANN, LEIPZIG. Berlin, 12. 3. 1917.

Sehr geehrter Herr Hofmann!

Ihre gütige Sendung hat mir eine angeregte Stunde gegeben. Der erste Eindruck war der, daß der Standpunkt des Herrn Dr. L., der, wie aus Ihrer Schrift hervorgeht, rundweg für die Einstellung unliterarischer Produktion, also sagen wir Schundliteratur, in öffentlichen Bibliotheken eintritt, ganz unhaltbar sei.

Ich habe mir dann überlegt, was wohl einen Mann, der offenbar in seinem Fach Bescheid weiß und eine bedeutende Stellung zu bekleiden scheint, veranlaßt haben könnte, diese Auffassung zu vertreten, und bin zu dem Ergebnis gekommen: Wahrscheinlich zeigt die Erfahrung, daß zwei Drittel aller Leser ferngehalten werden, wenn eine Bibliothek sich auf gute oder vertretbare Literatur beschränkt, und der leitende Gedanke L.'s und seiner Parteigänger ist vielleicht der, daß eine Bibliothek (verzeihen Sie den griechischen Ausdruck, ich sage heute noch immer Symphonie und Tragödie) ihre Aufgabe nicht voll erfüllt, wenn sie aus irgendeinem, noch so erziehlich gemeinten Grunde den größten Teil der Lesebedürftigen abstößt.

Hier entsteht nun ein interessanter Konflikt, über den ich nachgedacht habe, und Ihnen, weil Sie die Freundlichkeit hatten, mich aufzufordern, meine, freilich laienhafte Auffassung mitteilen möchte.

Als Junge von acht oder neun Jahren bekam ich Hauff's „Mann im Monde" durch ein Versehen in die Hand und las die Geschichte mit großem Entzücken. Dem Buch war ein merkwürdiges Stück angehängt, das, wenn ich mich recht erinnere, betitelt war „Kontroverspredigt gegen H. Clauren". Ich las auch diese Predigt, verstand wenig davon, fand sie aber interessant und ersah soviel daraus, daß hier gegen eine schlechte Schriftstellerei gekämpft wurde und daß die Sache mit dem „Mann im Monde" nicht ganz ihre Richtigkeit hatte, daß sogar zu meinem Leidwesen irgendeine Teufelei oder Persiflage dahintersteckte. (Später habe ich erfahren, daß Hauff den „Mann im Monde" ursprünglich ganz ernst gemeint haben soll und ihn erst später gewissermaßen unter Anführungsstriche setzte; aber das tut nichts zur Sache.)

Auch in späteren Fällen hat es mich als jungen Menschen immer interessiert, was bedeutende Leute über Werke sagten, die mir gewissermaßen absolut erschienen waren, und ich erinnere mich des Anteils, mit dem ich Schillers Kritik über Egmont las.

Diese Erinnerung ging mir durch den Sinn, als ich den Konflikt zu erörtern suchte, der zwischen der gewissenhaften Pflicht des Bibliothekars (oder sagt man Bücherers?) und der Neigung des naiven, vielleicht im Geschmack schon etwas geschädigten Lesers besteht. Wäre es hier nicht möglich, an die Stelle des statischen Gleichgewichtes ein kinetisches zu setzen, oder mit anderen Worten: Muß man mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, kann man sie nicht vielmehr lang-

sam umlenken, indem man ihnen gleichzeitig entgegenkommt und sie berichtigt?

Ich übersetze die Frage in die Praxis: Ein Arbeiter kommt und verlangt einen Hintertreppenroman. Man macht nicht den Versuch, ihn zu überreden, sondern gibt ihm das Geforderte. Er schlägt zu Hause das Buch auf und findet eine nur kurze, eingeheftete, lebendig geschriebene Vorbemerkung zwischen Umschlag und Text, etwa folgenden Inhalts: Wir haben den schöngeistigen Teil unserer Bibliothek in drei Abteilungen gegliedert: I. Abteilung: Klassische Werke. (Es folgt eine nur kurze, aber packende Darstellung dessen, was ein Volk unter seiner Klassik versteht und an ihr hat.)

II. Abteilung: Gute und literarisch wertvolle Bücher der Unterhaltung. (Es folgt eine ebenfalls kurze Charakteristik der notwendigen Forderungen, die das Volk an künstlerisches Literatentum und seine Wirkungen zu stellen hat.)

III. Abteilung: Unliterarische Produktion. (Abermals eine, nicht allzu herabsetzende, aber gerechte und klare Beurteilung dieser Klasse.)

Nun folgt die weitere Bemerkung: Dieses Buch gehört zur Abteilung III. Der Leser, der sich für die Technik und Charakteristik dieses Produkts interessiert, wird gebeten, die am Schlusse des Buches beigeheftete kritische Besprechung zu lesen, die von einem Kenner, Herrn xy, verfaßt ist.

Dieser ganze Text ist gedruckt und wird einem jeden Buche beigeheftet, gleichviel, ob es der I., II. oder III. Abteilung angehört; die Sondernotizen werden mit der Schreibmaschine eingesetzt.

Am Ende des Buches befindet sich eine kurze Besprechung, die in klarer und verständlicher Weise dem

Leser den armseligen Mechanismus der Handlung, die Typik der Figuren, die Trivialität der Situationen, die falsche Sentimentalität oder Blutrünstigkeit der Darstellung oder die Fehlerhaftigkeit der Sprache erläutert. Am Schlusse der Besprechung wird dem Leser nahegelegt, als Gegenbeispiel eine besonders zu bezeichnende Erzählung der Abteilung II zu lesen, um sich selbst durch Vergleich ein Urteil zu bilden.

Ich verkenne nicht die Schwierigkeit, die darin liegt, für Hunderte, vielleicht Tausende von Büchern Besprechungen von maßgeblichen Beurteilern zu erhalten; doch es kann geschehen, ebensogut wie jede Zeitung im Laufe des Jahres Hunderte von kurzen Bücherbesprechungen bringt. Möglich erscheint es mir, für diese Aufgabe die Mitwirkung freiwilliger Kräfte, insbesondere Studierender und junger Literaten, zu gewinnen. Im Falle des Gelingens aber möchte ich glauben, daß das Interesse jedes intelligenten Lesers auf Urteil und Nachdenken gerichtet wird. Ich habe Beispiele dafür, wie Geschmack und Urteilskraft in überraschend kurzer Zeit in ähnlichen Fällen geweckt werden konnten. Somit scheint mir die Möglichkeit gegeben, daß eine Bibliothek sich weder von dem verbildeten Urteil der Leser bestimmen läßt, noch auch ihm eine schroffe Weigerung entgegensetzt, sondern allmählich den Leser gewinnt.

Vielleicht habe ich in diesen Ausführungen längst Besprochenes vorgebracht und Sie als Dank für Ihre Freundlichkeit mit nutzlosen Erörterungen geplagt. Ich konnte indessen der Anregung, die Sie mir gaben, mich nicht verschließen, und die Tatsache, daß Ihre Sendung am Sonntag eintraf, hat die gegen meine Gewohnheit langatmige Auseinandersetzung gezeitigt.

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

231. AN KOMMERZIALRAT JULIUS MEINL, WIEN.

Berlin, 14. 3. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr Meinl!

Ihr lieber Brief hat mich erfreut und gerührt.

Sie empfinden es, daß die Dinge, die ich mitzuteilen habe, sich nicht lediglich mit dem Verstande erweisen, sondern erleben lassen, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn eine noch so kleine Zahl ähnlich Denkender vorhanden wäre, der dieses Vermächtnis, mag es noch so geringfügig sein, für die Zukunft anvertraut werden könnte.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

232. AN VERLAGSBUCHHÄNDLER S. FISCHER, BERLIN.

Berlin, 24. 3. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr Fischer!

... Sie kennen die hohe Schätzung, mit der ich seit Jahrzehnten Ihrem Wirken gefolgt bin, und meine Freude an einem großen und erfolgreichen Bestreben, das wahrhaft Gute aus der Menge des Gleichgültigen hervorzuheben. Es ist vielleicht ein schwer zu verwirklichender Idealismus, aber ich kann ihn nicht aufgeben, anzunehmen, daß schließlich doch ein intelligentes Volk dazu geführt werden kann, die gute Produktion der schlechten auch im Massenkonsum vorzuziehen ...

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

233. AN FRITZ MAUTHNER, MEERSBURG.

Berlin, 24. 3. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr Mauthner!

Für Ihren schönen Aufsatz im Tageblatt bin ich Ihnen aufrichtig dankbar.

Einem treuen Verehrer Ihres Werkes ist es von hohem Wert, wenn Gedanken vor Ihrem Urteil Be-

stand behalten, das uns so manches mit neuen Blicken zu sehen gelehrt hat.

In alter Verehrung der Ihre Rathenau.

234. AN A. MOSZKOWSKI, BERLIN. Berlin, 24. 3. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr Moszkowski!

Mit Ihrem Brief*) von herzlicher Güte und Wärme, der am Abend meiner Heimkehr von Hamburg mich empfing, haben Sie mir eine jener großen und vollen Freuden geschenkt, die man nicht vergessen kann.

Auch wenn ich pflichtgemäß auf die Gegenschale das ganze Gewicht Ihrer herzlichen und freundschaftlichen Gesinnung lege, die mit reinem Auge das Gute sehen will und die Mängel beschattet, so bleibt mir eine unschätzbar hohe Gabe.

Sie kennen jene Augenblicke, die auf die holde Täuschung der Erkenntnis folgen, die Frage: Wo ist die Menschenseele, die einstmals in welken Bücherblättern dies Wort aufliest, und aufblickt, und dem Geist des Schreibers einen Gruß des Einverständnisses sendet?

Als ich jünger war, dachte ich an Freunde, bekannte oder fremde, an die Jugend. Nun habe ich gelernt, was wirkt: daß es nur das Sekundäre ist, und bin geneigt, mich jeder Wirkung zu schämen.

Nun, Lieber, lassen Sie die Illusionen junger Tage als Erfüllung auf mich einstürmen: Sie nehmen für wahr und für ganz das, was ich gewollt und, ach wie unvollkommen, geleistet habe. Sie: unter denen die schaffen, einer der Seltenen, die kommen — und kennen.

*) Anknüpfend an das Buch „Von kommenden Dingen".

Sie wollen, im Besitze dessen, was Äonen geschaffen haben, daß meine Arbeit etwas sei: und durch diesen Willen ist sie etwas.

Lassen Sie mich von Herzen Ihnen danken.

In Verehrung der Ihre Rathenau.

235. AN A. BALLIN, HAMBURG. Berlin, 26. 3. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr Ballin!

Eine große Freude haben Sie mir mit Ihren sehr gütigen Zeilen gemacht, die mich dazu drängt, Ihnen auch für die wahrhaft schönen Stunden in Hamburg nochmals aufs herzlichste zu danken.

Ich habe Ihnen bei ernsterem Anlaß mündlich aussprechen dürfen, wie sehr Ihre gütige und freundschaftliche Gesinnung mich beglückt, ihren wiederholten Ausdruck habe ich in diesen Tagen aufs schönste empfunden.

In freundschaftlicher Verehrung der Ihre Rathenau.

236. AN DR. WOLDEMAR VON SEIDLITZ, DRESDEN. Berlin, 27. 3. 1917.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Den Deutungen, die Sie meinen Gedanken gegeben haben, trete ich in vollem Umfange bei. Sie finden in dem Buche, das ich die Ehre hatte Ihnen zu überreichen, unter der Titelüberschrift „Der Weg der Sitte" die Bekräftigung Ihrer Auffassung durch eine ausführlichere Darstellung, als sie im Vortragsrahmen möglich war.

Die Aufgabe ist zunächst eine erkenntnismäßige und wertsetzende: Das deutsche Volk sollte empfinden, daß Luxus (ich gebrauche dieses Wort stets in seiner ursprünglichen Bedeutung, nämlich im Sinne des irrealen Aufwandes, und im klar hervorgehobenen

Gegensatz zum kulturell wertvollen Aufwande für Kunst und Naturgüter und zum zivilisatorisch wertvollen Aufwande für Güter wirklicher Lebensbequemlichkeit) kein sittliches Gut, keine Notwendigkeit und keine Bereicherung des Lebens bedeutet. Ist diese Erkenntnis eingedrungen, so ist der gesetzgeberische Ausdruck, der das neue Verhältnis darstellt, von zweiter Bedeutung. Als Gegner auf die Spitze getriebener Einrichtungen, insbesondere polizeilich wirkender oder gewaltsam erziehender, würde ich niemals wünschen, selbst törichte Aufwendungen verboten zu sehen, wohl aber können sie bis zur Prohibitivgrenze belastet werden, so daß die böswillige oder närrische Vorliebe für Tand und Schund wenigstens mittelbar dem Staate zu dienen gezwungen wird.

Ich glaube, daß unsere Zukunft von der Versittlichung unserer Wirtschaft abhängt, und betrachte meine Anregungen nur als den Beginn einer großen Bewegung, die bestimmt sein wird, Dinge, die bisher als selbstverständliche, der Kritik enthobene, hingenommen wurden, von neuer Seite zu beleuchten und gänzlich neuartige Erwägungen in den Kreis der wirtschaftlichen Beurteilung zu tragen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rathenau.

237. AN WALTER HOFMANN. Berlin, 28. 3. 1917.

Sehr geehrter Herr Hofmann!

Mit großem Interesse habe ich Ihre Ausführungen gelesen. Dankbar bin ich Ihnen für die Vermittlung Ihres schönen polemischen Aufsatzes.

Immer wieder führt die Erwägung mich dahin, daß beiden Standpunkten ein Fehler anhaftet; der Verzicht auf die breiten Massen des Volkes hat einen Kern von Hoffnungslosigkeit und mangelndem Idea-

lismus, der Verzicht auf literarische Sichtung hat einen Kern, fast möchte ich sagen von Unsittlichkeit. Die Synthese kann ich nur immer wieder in der Verwandlung des starren Gleichgewichts in ein bewegliches finden, und so scharf Sie die Analogie mit gefährlichen Berauschungsmitteln aussprechen: Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß es nicht gelingen sollte, Tausende und Abertausende, die nicht hoffnungslos im Geschmack korrumpiert, sondern schwankend sind, zu einer höheren Stellung herüberzuziehen und sie als neue Vorkämpfer für ein gutes Prinzip zu gewinnen.

Die große Arbeitsleistung, die erfordert wird, erkenne ich an, glaube sie indessen nicht ganz so hoch wie Sie einschätzen zu sollen, da auch hierin nicht das Endgültige sofort erreicht werden muß, sondern zunächst nur ein Beginn zu machen ist, der mit dem Erfolge von selber wachsen würde.

In hohem Maße schätze ich die Leistung Ihres Werkes, soweit es mir aus Ihrem Aufsatz entgegengetreten ist, und ich wüßte mir keine schönere Entwicklungsrichtung als die des Kampfes gegen das Schädliche und der Ausbreitung des Guten.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Rathenau.

238. AN MAJOR GUSTAV STEINBÖMER.

Berlin, 31. 3. 1917.

Lieber Gustav!

Ich bin mir der Undankbarkeit bewußt, wenn ich Ihre beiden Briefe, die mir so viele Anschauung schenkten, heute kurz und stimmungslos beantworte. Diese Zeit ist die tollste meines Arbeitsjahres; zudem bin ich im Begriff, nach Baden zu weiteren Sitzungen zu fahren. — Über das große Rätsel Rußlands kann ich Ihnen nur dürftige Meinungen sagen. Ich glaube, daß

im Gegensatz zu 1905 die volle Reaktion nicht wiederkehrt, weil die Revolution die volle Gewalt schon zu lange in Händen hat und damit die stärksten Werkzeuge der Gegenkraft — Geheimpolizei, Kirche, Hofstaat — zerstört. Selbst die Republik halte ich für denkbar. — Ob aber das Reich in unserem Interesse zermürbt wird? Bei einer Maschine mit 90% Nutzeffekt wäre das sicher; bei einer mit 15% ist umgekehrt selbst eine Steigerung möglich. . . .

Mein Buch löst allen Widerspruch aus, den ich erwartete, und ich bin auf Angriffe und Gegenschriften gefaßt. Die etwas sensationelle Form der Ankündigung (durch schlecht gewählte Auszüge) hat zwar die ersten 5 Auflagen schnell erschöpft, trägt aber zur Gehässigkeit der Gegenwirkung bei.

Endlich scheint der Winter gebrochen. Ob die Saaten durch Kahlfröste gelitten haben, steht dahin.

Messen Sie an dieser journalistischen Nüchternheit des Berichtes nicht die Herzlichkeit meiner Gesinnung!

In Freundschaft Ihr W.

239. AN DR. ERNST NORLIND. Grunewald, 1. 4. 1917.

Lieber Freund!

Für zwei schöne Briefe und die Sendung Ihrer Lichtbilder bin ich Ihnen herzlich dankbar. Das Mädchenbild und Ihr Selbstporträt sind mir ganz besonders lieb; ich fühle, daß sie auch in der Farbe schön sein müssen.

Wahrhaft gerührt hat mich die Erzählung von der Erscheinung Ihrer lieben Mutter; ein tiefer metaphysischer Sinn liegt darin. Wenn wir das geistig Verklärte zur Materialisation zwingen wollen, so ziehen wir es auf unsere armselige Sphäre herab; und es kann

uns nicht milder belehrend antworten als dadurch, daß es auf unsere triviale Bedürftigkeit eingeht.

Zu Ihren Bemerkungen, die mich lebhaft interessierten: Ich bin nicht gegen die politischen Rechte der Frauen; das ist in dem Satz Seite 187 Zeile 4 bis 7 ausdrücklich gesagt.

Bismarcks Mutter war eine Bürgerliche, die Tochter des Professor Menken.

Die Sonderung der Stände ist bei uns so scharf, daß ich nur einmal in dreißig Jahren den Fall erlebt habe, daß ein Arbeiter und Arbeitersohn zu einer hohen bürgerlichen Stellung aufstieg. Dieser Mann war ein ungewöhnliches technisches Talent und mir ein lieber Freund; ich lernte ihn kennen, als ich Beamter einer schweizerischen Fabrik war, und ich konnte dafür sorgen, daß er als Leiter eines großen schlesischen Unternehmens seine Laufbahn schloß. Seine Frau hat mir erzählt, daß, als er starb, er meinen letzten Brief unter seinem Kopfkissen hatte.

Ich grüße Sie herzlich und freundschaftlich

Ihr Rathenau.

240. AN WOLFGANG HEINE, BERLIN. Berlin, 5. 4. 1917.

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt!

... Über die Probleme, die Sie aufrollen, müssen wir uns mündlich aussprechen.

Was ich dem Sozialismus vorzuwerfen habe, ist zweierlei: der Mangel einer beherrschenden, transzendenten Weltanschauung, ohne die eine Weltbewegung nicht möglich ist, weil an die Stelle der Seelengewalt das Interesse tritt; sodann der Mangel an positiver und konstruktiver Kraft, der auf dem unglücklichen Ausgang von pseudo-wissenschaftlichen

Prinzipien beruht und auf der Verkennung der Tatsache, daß Ziele setzen Sache der Intuition ist.

Wenn mein Buch, das im Bewußtsein aller menschlichen Schwäche sich die Aufgabe stellt, beiden Forderungen gerecht zu werden, Ihnen als Sozialismus erscheint, so nehme ich das in einem erweiterten Sinne des alten Begriffes gerne an, jedoch nicht so, daß ich mich nun in der Richtung zu Marx und zu den Tendenzen der Fraktion bewegen müßte, sondern in dem Sinne, daß ich im Innersten hoffe, der gegenwärtige aktive Sozialismus werde über lang oder kurz sich meinen Tendenzen nähern.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

241. AN HOFRAT PROF. DR. LAMMASCH, SALZBURG.

Berlin, 5. 4. 1917.

Hochgeehrter Herr Hofrat!

Eine ganz besondere Freude war es mir, gerade von Ihrer Seite ein zustimmendes Wort zum Inhalt meines letzten Buches „Von kommenden Dingen" zu erhalten. An sich ist jeder Widerhall aus dem Freundeslande willkommen, um wieviel mehr, wenn er von der ersten staats- und völkerrechtlichen Autorität ausgeht....

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Rathenau.

242. AN RITTMEISTER DR. V. STORZ, LUDWIGSBURG.

Berlin, 5. 4. 1917.

Mein lieber Herr Doktor!

Der Gefahren meiner Publizistik bin ich mir ganz bewußt, aber ich habe nicht das Recht zu verschweigen, wovon ich überzeugt bin, und wenn auch

Anfeindungen von allen Seiten kommen und sich mehren werden, so sehe ich doch schon eine Reihe von Anzeichen, die mir beweisen, daß selbst in unerreichbar scheinenden Regionen die Gedanken zu wirken beginnen. . . . Mit herzlichem Gruß Ihr Rathenau.

243. AN PAULUS KLÜPFEL, BERLIN. Berlin, 10. 4. 1917.

Sehr geehrter Herr!

. . . Die Gsell'sche Theorie ist mir genau bekannt. Ich habe daran gedacht, mich gelegentlich einer künftigen Veröffentlichung mit ihr auseinanderzusetzen.

Ich glaube den Nachweis erbringen zu können, daß dem an sich folgerichtigen und geistvollen Aufbau ein schwerer Denkfehler zugrunde liegt. Im Rahmen eines Schreibens kann ich die Frage nicht erörtern, möchte Sie nur auf ein Symptom aufmerksam machen:

Wenn der Streik des Geldes dem Rentengesetz zugrunde läge, so müßte sich irgendwo in einigermaßen erheblichem Umfange streikendes Geld nachweisen lassen. Wenn Sie aber in allen Zeiten — kritischen und normalen — die Bankbilanzen und Privatbilanzen der Kapitalisten durchsehen, so finden Sie auf der Aktivseite mit Ausnahme eines geringfügigen Kassenbestandes, der auch nicht bares Geld sondern Reichsbankguthaben ist, nur arbeitendes Kapital.

Würde das physiokratische (wenn ich mich so ausdrücken darf: mit der Schwindsucht behaftete) Geld ausgegeben, so wäre das einzige Ergebnis, daß es vom ersten Tage an mit einem Abschlage genommen werden würde, und daß jeder es nur dann anschafft, wenn er Überweisungen an den Staat zu machen hat. Die ganze Zirkulation würde durch Scheck und privatgeldähnliche Mittel sich vollziehen. Zu den großen Irrtümern der Gsell'schen Theorie gehört es, daß an-

genommen wird, die Geschwindigkeit des Produktionsprozesses, die ausschließlich von technischen und Transport-Faktoren abhängt, könne durch Beschleunigung des Zirkulationsumlaufes gesteigert werden. Sowohl die Produktion wie der Konsum braucht Zeit, und es ist vollkommen gleichgültig, ob die Ware beim Produzenten oder beim Konsumenten lagert. Nicht gleichgültig dagegen ist es, wie der Produktionsprozeß geführt wird: ob er auf nützliche oder schädliche Dinge gerichtet wird und ob durch Verwöhnung des Konsumenten-Geschmacks die Warenlager sich über das nötige Maß füllen.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

244. AN RITTMEISTER FRHR. VON MÜFFLING, RINGHOFEN. Berlin, 14. 4. 1917.

Sehr geehrter Herr von Müffling!

Für Ihren Brief und Ihre offene Aussprache bin ich Ihnen dankbar, denn auch mir ist es um die Wahrheit zu tun, und jeder Gegensatz, wenn er von ernster Seite kommt, bedeutet einen Prüfstein. Freilich habe ich, wie ich es bei unserer letzten Besprechung vorausempfand, den leisen Eindruck zwischen den Zeilen empfangen, daß ein Teil meiner Gedanken Sie persönlich verletzt. Ich bedauere dies doppelt, denn gerade darin sehe ich eine der größten deutschen Verständigungsschwierigkeiten, daß selten Gegensätze in empfindungsfreier Sachlichkeit verhandelt werden können. Vielleicht bin auch ich im allgemeinen nicht frei von dieser Subjektivität; in meiner kurzen Erwiderung, die sich auf Stichworte beschränken muß, um nicht ein Buch zu werden, glaube ich es zu sein.

Gobineau kenne ich, und lange Zeit habe ich mich, wie meine früheren Schriften es ausweisen, mit Rassen-

theorie befaßt und mich einigermaßen im Banne herkömmlicher Anschauungen von ähnlicher Art wie die Gobineau'schen befunden. Ich halte diese Anschauungsform für eine des Überganges; sie nützt bei der Beurteilung einzelner Fälle und gewisser übersichtlicher Querschnittsbetrachtungen, sie führt irre, sobald das Problem der Entwicklung in Frage steht.

Was aber dieses Problem betrifft, so trägt ihm die bei uns übliche Geschichtsschreibung zu wenig Rechnung, und, wie ich glaube, verkennt auch Ihre Auffassung die Entwicklungslehren der Geschichte. Wer es Friedrich Wilhelm I. vorausgesagt hätte, daß die Beamten-Korruption, der kleinliche und persönliche Geist, den er bekämpfte, dereinst im Laufe weniger Generationen einer sittlich vorbildlichen Beamten-Hierarchie Platz machen würde; wer es den Beobachtern des 18. Jahrhunderts vorausgesagt haben würde, daß die tiefkümmerliche Landbevölkerung von Mittel- und Norddeutschland in hundert Jahren in eine hochentwickelte Bourgeoisie und in einen intelligenten Facharbeiterstand sich verwandeln würde, der würde des Utopismus beschuldigt worden sein. Woher sind die Zehntausende und Hunderttausende gekommen, die heute die Intelligenz, das sittliche Rückgrat, die Verteidigungskraft unseres Landes ausmachen? Sie sind weder die Nachkommen des Patriziats noch des freien Bauerntums, sondern sie sind die umgewandelte Unterschicht, von der der Geschichtsschreiber nichts weiß und für die man keinen anderen Namen finden kann als den des vierten Standes.

Ich glaube nicht, daß mit dieser Entwicklung unsere Zukunft abgeschlossen ist, sondern daß sie fortschreitet. Von diesem Fortschritt erwarte ich keineswegs, wie Sie es annehmen, eine vollkommene sittliche Umgestaltung des Menschenwesens, sondern

lediglich das allmähliche Aufrücken weiterer Schichten in den Kreis intellektueller und moralischer Verantwortlichkeit.

Dennoch erwarte ich auch von dem so sich evolutionierenden Volk weder das Absinken von Haß, Neid, Furcht und Begierde ins Nichts, noch die unmittelbare Übernahme politischer Verantwortung. Es genügt mir vollständig, wenn die genannten Leidenschaften in absehbarer Zeit als Unrecht erkannt und sie soweit gezügelt werden, wie dies heutzutage innerhalb einer sittlichen Bürgerfamilie ohne weiteres der Fall ist. In ähnlicher Weise sind genügend andere Untugenden bereits abgesunken: Bettelei, Lügenhaftigkeit, Brutalität, Tierquälerei werden in den oberen Sittenschichten seltener und verbleiben allmählich nur als Bodensatz. Ein solcher Bodensatz wird immer bestehen; er wird auch in Jahrhunderten noch Gefängnisse, Irrenanstalten und Asyle füllen, aber das verschlägt nichts. Den Aufstieg zum Sittlichen überhaupt zu leugnen, ist eine Auffassungsweise, die mir, auch abgesehen von religiöser Grundlage, als tötender Pessimismus erscheint, und von der ich überzeugt bin, daß Sie sie ebensowenig teilen, wie die meisten selbst der ausgesprochenen Rassentheoretiker.

Von diesem aufsteigenden Volke aber verlange ich durchaus nicht, wie Sie es anzunehmen scheinen, die direkte politische Verantwortung, sondern nur die organische Erzeugung und Aussonderung berufener Individuen. Wenn ich überdenke, welch ungeheueres Maß von Begabungen jeder Art in unserem Lande dauernd erzeugt wird und wie wenig davon dem Gemeinwohl, insbesondere auf dem Gebiete politischer Verantwortung, nutzbar gemacht wird, so komme ich zu Schlüssen, die allerdings den Ihren stark entgegengesetzt sind. Ich bin nicht der Ansicht, daß es die Auf-

gabe einer Monarchie ist, ihre Rechte stark zu wahren, gleichviel in welchem Maße das ihr anvertraute Volk sich entwickelt. Ich glaube, daß politische und verantwortliche Aufgaben im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte immer schwerer und verwickelter werden und dementsprechend immer höhere Begabungen erfordern, denen Erblichkeiten in immer geringerem Maße Genüge zu leisten vermögen. Die Vorzüge der Erblichkeit habe ich in meinem Buche nicht unterdrückt, aber gerade diese Vorzüge möchte ich verallgemeinern und nicht verengern. Begabung gehört zu den Vorzügen der Erblichkeit meiner Auffassung nach nicht. Sie muß dauernd aus einem gesunden Volke regenerieren. Mangel an verfügbarer Begabung und überwiegende Stützung auf erbliche Eigenschaften hat zu der Politik der letzten 30 Jahre und zu der Notwendigkeit der Konflikte geführt. In immer höherem Maße werden wir qualitativ und quantitativ der Begabung bedürfen, und wir können sie nur dann erlangen, wenn wir das ganze Volk nicht zum Träger der Verantwortung, wohl aber zum tragenden Acker unseres Geistes machen.

Ich freue mich darauf, diese Fragen späterhin weiter mit Ihnen zu erörtern, und begrüße Sie

in aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

245. AN PAULUS KLÜPFEL. Berlin, 14. 4. 1917.

Sehr geehrter Herr!

... Wenn die Dividendenpapiere gegen feste Anlagen vertauscht werden, so ist dies ein Tausch zwischen Kapitalist und Kapitalist. Die Staatsrenten bilden als Finanzkapital, wie Sie es nennen, durchaus keine neue Kategorie. Auch den Staatsschulden sollen werbende Anlagen gegenüberstehen, und die un-

regelmäßigen (kriegszeitlichen) Fälle, in denen Staatsschulden nur Forderungen auf die Zukunft des Landes bedeuten, scheiden aus. Der Sinn dieser Fälle ist, volkswirtschaftlich gesprochen, nichts anderes als eine Lastenverteilung auf die Summe der Kapitalisten, deren gesetzliche Form künftiger Regelung vorbehalten ist.

Jedenfalls ist der Ankauf bereits vorhandener, nur im Besitze anderer Leute befindlicher Staatspapiere kein Streik des Geldes.

Die Wechselbeträge, die in kritischen Zeiten von den Banken eingefordert wurden, sind geringfügig; vielmehr tragen die Banken ihre Wechsel auf die Reichsbank, die ihrerseits zwar vielleicht den Diskont erhöht, aber neue Umlaufsmittel gegen die Wechselbestände ausgibt, so daß hier nicht Geld verschwindet, sondern umgekehrt neu erzeugt wird.

Die Ankäufe von Schmuck, Edelsteinen etc. spielen in der Volkwirtschaft eine sehr geringe Rolle, eine solche überhaupt nur dann, wenn sie vom Ausland eingeführt werden; wechseln sie im Inland den Besitzer, so ist dies volkswirtschaftlich gleichgültig.

Ich müßte ins Ungemessene fortfahren, jeden einzelnen Ihrer Sätze zu bekämpfen, da wir kaum in einem Grundbegriff übereinstimmen, und hoffe somit, daß vielleicht in weniger von Pflichten bedrängter Zeit eine andere Möglichkeit des Gedankenaustausches sich ergibt als die unvollkommene einer in der Zeit beschränkten brieflichen Erörterung.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

246. AN A. MOSZKOWSKI. Berlin, 24. 4. 1917 nachts.

Mein lieber und verehrter Herr Moszkowski!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren lieben Brief und nicht minder für Ihr schönes Buch.*) Im ersten Hunger hatte ich etwa ein Drittel gelesen; seitdem habe ich von vorn angefangen und bereite mir jeden Tag eine kleine Portion, wie — verzeihen Sie die kriegsmäßige Trivialität — von einem köstlichen Nahrungsmittel, das zu Ende geht. Ich labe mich an diesem milden und doch nicht kühlen Skeptizismus, dem schenkenden Verzicht, der Grazie, der Güte, die nichts von sich wissen will.

Und welches Wissen aus allen Reichen des Himmels und der Erde haben Sie sich bewahrt! Sie öffnen den Orbis Pictus und auf jeder Seite zeigt sich ein Vergleich, eine Anomalie oder ein Wunder.

Ich denke an die letzten Franzosen des großen Jahrhunderts, und manchmal an die noblen lateinischen Humanisten.

Und doch bin ich inkurabel. Inmitten all des reifsten Geistes behalte ich täppisch und eigensinnig, wie ein Bauernbursch den Rosenkranz, den freien Willen, die Entwicklung und das Absolute in der Hosentasche. Ich sage: ja, ja, und bleibe verstockt.

Sie wollen, daß ich das Kirchenfrevelchen**) öffentlich bekenne? Der Adressat***) hat es freundlich aufgenommen und mich nach Darmstadt eingeladen. Na, das ging natürlich nicht. Ich habe ihm aber gesagt, ein Freund wünsche die Veröffentlichung. Wollen sehen,

*) Dieser Brief knüpft an das Werk „Die Kunst in tausend Jahren" von A. Moszkowski an.

**) Ist später veröffentlicht worden unter dem Titel „Eine Streitschrift vom Glauben".

***) Kurt Trützschler Freiherr von Falkenstein.

was er sagt. Von weitem scheint er ein guter Kerl und gefällt mir.

Auf bald! Ich grüße Sie und Ihre verehrte Gemahlin aufs herzlichste in aufrichtiger Ergebenheit.

Ihr R.

247. AN LANDESDIREKTOR JOACHIM VON WINTERFELDT. Berlin, 21. 4. 1917

Lieber Freund!

Haben Sie herzlichen Dank für die Sendung Ihres schönen Aufsatzes, den ich am Freitag früh bereits gelesen habe.

Zwischen unseren Auffassungen liegt nur noch ein kleiner Spalt. Ich stimme Ihnen rückhaltlos darin bei, daß wir die Kräfte, auf denen unsere zivile und Heeresverwaltung bisher geruht haben, uns in jedem erdenklichen Maße erhalten müssen, jedoch nicht im Sinne eines Monopols, was auch Sie nicht wollen. Dagegen gehen unsere Vorstellungen auseinander hinsichtlich der Spitze. Was Sie eine starke Monarchie nennen, nenne ich eine schwache, was Sie eine schwache nennen, nenne ich eine starke. Nicht aus dem Umkreis der täglichen Einwirkung, sondern aus der unberührbaren, vom Volke getragenen Sicherheit des Thrones geht meines Erachtens die Stärke der Monarchie hervor. Eine Einmengung in Regierungssachen, eine dauernde persönliche Besetzung der Ämter muß im Laufe der Zeiten immer wieder zu Perioden führen, wie sie Preußen nicht einmal, sondern mehrmals durchlebt hat und wie sie nicht wiederkehren dürfen. Inwieweit die letzten Ereignisse mit diesem System zusammenhängen, können wir gelegentlich mündlich erörtern. Es ist kein Zierrat und kein Kirchturmshahn, wenn eine Monarchie als unverrückbarer Pol dem

Staatswesen vorsteht und das Gleichgewicht der Kräfte herbeiführt. Es ist aber mit dem Riesenumfange unserer wirtschaftlichen und politischen Apparate, ja nicht einmal mehr mit dem Wesen einer Aktiengesellschaft vereinbar, wenn Dinge persönlich behandelt werden, die amtlich und sachlich behandelt werden müssen.

Halten Sie es nicht für unbescheiden, wenn ich Sie bitte, einen Moment zu prüfen, ob Ihre Vorstellung von der sogenannten Stärke nicht dadurch beeinflußt ist, daß Sie glauben, nur eine solche sogenannte Stärke könne den Einfluß der jetzt Privilegierten aufrechterhalten. Glauben Sie mir, daß dieses Mittel nicht das beste ist, und auch nicht einmal ein wirksames auf die Dauer bleibt. Der Vorsprung der gegenwärtig herrschenden Klassen ist so groß und wird auf unabsehbare Zeiten so groß bleiben, daß nur ausgesprochene Untüchtigkeit ein Grund der Ausscheidung sein wird; auf der anderen Seite aber werden starke Volkskräfte herbeigezogen werden müssen, um das gegenwärtige Manko aufzufüllen. Nicht höfische Konstitutionen werden bei uns die Garantie der richtigen Auslese bilden, sondern Tradition, Gesinnung, Schulung und Wettbewerb.

In freundschaftlicher Verehrung der Ihre

Rathenau.

248. AN HERMANN STRUCK, BERLIN. Berlin, 27. 4. 1917.

Lieber und verehrter Herr Struck!

... Das Zitat enttäuscht mich. Ich hätte gern etwas anderes darin gelesen, wie es denn ja überhaupt wohl vor allem bei einer Lehre nicht so sehr darauf ankommt, was sie hier und da ausspricht, sondern was sie in den Mittelpunkt stellt. Deshalb ist auch die

Frage, die wir neulich berührten, für mich nicht mit philologischen Mitteln, sondern nur durch einfühlende Kraft zu lösen.

In Ergebenheit Ihr Rathenau.

249. AN WILHELM SCHÄFER. Berlin, 28. 4. 1917.

Lieber Freund!

Von Herzen danke ich Ihnen für den ergreifenden Aufsatz von der Sendung — nicht allein des Dichters.

Die Botschaft vom Reich der Seele als der wahren *Βασιλεία τῶν οὐρανῶν* ist die einige und einigende Religion unserer werdenden Menschheit. Das wollen wir immer wieder und weiter bezeugen.

Eine kleine Schrift habe ich in Druck gegeben, die Sie bald erhalten sollen: da poche ich zum ersten Male an das Tor der Kirche und fordere den Buchstaben heraus, der das Glaubensbekenntnis fesselt. Die Form ist die einer kleinen improvisierten Streitschrift.

Ich grüße Sie herzlich Ihr Rathenau.

250. AN FRAU BARONIN VON S., BERLIN. Berlin, 28. 4. 1917.

Liebe und verehrte gnädige Frau!

... Wenn ich die freundlichen Äußerungen Ihrer Zeilen dahin auffassen soll, daß Sie meinen, es wäre für mich Zeit zu einer politischen Betätigung, so möchte ich Ihnen darauf erwidern, daß ich der Tagespolitik ferner stehe als je zuvor und nicht beabsichtige, mich ihr zu nähern. Es genügt mir, durch Gedankenarbeit zur Vorbereitung einer fernen Zukunft beizutragen; die Gegenwart überlasse ich gern Berufeneren.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

251. AN DR. LEOPOLD ZIEGLER. Berlin, 29. 4. 1917.

Lieber Freund!

Es wäre vermessen gewesen, wollte ich Ihnen meinen Dank für Ihre schöne und große Gabe aussprechen, bevor ich, zum Teil wenigstens, sie mir zu eigen machen konnte. Noch bin ich nicht ganz in der Mitte Ihres Buches; doch schon gewinnt das Gefühl die Oberhand, ich müsse schon heute ein frohes Wort der Dankbarkeit für Werk und Gesinnung, Kunst und Meisterschaft Ihnen zurufen.

Wo im rein Gedankenmäßigen unsere Bildsymbole abweichen, ist Ihnen bewußt. In der Mech. d. G. habe ich meine Vorstellung vom kollektiven Geist ausgesprochen. Lassen Sie mich eine Bemerkung über „Volksverantwortung" zufügen.

Der Einzelne handelt, das Volk evolutioniert. Evolution ist ruhende Bewegung, ewige Selbsterzeugung, wie die des Waldes. Handlung drückt sich aus in Tat und Schöpfung, Evolution in Form. Alles, was das Volk schafft, ist Form und Antlitz — so wie die ganze ruhende Gottnatur innerlich Seele, äußerlich ganz und gar Antlitz ist. Leib und Land, Sprache und Gesang, Kunst und Sitte ist Antlitz des Volkes.

Hier aber liegt seine Verantwortung. Alle Formen und Leiber sterben ab, veralten, verfälschen sich. Pflicht des Volkes ist, sie neu zu erzeugen, mögen es Dichtungen oder Verfassungen sein. „Erzeugen", das heißt nicht erfinden und verwirklichen, sondern gewähren lassen, empfangen, hegen, gebären. Ein Volk, das seine Propheten steinigt, seine Staatsmänner ächtet, seine Dichter aushungert, seine Denker verspottet, ist krank oder leblos, unzurechnungsfähig oder aber — verantwortlich. Ich denke an den großen Begriff der Volksverantwortung im A. T.

Die Verantwortung zu wecken, ist wiederum Sache der Tat. So lockert der Förster den Boden einer Pflanzung oder schafft Wasser und Sonne. Ist der Pflanzung aber mit keinem Mittel der Tat mehr zu helfen, weil innerer Brand oder Raupenfraß die Lebenskraft vernichtet hat, so tritt das Schicksal auf; wie Heraklit sagt, „um Buße zu fordern nach dem Maße der Ungerechtigkeit".

Es gibt also, wie ich meine, nicht nur eine Verantwortlichkeit des Tuns, sondern eine höhere: die des Seins.

Ich will versuchen, ob es mir möglich ist, im Fortschreiten des Lesens und Empfangens Ihnen nochmals einen Bericht der Wirkung zu geben.

Aufs herzlichste grüße ich Sie und Ihre liebe Gemahlin.

Der Ihre Rathenau.

252. AN DEN SCHUTZVERBAND DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER E. V., BERLIN. Berlin, 30. 4. 1917.

Dem Versammlungsbeschuß stimme ich zu, mit dieser erweiternden Auslegung:

Zurückzudrängen zugunsten der deutschen schöpferischen Leistung ist in erster Linie die schlechte, geschäftsmäßige, künstlerisch wertlose Literatur, die noch zahlreiche Bühnenabende beherrscht, und innerhalb dieses Schlages vornehmlich die ausländische Produktion.

Gute ausländische Werke sollten zugelassen bleiben, und nicht nur im Sinne des klassischen Bestandes. Denn Kunst ist zweckfreie Menschheitssache und kann daher politischen Erwägungen nicht unterworfen werden.

Rathenau.

253. AN KOMMERZIALRAT J. MEINL. Berlin, 30. 4. 1917.

Sehr verehrter Herr Meinl!

Ihre freundlichen Zeilen haben mich lebhaft interessiert.

Für meine Schreibweise habe ich ebensowenig einen objektiven Sinn wie für den Klang meiner Stimme. Während ich früher häufig vor dem Zweifel stand, welche von zwei oder drei verschiedenen Ausdrucksformen die geeignetere sei, geschieht es mir heute nur noch, daß ich mich sehr quälen muß, um ein Bild zu erfassen, das mir dunkel vorschwebt und das ich nicht gleich richtig lokalisieren kann. Zweifel über die Ausdrucksweise bestehen aber gar nicht, und daraus muß ich schließen, daß die Gedanken sich eine bestimmte Form selbst schaffen und daß selbst ein ausgesprochener Wunsch nach größerer Deutlichkeit oder Verständlichkeit mich nicht weiterbringen würde. Den Vorwurf der Dunkelheit habe ich auch hier wiederholt gehört; es ging aber den meisten schließlich so wie Ihnen: Sobald sie sich mit der Atmosphäre dieser Schriften bekannt gemacht hatten, erschien ihnen der Ausdruck als der ganz selbstverständliche und organische.

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

254. AN LANDESGERICHTSRAT DR. PFANNL, WIEN.
Berlin, 1. 5. 1917.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Noch immer habe ich die schönen Briefe Ihres Bruders nicht zu Ende gelesen, doch jeder Abschnitt erfüllt mich aufs neue mit der Empfindung seines seelischen Reichtums und seiner künstlerischen Gestaltungskraft. Schon allein dies scheint mir groß und

eigen, daß Mitteilungen, die eine halbe Welt durchlaufen, fast ganz und gar auf das Wesentliche des Erlebnisses gestellt sind und die sogenannten Ereignisse des Lebens fast verschwinden lassen.

Nun haben Sie mir die Freude gemacht, mir die Aufzeichnung Ihrer Vision zu senden, die in ihrer zwingenden Zusammenfassung von Realismus, innerem Erlebnis und weltlichem Ausblick mich wahrhaft ergriffen hat. Ich habe mir die Freiheit genommen, eine Abschrift zu behalten, die ich gelegentlich meinem Freunde Hauptmann zu lesen geben will.

Etwas bekümmert hat mich die Überschätzung, die Sie mir und meinen Leistungen zuteil werden lassen. Indessen, mag auch hier ein Kern zu realer Täuschung stecken: das Entscheidende ist ja nicht, wie die Dinge und Menschen an kalten Maßen gemessen s i n d , sondern wie man sie erlebt.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

255. AN VON WANDEL, BONN. Berlin, 1. 5. 1917.

Ew. Exzellenz!

Aufs herzlichste danke ich für die wertvollen Betrachtungen über mein Buch.*)

Folgende kurze Erwägungen bitte ich hinzufügen zu dürfen:

A r b e i t e r f r a g e. Der Stand gewinnt an Macht: Das Leben des Einzelnen verläuft in unerträglicher Öde, und die Begabungen, soweit sie nicht agitatorische sind, verkommen.

Lange habe ich mit begabten Arbeitern in Briefwechsel und Verkehr gestanden; die unerfüllte Sehnsucht nach Geistigem, nach Natur und Leben ist erschütternd.

*) „Von kommenden Dingen."

Ein Gelehrter, Dr. Adolf Levenstein, hat Fragebogen an Tausende von Arbeitern verschickt und die Ergebnisse teilweise in einem Buche veröffentlicht, dessen Titel mir nicht gegenwärtig ist, das Ew. Exzellenz auf der Bibliothek finden dürften; ich glaube, es heißt „Arbeiterfrage", und könnte dies feststellen.

Parlamentarismus. An der Minderwertigkeit unserer nicht politisch, sondern geschäftlich orientierten Volksvertretungen läßt sich meines Erachtens der Begriff nicht messen. Geben wir den Parlamenten Aufgaben, so finden sich die Männer; Deutschland erzeugt an sich genügend Talente und Kräfte: Heer, Verwaltung, Wirtschaft, Finanz haben nie Mangel daran gelitten (im Gegensatz zu Frankreich) —, warum also gerade Politik?

Welche gewaltigen Kräfte hat in 300 Jahren das englische Parlament hervorgebracht —, und doch war das geistige England uns nie überlegen.

Eine „Schule der Politik und des Politikers" halte ich außerhalb der parlamentarischen Wirksamkeit nicht für möglich.

Nun aber der Gegensatz: Innere und äußere Politik jahrzehntelang auf die Wünsche, die Eigenart und die Entscheidung einer Person gestellt! Sicherlich bin ich nicht der einzige, der nach dem Gang unserer auswärtigen Politik die Konflagration jahrelang vorausgesagt hat. Wenn sie diesmal nicht zur Katastrophe führt, so verdanken wir das zum großen Teil den Fehlern unserer Gegner.

Bei der unglaublichen Vielfältigkeit unserer Staatskörper kann man meines Erachtens das Schicksal des Volkes nicht auf die Erleuchtung eines Einzelnen stellen. Die Politik absorbiert Menschenreihen; sie muß beweglich bleiben und kann das nur, wenn in jedem Augenblick ihr neue und unverbrauchte Kräfte

zur Verfügung stehen. Wenn später einmal die Zusammenhänge des Krieges mit den letzten Jahrzehnten unserer Politik klargelegt sein werden und mit ihnen die Vorgänge, die zum Ausbruch führten, so wird die grundsätzliche Schwäche unseres Systems zutage treten.

Persönlichkeiten. Gewiß, sie schaffen Geschichte und Epoche —, vernichten sie aber auch. Die losgelösten großen Figuren der Geschichte haben fast immer, wenn sie sich auslebten, auch die Grundlagen der Katastrophen geschaffen, die ihnen folgten oder die sie noch erlebten. Deshalb scheint es mir notwendig, daß auch ihr Wirken kein losgelöstes sei wie das eines Kometen. Das Volk als solches kann nie herrschen, aber es kann dauernd die Persönlichkeiten erzeugen, die hervortreten, wirken und im Kampf der Generationen sich ablösen. Gerade unser System ist das der Persönlichkeit feindlichste: denn es überläßt ihr Auftreten dem Zufalle. Ich glaube nicht, daß es einen zweiten Staat gibt, in dem man immer wieder die Aufgabe, einen obersten Beamten zu finden, als unlösbar bezeichnen hört.

Nach wie vor bedaure ich tief, daß unserer Kriegsorganisation die Kräfte Ew. Exzellenz fehlen. Man rechnet auf die Entscheidung der U-Boote bis spätestens 1. August. Ich wünschte mich dieser Zuversicht anzuschließen und vermag es nicht. Die Frage ist eine wirtschaftliche und psychologische, man glaubt, sie als eine marinetechnische auffassen zu können. Noch immer fürchte ich eine lange Fortdauer des Krieges und bin daher bedrückt durch das relative — teilweise absolute — Absinken unserer organisatorisch-wirtschaftlichen Leistung.

Vor kurzem sprach ich Koeth, der sich glänzend

bewährt und der mit mir Ew. Exzellenz Abwesenheit beklagt und Ihre Rückkehr als entscheidenden Gewinn ansehen würde.

In aufrichtiger Verehrung
Ew. Exzellenz ergebenster Rathenau.

256. AN HERMANN STRUCK, KÖLN. Berlin, 1. 5. 1917.

Sehr geehrter Herr Struck!

Für Brief und Aufsatz danke ich verbindlichst. Ihr Grundgedanke scheint mir erwägenswert, seine Durchführung überaus schwierig.

Es gibt nur wenig Industrien mit gleichbleibenden Fabrikationsmethoden. Die Stärke der deutschen Wirtschaft ist es gewesen, wo nicht von Jahr zu Jahr, so doch in Intervallen von wenigen Jahren, Konstruktionen, Werkzeuge und Verfahren immer wieder zu ändern und zu erneuern. Wenn nun die eine Industrie nach gleichbleibenden Methoden weiterarbeitet, so kann sie erheblich leichter eine Gewinnbesteuerung ertragen, als wenn sie in kurzen Intervallen einen großen Teil ihrer Anlagen freiwillig erneuert. Natürlich können Abstufungen geschaffen werden. Aber auch diese werden nicht hindern, daß ein Konservatismus der Methoden herbeigeführt wird, wie er in Frankreich und England vor dem Kriege, wenn auch aus anderen Gründen (Schwierigkeit der industriellen Kapitalbeschaffung) bestanden hat. Es könnte also geschehen, daß auch bei gerechter Durchführung Ihres Gedankens derjenige Lebensnerv unserer Wirtschaft getroffen wird, dem wir unsere Stärke verdanken: die Wandlungsfähigkeit und der Wandlungswille.

Ich bedaure, diese Erörterung im Hinblick auf meine geschäftliche Überlastung nicht fortsetzen zu können, und begrüße Sie

hochachtungsvoll Rathenau.

257. AN WIRKLICHEN GEHEIMEN RAT PROF. DR. G. VON SCHMOLLER, BERLIN. Berlin, 3. 5. 1917.

Euer Exzellenz!

Aufs verbindlichste danke ich für die gütige Sendung der schönen Besprechung des Riedlerschen Buches, in der Euer Exzellenz gleichzeitig dem Andenken meines Vaters eine Ehrung bereitet haben, die mich hoch erfreute . . .

Aus einer früheren Besprechung Euer Exzellenz glaubte ich, Ihre Auffassung dahin deuten zu sollen, daß es mir um staatliche Anstellung zu tun sei. Das beifolgende Buch, dessen drei erste Hauptabschnitte vor Beginn des Krieges zurückreichen und dessen Grundzüge noch früher festlagen, wird Euer Exzellenz bekräftigen, daß es mir um eine staatliche Laufbahn niemals zu tun gewesen ist, deren konfessionelle Vorbedingungen anzunehmen ich, wie Euer Exzellenz bekannt sein dürfte, stets abgelehnt habe.

Es liegt mir weniger an den Wirkungen, die die Äußerung Euer Exzellenz auf Dritte haben könnte, als an Ihrem eigenen Urteil; denn ganz abgesehen von der hohen Bedeutung der Persönlichkeit, von der es getragen wird, verehre ich in Euer Exzellenz einen meiner frühesten Lehrer. Ihr Kolleg war das erste und letzte, das ich über Volkswirtschaft gehört habe; es wurde im Sommersemester 1885 in der Dorotheenstraße Nr. 5, hinter der Universität, in den Nachmittagsstunden gehalten.

In aufrichtiger Verehrung habe ich die Ehre zu sein

Euer Exzellenz ergebenster Rathenau.

258. AN WILHELM SCHÄFER. Berlin, 5. 5. 1917.

Lieber Wilhelm Schäfer!

Leider nein. Ich habe mehrere Eintagsreisen hinter mir, die letzte von vorgestern — Köln —, und habe nichts Süddeutsches auf dem Kalender.

Ihr Heliand als Eingangschor zur Missa Germanica soll uns eine frohe Botschaft sein. Was ich bringe, ist fürs erste nur ein kleines Präludium mit Basso continuo, nebst Fuga Canonica, die plötzlich von Moll in Dur umschlägt und mit einem Thema endet, das später für die Orgel gesetzt sein soll. Flugschrift kleines Format.

Was ist „Tätigkeit" — jetzt, wo die Möwen schreien! Ja, könnte ich ein Segel aufsetzen! . . .

Herzlich der Ihre Rathenau.

259. AN STAATSSEKRETÄR DR. W. H. SOLF.

Berlin, 9. 5. 1917.

Liebe Exzellenz!

Haben Sie Dank für Ihre freundlichen Zeilen und für die Mitteilung der Fuchsschen Gedanken, die mich sehr interessiert haben.

Nehmen Sie die Vorkommnisse in der Deutschen Gesellschaft nicht zu schwer und nicht als ein Symptom der Zeit. Wir sind in dem Alter, in dem man das Erreichbare nach Idealen zwar orientiert, aber nicht mißt. Man muß für diesen kleinen Teil, der der Verwirklichung fähig ist, dankbar sein, und durch die Deutsche Gesellschaft haben Sie den Zeitgenossen mehr gegeben, als es Ihnen manchmal scheinen möchte.

Trüber sehe ich mit Ihnen die allgemeinen Symptome.

In freundschaftlicher Ergebenheit der Ihre

Rathenau.

Eo res nostra pervenit, ut in mea spe salus ac sal-

vatio consistant. At haec est species sperantium: agi nec agere. Neque iam populus e somno somnioque surrexit: defendere aestimant, offendere nolunt. Caecos insani regunt, insanos caeci. Deus dementavit.

260. AN DR. P. A. Berlin, 11. 5. 1917.

Sehr geehrter Herr!

Sie billigen mir guten Willen zu, nachdem Sie Ärgernis an mir genommen haben. Sie haben Ärgernis an mir genommen, weil ich zugleich Unternehmer und Schriftsteller bin und weil ich im Kriege gedient habe. Sie sind der Meinung, daß ich schlechthin Ärgernis bieten müsse und daß dies vielleicht ein Teil meiner Mission sei. Sie fordern mich zur Mitarbeit auf um meines guten Willens halber, und weil Sie diese Qualifikation für selten halten. Sie haben mich um meiner Existenz oder Doppelexistenz willen angreifen wollen, bevor Sie meine Schriften kannten. Sie haben diese nur zur Hand genommen, um sich Material gegen mich zu verschaffen. Sie glauben, daß es für mich in mancher Hinsicht schwerer sei, mich zur Seele durchzuringen als für „viele von uns".

Ich stelle nicht die Gegenfrage, ob es recht ist, so als Mensch dem Menschen gegenüberzutreten, so ihn abzuurteilen, zu verwerfen oder bestehen zu lassen.

Ich antworte Ihnen einfach, was ich jedem antworten würde, der mich fragt: Wie leicht oder schwer der Weg zum inneren Leben anderen wird, weiß ich nicht. Mir wird er sicherlich schwer, und ich glaube nicht, daß ich es weit gebracht habe, zum Franziskaner gewiß noch nicht.

Daß neben dem Denken, um dessentwillen ich lebe, ich ein Handwerk betreibe — nicht die Glasschleiferei

Spinozas, noch die Ämter Leibnizens, noch die Professuren der neudeutschen Denker, sondern das Hand- und Kopfwerk unserer Zeit, die Industrie —, das geschieht weder der Macht noch dem Geld zulieb, sondern um das Leben und das Werkzeug der Erde zu erkennen und daran tüchtig zu werden.

Es gibt viele, die Dinge bedenken und zu bessern glauben, die sie nicht kennen; und es gibt viele, die sich den Dingen hingeben, ohne sie zu bedenken und an den Geist zu glauben. In allen Zeiten, die etwas taugten, gingen Geist und Dinge ineinander über und vereinigten sich im Menschen. Wer diese Vereinigung verbietet, der dient dem abstrakten, leiblosen und leblosen Geist, der die Zeit beherrscht und sich heute offenbart.

Nun zu Ihrer Frage: Ich lehne es nicht ab, an Ihrer Zeitschrift mitzuarbeiten, aber ich binde mich nicht. Ich muß die freie Verfügung über das geringe Maß von Zeit behalten, das mir bemessen ist, und muß meine Arbeiten den Veröffentlichungsformen zuteilen, für die sie geeignet sind. Gern will ich auf diese Frage hin Ihre Zeitschrift prüfen, sobald sie erscheint.

Mit ergebenem Gruß Rathenau.

N. S. Zwischen Diktat und Unterschrift dieses Briefes habe ich heute nacht Ihren Aufsatz in der Zeitschrift „Summa" gelesen.

Der Eindruck hat mir Ihren Brief nicht nähergebracht. Auf 27 Quartseiten erlesenen Papiers, luxuriöser Ausstattung, der kleinsten Zahl von Kapitalisten zugänglich, in renaissancistischer Gedankensprache und kirchlicher Mystik zetern und fluchen Sie — verzeihen Sie die starken Ausdrücke, ich finde keine anderen — mit alttestamentarischer Leidenschaft gegen unsere Wirtschaftsordnung und ihre Systematik.

Auch mir ist diese Stimmung nicht fremd; sie bildet den Urzweifel, den ich in das Fundament meines Wirtschaftsaufbaus eingemauert und dadurch tragend gemacht habe. Sie können uns nicht mit Verzweiflung abspeisen; geben Sie uns Leibes- und Geistesnahrung für anderthalb Milliarden Erdenmenschen auf einem engen Planeten oder vereinbaren Sie es mit Ihrem Glauben, die Hälfte leiblich und geistig verschmachten zu lassen. Sie schulden uns Ihren Aufbau der neuen Wirtschaft.

Einer seltsamen Stelle glaubte ich entnehmen zu sollen, daß Sie mit Ihrer Intransigenz gegen die Gesellschaft und gegen die Lebensführung Einzelner — etwa die meine — es vereinbar halten, wenn jemand von Vermögen und Zins lebt. Irre ich mich? — Oder scheint es Ihnen harmonisch, den Baum der Wirtschaft zu verfluchen und zugleich von seiner Frucht, der Rente, zu kosten? Sie wissen, daß jede Mark, die Sie ausgeben, nach Abzug von 35 Pfennig, die für Kapitalrente geopfert wird, die Leistung einer Arbeitsstunde eines Mitmenschen unter dem vollen Druck der Mechanisierung erzwingt. Billigen Sie den Kompromiß, indem Sie auf den Zwang der uns auferlegten Ordnung hinweisen? Wenn ja: Warum halten Sie sich für berechtigt, Ihren Mitmenschen um seiner Lebensführung willen zu verachten oder „anzugreifen"? D. U. R.

261. AN WIRKLICHEN GEHEIMEN RAT PROF. DR. G. VON SCHMOLLER. Berlin, 12. 5. 1917.

Sehr verehrte Exzellenz!

Aufrichtig dankbar bin ich für die Teilnahme, die Sie meiner Schrift geschenkt haben.

Zur Frage des Parlamentarismus bitte ich bemerken zu dürfen, daß er meines Erachtens nichts weiter

voraussetzt als ein reifes Volk. Darunter verstehe ich ein Volk, das seine unmittelbaren Interessen hinter seinen mittelbaren Interessen zurücktreten läßt und Sinn für Gerechtigkeit und ehrliches Spiel — wenigstens im Innern — hat.

Wir stehen heute noch im naiven, brutalen und dialektischen Interessenkampf und sind eigentlich für den Parlamentarismus noch nicht reif. Wir können aber nicht anders für ihn reif werden als durch ihn; und es sind mir lieber die Fehler und Ausschreitungen auf dem Wege zum männlich Neuen, als die raffinierten Kindheitslaster einer überjährten Gouvernantenerziehung.

Unentbehrlich ist uns der Parlamentarismus als Schule der Persönlichkeit, und zwar nicht der kommissionsberatenden, gesetzmacherischen, verwaltenden und treppenwitzigen, sondern der schöpferischen, disponierenden und unternehmenden. Hierin stehen wir im Bankerott; und wenn wir aus dem Kriege heil davonkommen, so ist es mehr, als wir verdient haben.

Das Volk büßt für seine Führer: Das ist, wie ich glaube, der Sinn des Krieges. Und diese Buße ist gerecht, denn es hat seine Führung hingenommen, wie sie kam. Der Krieg erscheint mir als die Weltrevolution gegen die Reste der Autokratie und des Feudalismus in Mittel- und Osteuropa einerseits, gegen den merkantilen Nationalismus englischen Ursprungs anderseits. Die Revolution gegen Caesarismus und Imperialismus.

Sie haben die Güte, nach meinem philosophischen Bekenntnis zu fragen. Ich habe seit vielen Jahren kein philosophisches Buch mehr gelesen, wohl aber eines geschrieben, das — ich bitte nicht zu erschrecken — noch im XX. Jahrhundert es wagt, ein philosophisches System aufzustellen. Das Buch heißt „Zur

Mechanik des Geistes", und ich erlaube mir, einen Abdruck beizufügen. In Holland, Österreich und Skandinavien hat es mehr Anhänger gefunden, als ich zu Lebzeiten erwartete; ein junger dänischer Gelehrter hat in Kopenhagen darüber gelesen, in Norwegen soll es nach dem Kriege erscheinen. In Deutschland hat es die junge Literatur beschäftigt und beeinflußt; die offizielle Gelehrsamkeit hat ihm die akademische Ehre der prophylaktischen Ignorierung erwiesen, die noch einige Zeit vorhalten dürfte.

Eine kleinere Arbeit, eine Art von Einleitung zu dieser Arbeit, betitelt „Zur Kritik der Zeit", wage ich gleichfalls zu überreichen, obwohl ich die Empfindung habe, daß ich eine mir entgegengebrachte spontane Freundlichkeit mit dem etwas apodiktischen Ton meines Briefes und der Zudringlichkeit meiner Sendung mangelhaft erwidere.

In Verehrung Ew. Exzellenz ergebenster

Walther Rathenau.

262. AN DR. RUDOLF MANASSE, DRESDEN.

Berlin, 14. 5. 1917.

Verehrter Herr Doktor!

Ihre Ausführungen möchte ich in dieser in jedem Sinne bedrängten Zeit nur mit einigen lose gefaßten Bemerkungen beantworten, deren innerer Zusammenhang Ihnen erkennbar sein wird.

1. In unserer Zeit, die vor lauter Realpolitik und Prüfung des Realisierbaren schon längst nicht mehr weiß, was sie eigentlich — abgesehen von Interessen — realisieren will, ist es nötig, Fernziele zu stabilieren.

2. Geschieht dies, so ist es pflichtgemäß, die Möglichkeit der Verwirklichung aufzuweisen. Ich bin weitergegangen und habe auch Wege gezeigt.

3. Natürlich ist gleich die Zeit bei der Hand, die nun einmal auf das Relative, Kompromißliche, Realisierende eingestellt ist, und verlangt Durchführbarkeiten. Das soll sie; doch möge sie sich zunächst zu den Zielen erklären.

Ein Kind ist bisher jeden Tag im Tiergarten spazieren geführt worden. Es sehnt sich hinaus. Man verspricht ihm Potsdam, und die Antwort lautet: Wann sind wir da?

4. Durchführung und Propaganda sind nicht die Aufgaben meines Buches. Aber ich entziehe mich ihnen nicht.

Die Kraft der Jugenderziehung wird überschätzt. In Japan wachsen die Kinder ohne Schmerzen, Sorgen und Laster auf. Ich möchte die meinen nicht entbehren und sehe manche von den Normalprodukten der Erziehung so, wie die Normalfrüchte in den Katalogen der Sämereifirmen. Für die beste Art, Sprachen zu lehren, halte ich die scholastische und talmudische der Interlinearübersetzung, nicht „obgleich", sondern „weil" sie unsystematisch ist. Es ist ein Glück, daß der Säugling die Dinge der Welt nicht aus der Systematik eines Lehrers, sondern aus der Zufallsreihe des Erlebens empfängt.

Ich halte mehr von der Alterserziehung.

Friedrich Wilhelm I. fand ein gesundes Volk und einen Beamtenstand, der Bestechlichkeit und Willkür nicht für ein Laster hielt.

Sein Rezept war nicht die Schule, sondern die Demonstration, was ein Laster ist und was nicht. Manchmal die drastische.

Wer an mein Fernziel glaubt und es begreift, wird nicht mehr so unbefangen wie zuvor Scherzartikel kaufen, Varietés besuchen, die Begehrlichkeit der Arbeiter verhöhnen etc. Daß man heute die Irren

nicht mehr prügelt, ist nicht Resultat der Jugenderziehung, sondern der Erkenntnis.

Ich will nicht die Natur der Menschen ändern, sondern ihnen die Augen öffnen. Schon in 30 Jahren wird jedes meiner Werturteile eine Trivialität sein. Der Begriff der „droits de l'homme" ist in der Schule erst dann gelehrt worden, als er verwirklicht war.

Fähigkeiten kann die Schule entwickeln, wie Sport, Musik, Tanz, Sprache, Schrift. Gesinnungen bildet (in der Masse) die Umwelt; diese ist aber, sofern sie das Zeug dazu hat, nur durch eines zu bilden: durch Erkenntnis und Werturteil.

In Ergebenheit Ihr Rathenau.

263. AN DR. P. A. Grunewald, Himmelfahrtstag 1917.

Verehrter Herr Doktor!

Hätte nicht der ganze menschliche Inhalt Ihres zweiten Briefes Ihr Denken und Empfinden mir näher gebracht, so hätte ein einziges Wort an seinem Schluß genügt, das zu bewirken. Mein Dank ist auch weiterhin Offenheit.

Sie sind ein Dichter. Ich kenne Ihre Werke noch nicht, aber ich werde sie kennen lernen; ich glaube der Meinung derer, die Sie anführen — denn ich glaube gern — und glaube auch der Kraft und Geschlossenheit Ihrer Worte. Der Dichter ist ein zweiter Schöpfer des Geschaffenen; der erste Schöpfer ist die wirkende Liebe; wie kann der zweite ein Hassender sein? Mehr als die Hälfte von allem, was Sie mich lesen ließen, ist Absprechung, Verurteilung, Feindschaft; zum Teil — verzeihen Sie diese Härte — kalter Fanatismus. Fühlen Sie nicht diesen Widerspruch Ihres Wesens?

Vielleicht bin ich selber zu versöhnlich — in Ihren Augen zu lässig —; doch nicht gerade aus Passivität;

denn ich habe als Auslaß: *τῶν τοιούτων παθημάτων* den handelnden Willen.

Sie kommen vom evangelischen Dogma. — Ob vom zeitlichen oder zeitlosen, bleibe dahingestellt. Deshalb entscheidet für Sie die Bewegung vom „Bösen" zum „Guten". Ich teile nicht die Torheit des „Jenseits von", doch ist für mich nur das Eine absolut: das Ziel, nicht die Herkunft. Ich kenne nur ein mehr oder minder Göttliches; das scheint Ihnen Tautologie oder Unlogik gegen Ihren Kontrast, und ist es nicht, denn es wirkt sich aus in anderen Gefühlen. Sie kommen zum Haß oder zur Verachtung gegen die Herkunft, gegen das Vergangene, das minder Göttliche, das Sie das Böse nennen. Für Sie steigt der Baum aus der verfluchten Erde zum heiligen Himmel. Das nenne ich eine urzeitliche Auffassung, die ich darum nicht hasse. Wenn es den Anschein hat, als hätte ich Abneigungen oder Verachtungen — so sind ungeschickte Ausdrücke daran schuld; aber ich verdiene dies Mißverständnis, und es hat zu meiner heutigen Einstellung gerade die wachsende Einsicht beigetragen, daß kein Geschaffenes — (aber auch kein natürlich Gewordenes, also selbst die Mechanisierung nicht) — schlechthin böse oder verächtlich sein könne.

Sie kommen vom evangelischen Dogma und dürfen sagen: Nur hier werden absolute Werte gesetzt, nämlich offenbart; alle anderen Setzungen sind ästhetische, unüberzeugte Spielereien. Sie haben das Recht dazu: Aber dann hört alles „Suchen", von dem Sie reden, alles schöpferisch intuitive Denken auf; oder vielmehr es wird auslegende Scholastik oder Predigertum. Dann hätten wir kein Recht, diese Zeilen zu wechseln.

Gestatten Sie das eigene „Suchen", so müssen Sie der Grundbewertung „Seele: Intellekt" ein Daseinsrecht gestatten. Ich verlange dieses Daseinsrecht mit

dem stärksten Argument, das unser Bewußtsein kennt, dem Argument der Selbstsicherheit des Erlebens, dessen Stärke über die des Cogito ergo sum hinausgeht. Müßte an der erlebten Selbstsicherheit gezweifelt werden (die in jedem seelischen Erlebnis sich neu bekräftigt), so wäre alles Bewußtsein, einschließlich desjenigen von der Stetigkeit der geistigen Existenz, zu Ende.

(Übrigens ganz nebenher, und nicht für ungut: Ich „komme vom Bösen" und mir „wird es daher schwerer als anderen". Also kommen die anderen nicht vom Bösen, oder sind zum mindesten apriorisch, vielleicht durch ein Sakrament davon frei geworden?)

Nun zu einem ganz seltsamen Gedankengange; — nehmen Sie es nicht als böswillige Ironie, wenn ich mich vielleicht etwas karikierend ausdrücke.

Lieber Doktor, so hat nicht einmal Jeremias oder Jesaias geredet. Die haben gesagt: Dies und das müßt ihr tun, das ist schwer, aber dann könnt ihr leben und selig werden. Hier liegt, verhüllt unter der Form einer scheinbar nebensächlichen Pragmatik, ein transzendentes Problem, das furchtbare und wundervolle Problem der Verknüpfung des Werdenden und Sterbenden (der Notwendigkeit des Bösen würden Sie sagen), das Problem der Verankerung in der Materie. Aus dem Sinnlichen leben wir, sterben wir und werden wir geboren. Wir leben, indem wir verletzen, verzehren und töten. Sie nennen es das Böse, und wissen mit bösem Gewissen, daß wir nicht davon loskommen, und schließen Kompromisse. (Sie denken darüber nach, wie Sie dem zweiten Volk die Schuld erstatten sollen. Sie können nichts erstatten; die Tinte, mit der Sie schreiben, ist Schweiß und Blut; das Blatt Papier setzt alle Übel der Welt voraus, die

ganze Mechanisierung und den ganzen Sündenfall einbegriffen. Die Dynamomaschine scheint Ihnen größer, weil sie schwerer ist.)

Ich nenne es die Verankerung im Materiellen, und meine, die Welt würde spielerisch in der Luft schweben, wenn diese Härte nicht bestände. Wir spielen im Garten unseres Vaters und rupfen Zweige ab, und er duldet es. Wir zertreten die Geschöpfe auf dem Wege und fühlen mit heiterem Schmerz das Unrecht des Daseins. Wir leben vom Tode.

Und der Sinn? Wir sind in diese Welt gesetzt, nicht um zu verdammen, sondern um zu schaffen. Der Anachoret führt nur die eine Hälfte des Daseins; er ist ein Zechpreller der Welt und Gottes, und jeder Bissen, den er verzehrt, widerlegt ihn. Wir sollen schaffen; und niederreißen nur mit dem Bauplan in der Hand, mag er so gut oder schlecht sein wie er will, wenn er nur ehrlich ist.

Und das Seltsame! Auch die Stadt, die wir bauen, wird nicht ein neues Jerusalem sein mit seiner greulichen Juwelenpracht, sondern abermals ein Zwitterding von Seele und trübem Stoff; aber nach höherem Willen. Und verübeln Sie es mir nicht: Es ist nicht plumper Materialismus, wenn ich glaube, daß es in der neuen Stadt mehr Dynamos geben wird als Perlentore. Nach jahrelanger Arbeit an den Idealproblemen unserer Wirtschaft glaube ich, daß Mechanisierung nur durch Mechanisierung überwunden werden kann, und daß es keinen härteren Schlag für das planetarische Leben gäbe, als wenn die Quelle der Erzeugnisse und Mechanismen — die freilich mehr als zur Hälfte Unfug stiftet — gewaltsam verstopft würde. Deshalb sehe ich zwischen Spinozas Brillen und meinen Maschinen nicht den geringsten Unterschied und schiebe die Beweislast für die Forderung des In-

telligenzstreiks dem positiven Bildner neuer Gesellschaftsformen zu.

Sie werden meine Meinung nicht teilen und fortfahren, das was Ihnen Irrtum scheint, zugleich noch als böswillige Sünde zu verdammen; das ist Temperamentssache. In meinen Augen aber verschlägt es nichts, wenn Sie durch Verzicht, vielleicht durch freiwillige Entbehrung Ihre Kompromisse geometrisch soweit verkleinern, daß Sie sie nicht mehr sehen, oder durch Zukunftswechsel glauben begleichen zu können. Ich will Sie gewiß nicht umstimmen, obwohl ich mich herzlich freuen würde, wenn diese Trübsal Sie verließe. Christus sagte, daß man ihn einen Fresser und Säufer nannte; er aß mit Zöllnern und Pharisäern und feierte Feste. Ich glaube, das könnte uns das gute Gewissen bescheren, wenn wir das Übel an der Wurzel packen, so wie es uns zukommt, mit Gedanken und Willen, und nicht mit kompromißlicher Entsagung. Das Opfer des Lebens ist gerecht, aber es muß sinnvoll sein. Wenn wir Bäume zu unserem Bau fällen, wird es uns schmerzen; noch mehr, wenn ein Vogelnest zu Schaden kommt; aber das ist nicht die bedauerliche Nebenwirkung, sondern das ist ein wesentlicher Teil der Sache selbst.

Ein Entdecker fährt aus, um hundert Genossen auf eine glückliche Insel zu bringen. Sein Gewissen verbietet ihm den Fleischgenuß. Auf hoher See merkt er, daß man anstatt Brot nur eine Herde lebendiger Schafe geladen hat. Er kehrt nicht um, sondern lehrt seine Genossen auch noch das Schlachten.

Zum Schluß. Sie bemängeln meine Hingabe an kollektive Wesen: Familie, Staat, Menschheit. Ich halte jedes Wesen für kollektiv: selbst die Gottheit, geschweige mich. Das ist scheinbar wenig dogmatisch empfunden; und doch sind Ansätze selbst in den Re-

ligionen des Ostens enthalten, die starr auf dem Grundsatz zu stehen scheinen: Rette seine Seele, wer kann; jeder für sich. Der „Nächste" bleibt Objekt für gute Werke, Sprosse auf der Himmelsleiter, an der der irdisch Verzichtende unbefangen emporsteigt. Das Judentum schuf den schönen Glauben: Ganz Israel ist für jede Seele verantwortlich, und jede Seele ist verantwortlich für ganz Israel.

Sie fragen nochmals, ob ich an Ihrer Zeitschrift mitarbeiten will. Grundsätzlich ja. Aber ich bin noch niemals beruflicher oder verpflichteter Mitarbeiter einer Zeitschrift gewesen und kann es nicht sein. Einfach deshalb nicht, weil ich von meiner Produktion nichts im voraus weiß. Es fällt mir nichts ein, wenn ich will: ich kann mir nicht vornehmen, über dies und das zu schreiben, wenn es nicht von selbst sich auferlegt. Wie könnte ich Ihnen da Versprechungen machen? Sie würden mich mit Recht drängen, und ich wäre in einer unehrlichen Lage. Im Sommer werden vielleicht (außer einem kleinen im Druck befindlichen Libell) zwei kleine spezialwirtschaftliche Schriften fertig; weiter hinaus kann ich nichts vornehmen. Entsteht etwas für Sie geeignetes, so sollen Sie es gern bekommen. Daß es nicht Mangel an Anteil ist, zeigt Ihnen dieser Brief.

Mit herzlichem Gruß in Ergebenheit der Ihre

Rathenau.

264. AN WILHELM SCHWANER. Grunewald, 3. 6. 1917.

Mein lieber Wilm!

Ja, es wird wieder gut! — Aber die Schwere der Operation zeigt, wie tief das Gift gefressen hatte; noch immer sind wir nicht am gesunden Fleisch. Und die Heilung wird an den Grenzen der Ohnmacht und

des Wahnsinns einhergehen. Und dennoch wird es wieder gut. Möge es auch Dir, Lieber, wieder leicht und gut werden. Du deutest einen tiefen Schmerz an; möge er von denen sein, die zum Leben führen.

Zu Pfingsten war ich einige Tage draußen und gedachte Deiner. Flieder und Nachtigallen! Aber wenn vom Berge aus die Sonne im roten Dunst des Westens erstickte, dann trat alles Grauen heran.

Dies arme Volk im Osten ist das einzige, das in seiner tierischen Unschuld den Grund der Dinge fühlt; aber es hat die Kraft der Gestaltung nicht empfangen; es verendet, fürchte ich, in Dumpfheit.

Lebe wohl, Wilm. Im Juli denke ich wieder draußen zu sein; kommst Du zurück, so erwarte ich Dich.

Dein W.

265. AN ALGOT RUHE, STOCKHOLM. Berlin, 4. 6. 1917.

Verehrter Herr Ruhe!

Was Sie mir von Ihrer Auffassung des Übersetzens und von der Form meiner Schrift sagen, beweist mir, daß sie in die rechten Hände gekommen ist. Auch ich sehe keine andere Möglichkeit für eine echte Übertragung als die Freiheit eines verstehenden und nachschaffenden Geistes, die ich, soweit es an mir liegt, Ihnen gern gewähre.

Es gibt Dinge, die sich gar nicht anders ausdrücken lassen als durch Rhythmik und Melodik; es gibt Anklänge an Worte, die aufgerufen werden sollen; es gibt Betonungen durch Überordnung und Unterordnung und durch Verschweigen; es gibt vor allem Akzente, die in der deutschen Sprache fast unbewußt einfließen, wie etwa die Wahl des starken Schlußworts. Alle diese Dinge werden sich nur ersetzen, nicht übersetzen lassen.

Das einzige, das ich von Ihnen erbitte, ist, daß Sie vor Beginn Ihrer Arbeit sich mit meiner Hauptschrift bekannt machen („Zur Mechanik des Geistes"), die eigentlich den ganzen Inhalt der „Kommenden Dinge" schon im Kern enthält . . .

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

266. AN FRÄULEIN FRIEDA VON SCHÜTZ, BERLIN.
Berlin, 4. 6. 1917.

Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

. . . Sie sagen mir, daß der Sohn Ihrer Freundin „etwas ausführen will, was seine Mutter schwer kränken würde," und sich darauf beziehe, daß ich das gleiche zu tun beabsichtige. Ich kann Ihnen darauf nur erwidern, daß meiner Erinnerung nach ich wissentlich nichts getan habe, was einer noch so zartfühlenden Mutter Sorge machen könnte, und auch nichts dergleichen zu tun beabsichtige . . .

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

267. AN DR. J. LANDAU, BERLIN. Berlin, 6. 6. 1917.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Wie immer, sind Ihre freundlichen Mitteilungen mir wertvoll und interessant, und ich danke Ihnen verbindlichst.

Der oft zitierte Ausspruch findet sich in meinem Aufsatz, der in der „Neuen Freien Presse" vor Jahren erschienen ist und der über Nachwuchs handelte. Es war darin gesagt, was auch den Tatsachen entspricht, daß die Entscheidungen innerhalb der Großwirtschaft von einem Kreise von etwa 300 Männern in Europa getroffen werden. Man hat allerdings durch immer weiteres Zitieren den Satz soweit umgedeutet, als

hätte ich gesagt, die ganze Welt werde von 300 Juden beherrscht.

Hinsichtlich des Verfalls der Berichterstattung stimme ich Ihnen bei. Aber welches geistige Gebiet befindet sich nicht in einem Verfall?

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener Rathenau.

268. AN DR. A. Berlin, 7. 6. 1917.

Mein lieber Herr Dr. A.!

Das Urgestein tritt zutage; da hilft kein Argumentieren und Sprengen; da kann nur Substanz von Substanz unterschieden und gewürdigt werden. Vielleicht setzen wir diese Erörterung mündlich fort; was Sie heute von mir erwarten können, ist nur ein Spiegelbild Ihrer Substanz; Ihr dialektischer Blick muß Ihnen sagen, daß es nur ein „Negativ" sein kann, Ihr innerer Blick, daß es dennoch keine Lieblosigkeit bedeutet.

Sie sind ein Eiferer und können deshalb kein Erbauer sein. (Ihre unfreundliche Antwort dürfte lauten: „Sie tun sich gütlich mit Konstruktionen und wollen nicht merken, daß es Kompromisse sind." Ich lasse aber das Spiel dieses fingierten Dialogs beiseite.)

Ihre innerste Natur ist wertsetzend, also moralisierend, und ich möchte glauben, daß das unbewertbare Farbenspiel der Welt Ihnen wenig bedeutet.

Sie kämpfen zum Transzendenten und werden dabei nicht von der Schönheit des Abglanzes, sondern von der Wichtigkeit der Realität gefesselt, die Sie überschätzen, und daher dem Schmerz, den Sie nicht zu sublimieren wagen, den irdischen Mittelpunkt zuweisen. Der Schmerz und das Leid (immanent) ist aber gar nichts Objektives und braucht daher nicht erst stoisch wegdisputiert zu werden, sondern ist ein Zu-

fall, durch Toleration Gewolltes. Jeder von uns kann, von diesem Augenblick an, durch seine eigene Kraft, selig sein. Die objektiven Leidanlässe (Verstümmelung, Krankheit, Schmerz, Alter, Tod) stammen aus dem Tierreich und bleiben auch dort irrelevant, freilich nicht aus innerer Befreiungskraft, sondern aus Vergeßlichkeit und Dumpfheit. Die Überschätzung des Leides und Mitleides ist allen erdgebundenen und transzendenzlosen Naturen gemeinsam.

Wegen dieser orientalischen Vorwürfe machen Sie Gott den Prozeß und sprechen ihn aus mangelndem Dolus mühsam frei, indem Sie auf den großen Unbekannten Old Iniquity abwälzen. (Nicht wahr, Sie verzeihen einen gelegentlichen breviloquistischen Sarkasmus, der auf ein freundliches Temperament vertraut?)

Nun steht das Böse im Mittelpunkt. Baal sperrt den Rachen auf, und alles wird ihm dargebracht um der „Gerechtigkeit" willen. Die nennen Sie eine Art von Liebe! Ich halte sie für einen nicht transzendenten Begriff, für eine höhere Art von Publizistik. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn zeigt das Verhältnis von Gerechtigkeit zu Liebe.

Nun ist natürlich Gott eine Person und, wenn Sie konsequent sind, das Böse auch eine. Nun ist unsere irdische Aufgabe, auszurotten (natürlich das Böse), gleichviel, was darüber in die Brüche geht, nur damit dem armen Gott geholfen werde, der es dem Teufel gegenüber so schwer hat. Und alles das, weil der Schmerz und das Leid etwas so Positives sind, daß sie eigentlich gar nicht vernichtet werden können. Die Welt ist verdammt, die Gesellschaft, die Wirtschaft, die Maschine, Preußen — was bleibt übrig? Nicht einmal das morderfüllte Tierreich. Allenfalls die Ausrottung.

Ich sehe die Welt nicht als Gerichtshof, sondern als Garten. Nicht gut und nicht schlecht an sich, sondern göttlich. Immer im Begriff zu verwildern, das heißt, mit der Idee in Widerspruch zu geraten, und immer wieder zu neuem Aufblühen bereit. Gelegentlich muß umgegraben, gejätet, gefällt werden. Auch der gefällte Baum ist einverstanden, im Sinne der Idee.

Sie verachten diese Gärtnerei, wie Sie vielleicht auch die sichtbare Natur verachten. Sie wollen nicht, daß jemand den schuldhaften Bezirk auch nur betritt — (obwohl auch Sie wider Willen mitten inne wohnen) —, nicht einmal um des Vermessens oder Absteckens willen. Sie rufen: Mitschuld! Schlechtes Beispiel! Ärgernis! und verlangen nur eins: Ausrotten!, gleichviel, ob eine tote Wüste entsteht und der Boden erkaltet, denn schlimmer kann es ja nicht werden — (da der gerechte Gott schließlich zum Eingreifen verpflichtet ist).

Lieber Herr A., ärgern und stoßen Sie sich weder an dieser etwas hanebüchenen Ironie noch an dem geschmeichelten Bilde vom Garten, für das Sie ein komplizierteres nehmen mögen. Lassen Sie mich aufrichtig und persönlich bleiben.

Es ist mehr Positives in die Welt gekommen durch die, welche Ärgernis gegeben, als durch die, die Ärgernis genommen haben. Die Bußprediger und Puristen, die jeremiadischen und savonarolischen Naturen haben die Welt erschreckt, aber nicht erbaut, weder im einen noch im anderen Sinne.

Lassen Sie, wie der gerechte Gott, die Sonne über alle leuchten, auch über Sie selbst; ein einziges Wort der Güte, ein kleiner Vorschlag zum Guten vermag mehr als Bände von Scheltworten und ein Leben beleidigter Entsagung. Ein Gott, dem die Welt zum Ekel ist, könnte nicht leben; ist sie ihm aber zur

Freude, trotz aller Mechanisierung eines gewissen Planeten, so darf sie uns genügen. Wenn wir ihre Hefte korrigieren, so lassen Sie uns Dinge an den Rand schreiben, die um ihrer selbst willen gut und schön sind; die bösen Ausrufungs- und Entrüstungszeichen, die den armen Kinderaufsatz blutig peitschen, fallen auf das Herz des Korrektors zurück.

Ich darf das aussprechen, denn ich habe einen böseren Weg gemacht als Sie. Ich ging nicht aus von der Erbitterung, sondern von der Verachtung und habe das noch in meiner Jugend nach Gerechtigkeit und gern gebüßt. Ich brauchte nur noch etwa 500 Jahre zu leben, um da zu stehen, wo ich heute, nach 50 stehen sollte und wo ich Sie noch zu Ihren Lebzeiten stehend hoffe. Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

269. AN FRITZ MÜLLER, MÜNCHEN. Berlin, 14. 6. 1917.

Sehr geehrter Herr Müller!

... Ganz so kapitalistisch-autokratisch, wie Sie es in Ihrer Schlußperspektive aufdämmern lassen, wird es nun wohl in Wirklichkeit nicht werden, denn es ist noch einer in der Nähe, der in Zukunft sich stärker auf sich selbst besinnen und auch im kleinsten seiner Abbilder sich lebendig widerspiegeln wird: der Staat.

In aufrichtiger Ergebenheit Ihr Rathenau.

270. AN FRAU HEDWIG FRIEDRICH, BERLIN.

Berlin, 15. 6. 1917.

Sehr geehrte gnädige Frau!

... Bei künstlerischen Beurteilungen ist mir in der Regel der Begriff der Einmaligkeit ein leitender, und zwar sowohl was Form und Inhalt der Darstellung betrifft, wie auch hinsichtlich des Menschen und seiner

Ausdrucksweise, die hinter dem Werk steht. Unter Einmaligkeit verstehe ich, daß die Menschen und Vorgänge nicht allgemeine, sondern ganz und gar persönliche, nicht wiederholte sind, daß ferner das Werk nur in dieser einen bestimmten Zeit und von diesem einen bestimmten Menschen geschaffen sein könnte und sich hierin offenbart.

Von dieser Einmaligkeit haben die Proben, die ich gelesen habe, mich nicht überzeugen können, weder die Bearbeitung der Leonoren-Ballade, noch das Bruchstück aus dem Stuart-Drama.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Ihr Rathenau.

271. AN PROFESSOR LEHMANN-HOHENBERG, STUTTGART. Berlin, 19. 6. 1917.

Sehr geehrter Herr Professor!

... In eine propagandistische Tätigkeit einzutreten, beabsichtige ich zunächst nicht; einerseits, weil ich meine Aufgabe darin sehe, weiterhin produktiv und nicht popularisierend vorzugehen, solange die wichtigsten Grundfragen unserer Zukunft ungeklärt sind, sodann aus dem Grunde, weil ich erst nach Beendigung des Krieges — oder zum mindesten, sobald er in seinen Ergebnissen übersichtlicher geworden ist — den Augenblick für gekommen erachte, wo die weitere Öffentlichkeit in der Beurteilung der Lage und des Notwendigen genügend übereinstimmt, um aufnahmefähig für neue Impulse zu werden.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

272. AN GEHEIMRAT PROF. DR. A. RIEDLER, CHARLOTTENBURG. Berlin, 21. 6. 1917.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Mit Ihren freundlichen Zeilen der Zustimmung und Begrenzung haben Sie mir eine Freude gemacht, für die ich Ihnen aufrichtig danke.

Ich verlange nicht eine Wandlung der Menschen, sondern nur eine Umstellung der Wertung. Solche Umstellungen sind im Laufe der Geschichte zahllos gewesen. Sie bewirken nicht, daß Menschen anders werden, sondern daß andere Teile in ihnen tragend werden und Belastungen aushalten, die man früher nicht für möglich hielt.

Die ganze westliche Integrität des Beamtenstandes ist eine Erfindung, die noch keine 200 Jahre alt ist. Noch vor 100 Jahren notierte Gentz in seinem Tagebuch alle Cadeaus, die er von fremden Potentaten als österreichischer Diplomat erhalten hatte; man fand eben nichts dabei. Sobald man anfängt, bei gewissen Dingen etwas zu finden, ändert sich nicht die Natur, wohl aber die Bewertung, und diese veranlaßt, daß belastbare Teile, die sich vorher träge verhielten, beansprucht werden können.

Heute herrscht die Vorstellung: Mit meinem Gelde kann ich machen, was ich will. Wenn es z. B. eines Tages eine Ethik des Verbrauchs geben wird, so wird man sagen: Ich kann nicht mehr machen, was ich will, sondern dies und jenes schickt sich nicht und deklassiert mich.

Ein Mensch, der heute mit seiner goldenen Uhr prahlt, gilt als Narr; dagegen erscheint es uns selbstverständlich, daß jedes Geschäftsunternehmen in der frechsten Weise seine Waren rühmt, schlimmer, als es in einem türkischen Bazar geschieht. Das sind alles gewisse blinde Punkte unserer Netzhaut oder tote

Stellen in unserem sittlichen Gewebe, die belebt werden können.

Unsere ganze Ethik ist ein vollkommen junges Produkt. Die Eigenschaften der Menschen sind geblieben, wie sie waren, aber es werden nur noch diejenigen hervorgekehrt und somit für die Gesamtheit entscheidend, die das öffentliche Gewissen duldet . . .

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

273. AN MAJOR GEORG VON DIEZELSKY.

Berlin, 25. 6. 1917.

Und nun zum Schluß, lieber Freund, machen Sie sich über mein Buch*) gar keine Sorge. Es ist richtig, daß man an schwächlichen Kindern hängt, dieses aber hat von seinem Vater die Zähigkeit geerbt und wird uns alle überleben. Es bildet übrigens, da es demnächst in 34 000 Exemplaren vorliegen wird, schon ziemlich eine geistige Division.

Freundschaftlich Ihr Rathenau.

274. AN GEHEIMRAT PROF. D. DR. DR. KAHL, BERLIN.

Berlin, 25. 6. 1917.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

. . . Auch ich glaube an die Möglichkeit der Fortentwicklung des Protestantismus, soweit er geistige Bewegung ist; als bürokratisierte Staatskirche wird er jedoch die Beharrungstendenz behalten müssen, die jeder Staatskirche innewohnt und die hier der Gegenkräfte entbehrt, die vielleicht eines Tages berufen sind, den Katholizismus umzugestalten . . .

In aufrichtiger Verehrung und Ergebenheit der Ihre

Rathenau.

*) „Von kommenden Dingen."

275. AN WILHELM SCHÄFER, HOFHEIM. Berlin, 26. 6. 1917.

Lieber Wilhelm Schäfer!

... Sie haben recht: meine kleine Schrift ist nur ein Streifzug, und nicht so sehr in Sachen des Glaubens als der Kirche. Doch mußte zuvor einiges Geschiebe weggeräumt werden, bevor ich mein letztes Buch der Öffentlichkeit gebe, das innerlich feststeht, aber noch keine Form gefunden hat ...

In Freundschaft der Ihre Rathenau.

276. AN GEHEIMRAT PROF. DR. E. TROELTSCH, BERLIN. Berlin, 29. 6. 1917.

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Aus einer Anmerkung Ihres bedeutenden Berichtes über die Pleng'schen Gedanken entnehme ich, daß Sie mich mit Bergson und Pragmatismus in Zusammenhang bringen. Ich bin mir dieses Zusammenhanges nicht bewußt, zumal ich von Bergson nur weniges und ohne innere Anteilnahme gelesen habe.

Ich gestatte mir, Ihnen meine Hauptarbeit zu überreichen, die Ihnen über die Grundanschauungen Aufschluß geben kann, auf denen meine Arbeiten beruhen, sofern Sie nicht davor erschrecken, das etwas umfangreiche Buch in die Hand zu nehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener Rathenau.

277. AN FRAU STADTSCHULRAT MINNA CAUER, BERLIN. Berlin, 2. 7. 1917.

Hochverehrte gnädige Frau!

Aufs verbindlichste danke ich Ihnen für die gütige Sendung Ihres Briefes und Ihres schönen Aufsatzes.

In keinem Sinne bin ich ein Gegner der Frauenbewegung, aber ich glaube, daß die Aufgabe in zwei Teile zerfällt: den Männern wird es obliegen, den Frauen politische Rechte zu gewähren, den Frauen selbst wird es obliegen, die starken Abstufungen zu überbauen, die gegenwärtig zwischen der geistigen und verantwortungsvollen und der der Bevormundung bedürftigen Frau liegen.

In vorzüglicher Hochachtung

in Ergebenheit der Ihre Rathenau.

278. AN DR. LEOPOLD ZIEGLER. Freienwalde, 12. 7. 1917.

Mein lieber Leopold Ziegler!

Ihr Brief hat mich auf die seltsamste und denkwürdigste Reise begleitet, von der ich Ihnen aber erst bei unserer nächsten Begegnung sprechen kann, obwohl manches mit diesem Briefwechsel zusammenklang.

Meine innerste, vertrauliche Antwort auf Ihre Frage ist diese: Ich glaube, was ich vom ersten Tage, ja lange vor Ausbruch geglaubt habe: nur ein schweres Schicksal kann uns retten. Blicken Sie auf diese Unreife, die sich in der Berliner Parlamentsrevolution zeigt. Blicken Sie auf das Volk, das an diesen Dingen nicht den mindesten Anteil nimmt, während es mit der Gemüsefrage tief beschäftigt ist. Das Schicksal wird und muß schwer sein, denn wir sind unter das Niveau der Welt gesunken; vernichtend kann und wird es nicht sein, denn das Zarteste, das in den Wenigen lebende Gewissen, ist noch beseelt. Wir müssen den Reichtum verlieren, der uns verderbt hat, wir müssen das Zwitterding von Knechtschaft und Willkür verlieren, um frei und organisch gebunden zu werden.

Vernichtbar sind wir nicht. Es können Verbände sich lockern, die man für wesentlich hielt, es kann auch unsere Stimme in den Welthändeln, die bis dahin kreischend und wirkungslos war, fürs erste stiller, dafür aber auch ernster und sittlich nachdrücklicher werden. Es kann und wird unser wirtschaftlicher Aufbau sich aus Zügellosigkeit zur Gebundenheit gestalten: betrifft das unser innerstes Dasein? ... Ist es zu viel, daß von uns verlangt wird, „im Feuer Buße zu geben der Ungerechtigkeit"? Und ich glaube und hoffe dazu, daß das Feuer das milde der Läuterung, nicht das fressende der Hölle sein wird.

Ich grüße Sie beide herzlich Ihr Rathenau.

279. AN RITTMEISTER FRHRN. VON DER HEYDT, BERLIN. Berlin, 12. 7. 1917.

Sehr geehrter Herr von der Heydt!

Vor einigen Tagen schrieb mir in ganz ähnlichem Sinne ein Freund, der im Osten steht, über einen Vorgang in der dortigen Synagoge, wo angeblich noch in unseren Tagen ein „großer Bannfluch" ausgesprochen sein soll. Ich antwortete ihm, indem ich auf den historischen Vorfall mit Spinoza Bezug nahm, und suchte zu erläutern, wie in der freien Kirchenentwicklung des Judentums sich Parallelismen zu den gleichzeitigen Entwicklungen der christlichen Universalkirche erkennen lassen. Der christlichen Scholastik entspricht die talmudische Arbeit, der Periode der Religionsstreitigkeiten entsprechen die späteren Rabbiner-Entscheidungen und Distinktionen. In der Zeit der Inquisition konnten sich Gebräuche nach Art der Bannflüche in einzelnen Gemeinden entwickeln. Diese sind aber ebensowenig identisch mit dem inneren Wesen des Judentums wie etwa die Autodafés oder Hexen-

prozesse mit dem Wesen des Katholizismus oder Protestantismus. Das Wesentliche des dogmenlosen Glaubens ist, daß auf der einen Seite Kirchengemeinden die Möglichkeit haben, ihre Kultusgebräuche mit einer gewissen Freiheit oder Unfreiheit auszubilden, daß aber auf der anderen Seite niemand die Zugehörigkeit zur Glaubensgemeinschaft verliert, der sich auf anderen Standpunkt stellt. Eine Zentralstelle für Glaubensentscheidungen gibt es nicht, es kann nur Autorität gegen Autorität gestellt werden, und jedem ist frei, derjenigen Autorität zu folgen, die ihm zusagt, oder seiner eigenen.

In der Zeit, als das mosaische Glaubensbekenntnis entstand, war der Gegensatz, der uns heute vorschwebt, zwischen persönlicher und unpersönlicher Gottheit im abendländischen Denken noch nicht entstanden, die platonische Philosophie existierte nicht, und nur im Hinblick hierauf hatte der Kampf zwischen dem pantheistischen Begriff des Brahman und den Personalgottheiten begonnen.

Unter diesen Voraussetzungen scheint es mir ein Vorgang höchster Divination zu sein, daß das Glaubensbekenntnis jede anthropomorphisierende Ausgestaltung des Begriffes vermeidet: Es ist nichts von Güte, von Gerechtigkeit, von Wissen, von Macht und von Unendlichkeit gesagt und lediglich der metaphysische Begriff der Einheit aufgestellt. Ich glaube, daß es keine Formel gibt, die weniger anthropomorphe Anhalte bietet als diese, und es erscheint mir durchaus folgerichtig, wenn Spinoza diesen Begriff zu seinem Pantheismus ausbildet, nachdem der ethische Inhalt des Judentums in den evangelischen Wahrheiten aufgegangen war.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rathenau.

280. AN DR. FRANZ BLEI, WIEN. Berlin, 20. 7. 1917.

Lieber Herr Doktor!

Für Ihre sehr freundlichen Zeilen, deren Inhalt mir nicht nur interessant, sondern nach mehr als einer Richtung hin klärend und bedeutend war, bin ich Ihnen dankbar.

Den Wunsch, zur Verwirklichung manches unserer gemeinschaftlichen Gedanken aufgerufen zu werden, teile ich nicht. Ein schwerer Konflikt mit der Zeitepoche könnte entstehen, denn alle Grundlagen sind bei uns unvorbereitet, und derjenige, der wirklich etwas Rechtes vor sich bringen will, müßte entweder in Kompromissen sich selbst und seine Gedanken ertöten oder leidenschaftlich der Zeit vorauseilen und dadurch Gefahr stiften.

In der Rohstoffversorgung konnte ich einen Gedanken voll verwirklichen, und vielleicht nur deshalb, weil er zuerst nicht erkannt, nachher nicht begriffen wurde. In weiterem Rahmen, fürchte ich, sind Nationen zu derartiger Dickflüssigkeit kondensiert, daß ihnen nicht mehr Handlungen nützen, sondern nur noch ganz langsame Temperaturveränderungen, so wie etwa aus einer Asphalttonne der Inhalt in Tagen langsam herausläuft und sich doch nicht biegen, sondern höchstens brechen läßt.

Seltsam berührt mich der Gedanke, den Inhalt der „Kommenden Dinge" in eine volkstümliche Form zu gießen, denn auch mir ist diese Vorstellung schon öfter gekommen, aber ich habe sie als eine für mich nicht realisierbare abgewiesen. Propaganda zu organisieren ist mir auf geschäftlichem Gebiet niemals schwer geworden, aber meine eigene Feder versagt sich dem Popularisieren und dem Belehren. Es fehlt mir die Einstellung auf fremde Fassungsgabe; wenn ich glaube,

ganz leicht und durchsichtig geschrieben zu haben, findet man es schwer, und wenn ich einen Gedanken zögernd ausspreche, den ich als bekannt voraussetze, so lobt man ihn als eine Neuerung, während die eigentlichen Resultate unbeachtet bleiben. Ich muß also diese Dinge sich selbst überlassen, und da sie auch auf eine weitere Zeitepoche eingestellt sind, so habe ich mich nicht um Zeitverlust zu kümmern . . .

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

281. AN RITTERGUTSBES. GEORG VON DIEZELSKY.

Berlin, 20. 7. 1917.

Lieber Freund!

Ich gönne Ihnen gern den Trumpf der Beseitigung dieses Mannes. Aber Sie verkennen noch immer die Lage, wenn Sie Optimismus und Pessimismus als kriegsentscheidende Mittel annehmen. Wenn drei Völker in den Krieg ziehen und ihre Führer nach drei Jahren zu der Überzeugung kommen, daß man eine endgültige Offensive nicht mehr leisten kann, sondern von dem Erfolg eines marinetechnischen Manövers abhängig ist, das seine ersten Termine nicht eingehalten hat und seine zweiten und dritten ebenfalls nicht halten wird, so kann man meinetwegen von Durchhalten, von Zuversicht und von der Hoffnung auf ein anständiges Ergebnis sprechen, man kann auch die Stimmung des Volkes nach Kräften zu erhalten suchen und dabei mitwirken, aber es ändert am Ergebnis nichts, ob man sich illusionäre Landkarten schafft. Sie brauchen um mich nicht bange zu sein, denn ich verderbe niemand seine Illusionen. Wenn man aber in 36 Monaten 36 große Illusionen unberührt an sich hat vorübergehen sehen, die nicht nur vom Volk, sondern bis zu den höchsten Spitzen hinauf geteilt wurden, so bleibt man

von den nächsten 36 unberührt. Lassen Sie jeden von uns an seiner Stelle und in seinem Kreise an der Verteidigung des Landes weiterarbeiten; das Land wird nicht zugrunde gehen. Aber lassen Sie uns nicht Illusionen als Tugend und kühle Beurteilung als Laster verschreien. Mit herzlichem Gruß Ihr Rathenau.

282. AN PROFESSOR DR. J. LANDMANN, BASEL.

Berlin, 20. 7. 1917.

Lieber und sehr verehrter Freund!

Heute kann ich Ihnen nur kurz für den großen und befruchtenden Gedankenstrom danken, der in meine Zurückgezogenheit folgen und dort weiterwirken wird.

Ich denke, daß Ihre Anwesenheit in Deutschland vielleicht doch zum erfreulichen Zufall einer Begegnung führt und daß wir wiederum ein paar Stunden zur Aussprache finden. Lassen Sie mich heute nur in großer Flüchtigkeit drei Punkte berühren:

Der erste betrifft die Wandelbarkeit der menschlichen Natur, die ich nicht wesentlich anders einschätze als Sie, nur darin verschieden, daß es mir nicht auf eine rasche Änderung der Massen ankommt, sondern auf eine Änderung der herrschenden Wertungen, die diese Massen im Zaum halten. Sie kennen die Macht solcher Wertungsänderungen von Urzeiten bis heute und wissen, daß sie der Einwirkung gehorchen. Eine andere Eigenschaft der Massen aber, ihre Kennzeichnung als Mutterlauge von Kristallen, bleibt von jeder Änderung unberührt, nur muß es gelingen, diese Kristalle der menschlichen Begabung aus ihrer Umgebung zu lösen.

Zweitens: Mein Ziel ist niemals Volksherrschaft, die, wie ich glaube, nur in Zeiten des Aufruhrs

bestehen kann, sondern ganz in Ihrem Sinne die Abspaltung. Und hier habe ich nichts dagegen, wenn die abgespalteten Teile mehrere Menschenalter lang führend bleiben; nur darf die Herrschaft des Familienstammes und des Ständestammes nicht die einzige unveränderliche und ewige sein. Was in Ihrem Schweizer Kanton möglich ist, versagt im mechanisierten Dasein. Jede dritte Generation ist abgenutzt, und unser Fluch ist nicht, daß wir Enkel sind, sondern daß wir von Enkeln geführt werden.

Drittens: Sehr dankbar bin ich Ihnen für die Ausführlichkeit Ihrer Behandlung des Vermögensausgleichs. Gestatten Sie mir, Ihrer wissenschaftlichen Beweisform eine einfache, rein geschäftliche Betrachtungsweise entgegenzustellen: 65 Millionen Deutsche erzeugen heute 50 Milliarden Güter jährlich, von denen 10 Milliarden abzusetzen sind, die nur zur Bezahlung der Einfuhr dienen. Es bleiben 40 Milliarden, und es kommt auf den Kopf eines viergliedrigen Familienhauptes eine jährliche Gütererzeugung von 2500 M. Dieser Durchschnitt ist sehr schlecht, und ich halte es für die Aufgabe der nächsten wirtschaftlichen Epoche, dafür zu sorgen, daß unsere Gütererzeugung sich verdoppelt. Ich glaube, daß dies in 20 Jahren geschehen sein wird. Den wirtschaftlichen Aufbau, der dazu führen soll, habe ich angedeutet; er besteht hauptsächlich in dem Einhalt der heutigen Kräftevergeudung. Allein 500 000 Handlungsreisende müßten bei produktiver Verwendung mehrere Milliarden zur Gütererzeugung beitragen. Von drei Millionen Spirituosen lassen sich zwei unterdrücken oder ausführen. Das ganze Produktionssystem unserer Luxusgüter, soweit es nicht der Ausfuhr dient, muß sich umgestalten (wobei Sie mit berücksichtigen wollen das Ausreißen mit allen Wurzeln: des Transportes, der Kohlenerzeugung,

des Fabrikenbaues, der Maschinen). Vor allem muß unsere Wirtschaft durch und durch rationalisiert werden hinsichtlich der Wirtschaftlichkeit der Einzelanlage und der Kräftevergeudung durch fruchtlose, die Qualität nicht verbessernde Konkurrenz.

Ich glaube also an eine bald erreichbare Jahreserzeugung von 100 Milliarden Gütern. Dies bedeutet auf den Kopf des Familienhauptes 5000 M. an Güterwerten, wobei die Kosten der Behausung außer Ansatz bleiben, es sich also um reine Konsumgüter handelt.

Hiervon abzusetzen ist der Betrag, der für Neuinvestierungen zurückbehalten werden muß und den ich auf jährlich 20 Milliarden veranschlagen will, obgleich er bisher nur 5 oder 6 betragen hat, das ist der fünfte Teil. Es würden also für die Familie noch immer außer dem Behausungsaufwand 4000 M. an Kaufgütern zur Verfügung stehen, während es gegenwärtig weniger als 2000 M. sein dürften.

Ich denke aber nicht daran, eine gleichmäßige Aufteilung zu wünschen. Den ganzen Überschuß wünsche ich nur so verwendet, daß davon eine mäßige Besserung des vierten Standes und im übrigen ein freier Aufstieg möglich wird, der sich Jahr für Jahr meinethalben nur auf eine Million Deutscher zu belaufen braucht, während gleichzeitig eine andere Million in ein minderbegütertes Gebiet herabsteigt.

Sie sehen, ich verzichte darauf, Darlegungen zu geben und beschränke mich auf Anregungen. Aus unseren Unterhaltungen sind wir gewohnt, das flüchtige Wort als Samenkorn aufzufangen und wachsen zu lassen. Dieser freundlichen Aufnahme sind sicher auch diese Worte gewiß, mögen sie auch manches Widerspruchsvolle enthalten.

Von Herzen hoffe ich, daß Ihr Töchterchen auf dem Wege der Genesung fortschreitet, und grüße Sie und Ihre liebe Gemahlin.

In herzlicher Ergebenheit der Ihre Rathenau.

283. AN DR. ERNST NORLIND. Berlin, 20. 7. 1917.

Lieber Freund!

Heute möchte ich nur Ihren letzten Brief mit herzlichem Dank bestätigen und Ihnen auf Ihre beiden Fragen antworten:

Die Fabrik, in der eine Beteiligung der Arbeiter in Deutschland verwirklicht ist, ist die berühmte Optische Anstalt von Zeiß in Jena, eine Stiftung von Abbe. Es scheint, daß vor kurzem ein zweiter Versuch mit den Mechanischen Werken von Bosch in Stuttgart gemacht worden ist. Ob hierbei Arbeiter oder Beamte beteiligt sind und in welcher Form, habe ich noch nicht erfahren.

Deutsche Schriften von irgend welcher Bedeutung, die ich Ihnen empfehlen oder schicken könnte, sind mir nicht zu Händen gekommen. Ich nehme an, daß in den nächsten Jahren die geistige Atmosphäre sich soweit geklärt haben wird, daß auf eine wenn auch schüchterne Produktion zu rechnen ist.

Ihre Unterhaltung mit dem Mann von der Revue bleue war mir sehr interessant. Die französischen Zeitungen benutzen jede Gelegenheit, um zu sagen, daß ich nur dahin wirke, einen zweiten Krieg vorzubereiten. Erst heute kam mir ein Ausschnitt aus „La Victoire" vom 8. Juni zu Gesicht, von dem ich die bezeichnenden Stellen Ihnen in Abschrift schicke. Ich glaube, daß auf die Verhetzung der Nationen eine Periode völliger Verständigung folgen wird, die sich allerdings nur auf einen sehr kleinen Kreis von

Menschen erstrecken wird, der aber in seinen Wirkungen umso stärker sein muß. Auch hierbei hoffe ich auf van Eeden. Sein Akademieprojekt hat er mir nicht geschickt, und ich habe daher kein Urteil darüber. Ich habe aber nicht den Eindruck, daß, was uns fehlt, Wissenschaftlichkeit ist, sondern Menschlichkeit.

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

284. AN S. FISCHER, BERLIN. Freienwalde, 28. 7. 1917.

Lieber und verehrter Herr Fischer!

... Der Abschnitt „Warnung und Mahnung" enthält Aufsätze aus den Jahren 1908 bis 1914; es war mir fast erschreckend, wie in diesen Blättern alles vorausgesagt ist, was uns heute bedrängt und beschäftigt: Krieg, Niedergang, Parlamentarismus, Auslese, Reform des Auswärtigen, Wiedergeburt. — Gern besuchte ich Sie; indessen fürchte ich jeden Verlust eines Tages; ich möchte den Sommer nicht beenden ohne eine neue Arbeit, die mich vorbereitend beschäftigt; sie betrifft den Neubau unserer Wirtschaft. — Das Wetter ist sommerlich kühl, die Kartoffeln haben etwas Regen bekommen, ein Schwein ist gefallen, die Kuh gibt nur noch 8 l, das Kalb gedeiht. Hiermit ist mein gegenwärtiger Lebensinhalt beschlossen.

In Ergebenheit Ihr Rathenau.

285. AN DR. LEOPOLD ZIEGLER. Freienwalde, 28. 7. 1917.

Mein lieber Herr Ziegler!

Nur wenige Worte als Dank und Gruß; denn da ich meine gewohnte Berliner Arbeit hier fortsetze und mein sommerliches Literarpensum hinzutritt, bin ich müder, als die „Urlaubszeit" rechtfertigt.

Die Reichstagsaktion mußte scheitern, weil das

Volk so teilnahmslos blieb, wie zu erwarten war. Presse und Clique! Das ist unser öffentliches Gewissen. Das Volk will eins und nur eins: Gehorchen.

Die Reichstagskundgebung ist keine Volkskundgebung. Das Volk kann nichts kundgeben, weil es keinen positiven Willen hat. (Ich spreche dies nicht so sehr im Sinne Ihrer Lehre wie im Sinne einer führenden Intelligenz.)

Auch ich stelle die feindlichen Nationen nicht hoch, am wenigsten ihre Führer.... Aber in diesem Kriege haben sie eines vor uns voraus. Wir wissen noch heute nicht, wofür wir kämpfen. Wir kämpfen einfach, weil es befohlen ist, und werden kämpfen, bis man den Befehl zum Frieden gibt.

Die andern kämpfen, soweit sie einen Willen haben (viele Franzosen und Russen kämpfen gleichfalls gezwungen), gegen diese Auffassung und gegen die Autokratie, die sie dafür verantwortlich machen. Frankreich hat sich überdies übernommen und kämpft um seinen Zusammenbruch. Wir werden im Sinne einer hohen Weisheit an dem Punkte getroffen, wo wir versagen. Gelingt es diesem Kriege nicht, eine deutsche Verantwortung zu schaffen, so war er vergebens. Um Ministerposten für bevorzugte Parlamentarier sind diese Opfer zu schwer.

Noch immer g l a u b e ich, um zu leben.

Ich grüße Sie herzlich Ihr Rathenau.

286. AN DR. KONRAD SIMONSEN.

Freienwalde, 29. 7. 1917.

Verehrter Herr Simonsen!

Der Inhalt Ihres dritten Kapitels war mir wertvoll; ich danke Ihnen und freue mich, das vierte späterhin kennenzulernen. Vor allem aber hat es mich er-

freut, daß Sie Knut Hamsuns Zustimmung gefunden haben. Er ist vielleicht heute der erste Schriftsteller von internationaler Bedeutung; ich habe ihn sehr hochgestellt, seitdem ich — wohl vor zwanzig Jahren — seinen Roman „Hunger" gelesen habe. Das letzte, was ich las, war „Segelfoß", und ich kann mir sehr wohl erklären, daß Hamsun sich für das Wesen der Mechanisierung auch theoretisch interessiert, denn er hat es in diesem Roman als lebendige Erscheinung so geschildert wie niemand zuvor....

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

287. AN S. FISCHER. Freienwalde, 3. 8. 1917.

Mein lieber und verehrter Herr Fischer!

... Mein Eckchen Land leidet unter der Trockenheit; sie mindert den Genuß der unbeschreiblich klaren und schönen Tage. Wie kläglich hat der politische Vorfrühling geendet. Doch es ist gut so! Der Sonnenblick kam zu früh, und es ist gut zu wissen, wie tief wir noch im Winter stecken. Solange nur der kümmerliche Reichstag, ohne Teilnahme des Volkes, umzugestalten versucht, endet jedes Aufmucken mit einem Nasenstüber und reuigem Katzenjammer. Ich schätze die Zeit, die wir brauchen — und mit uns der Krieg, denn er dauert so lange, bis wir uns bequemt haben —, nochmals auf zwei bis drei Jahre. Bei uns liegt die Macht, die Frist zu verkürzen oder zu verlängern.

Im nächsten Jahre sollte Ihre Zeitschrift da sein. Der „Volksstaat" scheint mir nun doch der beste Name; Bismarck hat recht gehabt, hoffentlich wird er Ihnen nicht vorweggenommen....

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

288. AN D. GUSTAV FRENSSEN, BARLT.

Freienwalde, 8. 8. 1917.

Verehrter Herr Frenssen!

Für Ihre Bemerkung bin ich Ihnen dankbar. Mancher beklagt sich, meine Bücher seien schwer zu lesen, und ich muß es leider glauben. Aber ich habe keine Wahl. Auf die Architektonik des Buches kann ich wirken, und ich habe meine Not, bis Grundriß, Baumassen, Gliederungen ihre Form gefunden haben. Aber der Gedanke schafft sein Kleid sich selbst; es kommt mir vor, als würde er darin geboren, wie in seiner Haut, und als würde ich ihn anders nicht wiedererkennen. Um verständlicher zu werden, habe ich jetzt eine Anzahl Fremdwörter ausgeschieden; doch muß ich gestehen: nicht immer befriedigt. Es fehlen Zwischenfarben. In meinem Garten möchte ich mich nicht entschließen, die vielen fremdartigen Gewächse auszusondern, die sich an unsere Heimat gewöhnt haben.

Ihrer Arbeit wünsche ich guten Fortgang. Seit Wochen bin ich kaum viermal aus meinem Zaun herausgekommen. Einsamkeit unter Bäumen, klare Luft, Blick über die Ferne des Oderbruchs tun mir unendlich wohl. Wenn der Krieg den Rest unseres Lebens verzehrt, so bleibt dies eine Stärkung.

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

289. AN FRAU PROFESSOR SABINE LEPSIUS, BERLIN.

Freienwalde, 8. 8. 1917.

Liebe Sabine!

Von Ihrem Büchlein habe ich den ersten Teil — 1870 — mit Freude gelesen. Sie wissen und fühlen, wie sehr wir übereinstimmen. Dank! Bald nach unserem Briefwechsel kam ich hierher. Ich versuchte,

Reinhold für diese Ruhe, wenn auch nur auf Stunden, zu gewinnen; doch es war noch zu früh.

Es ist mir lieb, daß Sie Ihrer Arbeit sich zuwenden. Bald werden Sie fühlen, daß eine große Epoche des Lebens und eine gewaltige Abkehr uns an einem neuen Punkte, und einem höheren wieder ansetzen läßt.

In herzlicher Ergebenheit der Ihre Rathenau.

290. AN DR. FREDERIK VAN EEDEN.

Freienwalde, 17. 8. 1917.

Lieber Herr van Eeden!

Ihren Aufruf für das philosophische Institut habe ich erhalten. Ich glaube, daß jede Bestrebung, den abendländischen Kreis des Geistes und der Gesittung zusammenzufassen, Teilnahme und Förderung verdient, und werde sie meinerseits gern erweisen, sobald ich die Wege etwas klarer sehe, denn mit der Beseitigung von Wörtern allein scheint es mir nicht getan zu sein.

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

291. AN MAJOR STEINBÖMER. Freienwalde, 22. 8. 1917.

Lieber Gustav!

Für zwei inhaltreiche Briefe bin ich freudig und dankbar in Ihrer Schuld — und bleibe es; denn mein Leben verläuft undramatisch, und doch nicht einmal idyllisch: die Berliner Unterbrechungen häufen sich. Die letzte war zweitägig — Freitag und Sonnabend —, stieß also fast mit Ihrer Anwesenheit zusammen.

In Hohenfinow stieg Gf. Zech ins Coupé; wir blieben ungestört, die Unterhaltung ging bis Berlin über

das „Thema". v. B.-H. ist zum U-Krieg gezwungen worden, auch Helfferich war bis zum Schluß dagegen — und soll seine Meinung nicht geändert haben. Das verstehe ich freilich nicht! H. u. L. verlangten die Verschärfung vom ersten Tage ihrer Führung an, wurden immer wieder vertröstet, u. A. durch ein langes Exposé des RK; schließlich aber, am 9ten Januar, in einer Konferenz im HQ, an der W II teilnehmen wollte, aber nicht teilnahm, wurde der Beschluß gefaßt. Vorher war auf kategorisches Verlangen von H. u. L. in das Friedensangebot die obligate Trompetenstimme eingefügt worden, was nicht hinderte, daß Gallwitz sich über die Wirkung auf die Truppe beschwerte. Auf meine Frage, warum B. die Gelegenheit nicht zum Rücktritt benutzte, war die Antwort unsatisfactory. „Um nicht die an sich kleine Chance des U-Krieges noch kleiner zu machen". Beim Abgange wurden verschiedene Standeserhöhungen angeboten und abgelehnt. Helfferich hat so geschickt operiert, daß B.-H. selbst ihn zum Bleiben bestimmte. Wer Michaelis erfunden hat, ist ihm unbekannt; eine Besprechung hat dieser nicht für nötig gehalten.

Zech, der mich Montag hier besuchte, bat mich, Donnerstag bei B. anzurufen, um einen Besuch zu verabreden —, der übrigens kompliziert ist, weil er mich abends nach Hause fahren lassen muß. Da ich aber morgen zu R. v. Mendelssohns Beerdigung nach Berlin fahre und Sonntag, am Geburtstage meines verstorbenen Bruders, wieder dort bin, wird Hohenfinow vorläufig nichts werden.

Die Papstnote, nehme ich an, hat Österreich nach Maß bestellt und nicht ganz passend erhalten. Ich glaube nicht, daß die Entente sich heute darauf einläßt; wir werden wohl die von Cassius beschriebene Geste Julius Caesars machen, dem die Krone ange-

boten wurde. Ich hoffe, mich in Michaelis zu täuschen. Ich finde jedes Wort, das er spricht, völlig ahnungslos, auf dem Niveau eines Abonnenten der Tägl. Rundschau. Er glaubt nicht nur an seinen eigenen Stuß, sondern auch an den der andern.

Von unglaublicher Niedrigkeit sollen die Herren Abg. gewesen sein, zumal die nat.-lib. Sie benutzten die Parlamentarisierung, um Stühlchen zu erbetteln; es brauchten nicht einmal ministerielle zu sein . . .

‚Novembre' habe ich längst gelesen, kurz nachdem Sie mir schrieben. Freilich nur in einer deutschen Übersetzung. Ich kann es nicht auf die Höhe des reifen Fl.*) stellen; das Kokottenerlebnis ist vorzüglich geschildert, aber die romantische Bronzierung zum Romanereignis ist grob. Ich muß an ‚Wahrheit und Dichtung' denken —, das einzige Buch, das ich hier lese: Wie wundervoll ist das kleine Erlebnis der Tanzmeistertöchter in Straßburg, nur durch Wiedererleben zur Novelle geworden! Das letzte neuere Buch, das ich las, war „Segelfoß" von Hamsun. Sonst rinnt allerhand über meinen Schreibtisch, aber ich schnuppere nur daran und laß es laufen.

Mit meiner Arbeit geht es langsam und unbefriedigend fort; es fehlt mir in diesem Sommer an Elan, ich bin müde und mürbe.

Werde ich nach Hamburg kommen? Fragen Sie Ballin, der sub specie Hamburger Hochbahn mein Vorgesetzter, ja Vorsitzender ist. Jedenfalls grüßen Sie ihn! Ich bin sehr froh, daß Sie beide sich gut verstehen. Und Pauli?

Leben Sie wohl! Ich grüße Sie aufs herzlichste in Freundschaft

Ihr W.

---

*) Flaubert.

292. AN GUSTAV BEUTLER. Berlin, 23. 8. 1917.

Sehr geehrter Herr Beutler!

Für Ihren lieben und kraftvollen Zuruf danke ich Ihnen aufs herzlichste. Ich verstehe und ehre Ihre Empfindungen, und teile ganz und gar Ihre Überzeugung, daß uns Deutschen letzten Endes nichts geschehen kann. Aber die Fehler, die wir gemacht haben, liegen weit zurück. Die Schwere der Zeit ist die Buße, die uns dafür auferlegt ist. Gleichviel, welche Politik wir heute treiben: Wir haben uns, wie ich glaube, noch auf einen langen Krieg einzurichten. Das Schwerste kommt hinterher, und hier wird es sich fragen, ob wir die Kraft haben, unsere Verantwortung in eigene Hand zu nehmen und ein äußeres und inneres Leben aufzubauen, das anders sein wird als das frühere, das aber ernster sein muß und schöner und stärker sein kann.

Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich mit der Regierung in Fühlung stehe. Seitdem ich aus dem vorübergehenden Staatsdienst ausgeschieden bin, arbeite ich still für mich, und alles, was ich schaffe, bezieht sich auf unser künftiges Dasein . . .

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

293. AN LEUTNANT DR. ARTHUR SALZ, im Felde. Berlin, 23. 8. 1917.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihre tief eindringende Erörterung hat mich gefesselt und zur Dankbarkeit gestimmt.

Verübeln Sie es mir nicht, wenn ich in bedrängter Zeit nicht auf Einzelheiten eingehe, sondern mich an den Kernpunkt unseres Gegensatzes halte.

Die religiöse Gemeinschaftsgarantie, die Sie mit Recht verlangen, führte Sie zu einer Folgerung, die ich als transzendentalen Rationalismus bezeichnen

möchte. Die Civitas Dei des Augustin besteht für Sie vervielfältigt, für jede Religion einzeln, also in einer Spaltung, die geistes-geographisch orientiert ist.

Ich halte jede Form des Rationalismus für einen Übergangsbegriff und möchte sie nicht auf das Höchste angewendet wissen. Der Gegensatz der Einzelreligion ist nicht die Einzelreligion, auch nicht der Atheismus — der durchaus religiös sein kann —, sondern, wenn man das Wort „religio" in seinem wahren Sinne, dem der Bindung, nimmt, der Zustand der transzendenten Ungebundenheit, mithin, da die Bindung durch eine andere verdrängt wird, die Gebundenheit an die Erde, also der eigentliche Materialismus.

Es scheint mir eine künstliche Naivität zu sein, wenn wir uns zu der Vorstellung zu zwingen suchen, d a s, was w i r glauben, sei das gleiche oder wenigstens dem ähnlich, was ein anderer glaubt. Dies ist nur möglich gegenüber dem radikalen Wunder oder der radikalen Offenbarung.

Je undifferenzierter ein Mensch, desto näher mag es ihm liegen, sich mit den Glaubensformen anderer zu identifizieren oder an gemeinsamen Religionsübungen zu hängen. So wenig es unserer Zeit jemals wieder gestattet wird, sich einer gemeinsamen Kunstauffassung hinzugeben, wie es etwa im Zeitalter der Gotik der Fall war, so wenig kann der Augenblick wiederkehren, wo eine Gemeinsamkeit nicht der religiösen Stimmung, sondern der religiösen Lehre möglich wird. Mehr und mehr wird sich in uns das vollziehen, was sich in der Kunst vollzogen hat und was sich in der lebendigen Natur vollzieht: der Lebensstrom der Planeten wirkt sich nicht aus in einer Einzelgestaltung der Pflanze oder des Tieres, er dringt wie ein Wasserstrom durch jede Rinne und gestaltet sich in jedem Bett neu. Aber nicht nur neu in der Gleichzeitigkeit,

sondern in der Abwandlung, die nach Tagen und Äonen zählt.

Wenn Sie die Civitas Dei verlangen, so kann diese Forderung sich nicht auf die Einzelreligion beziehen, sie kann nicht transzendentalisierter Rationalismus, sondern nur Menschheitssache sein.

Eine andere Erwägung führt zum gleichen Punkte. Je mehr wir alles religiöse Wesen nicht von der Talseite, sondern von der Gipfelseite betrachten, desto mehr gleichen sich die Gegensätze aus. Die religiösen Grundbegriffe sind unveränderlich, denn sie entspringen unveränderlichen Spiegelungsgesetzen eines Absoluten. Wenn heute der Kaplan und der Rabbi sich zanken, so würde weder Christus für den einen, noch Moses für den anderen eintreten.

Ist aber die Civitas Dei Menschheitssache, so entspringt hieraus nicht, wie Sie mir entgegenhalten könnten, Quietismus, Gleichgültigkeit oder Sektenwesen, sondern es entspringt das daraus, was zu allen Zeiten der Kern aller Religionen gewesen ist, was auch in der evangelischen wie in der buddhistischen Jüngerschaft sich ausgesprochen hat: ein Esoterismus, der weiterbildend das Göttliche im Menschen entwickelt und durch seine verschiedenfarbigen Ausstrahlungen es Völkern, Zeiten und Menschen, einem jeden nach seiner Art, verkörpert.

Mit herzlichem Gruß
in aufrichtiger Ergebenheit Ihr Rathenau.

294. AN DR. SCHOTTLAENDER, HEIDELBERG.

Freienwalde, 31. 8. 1917.

Lieber Herr Schottlaender!

Lassen Sie für die Freude, die Ihr kraftvoller und warmherziger Brief mir gebracht hat, mich aufs herzlichste danken.

Wir sind in allem einig.

Dem Sozialismus gehört die Zukunft, nicht der dogmatischen Sozialdemokratie. Ich mußte sie scharf anfassen; denn nur so ist Hoffnung, daß sie sich aus ihren Fesseln frei macht. Heute ist sie eine Kirche, nicht ein Glauben. Wir sind aufs tiefste autoritär; jede Bewegung nimmt den Gang des Protestantismus und endet beim Hofprediger und Summus Episcopus.

Ihrer Diagnose von den kriegserhaltenden Kräften stimme ich zu. Es wird lange dauern, bis wir einsehen, daß der Krieg nicht ein politisches, sondern ein soziales Ereignis ist. Ändert er die Welt nicht, so ändert sie die Not, die ihm folgt, und in allen Ländern. Aber ich glaube an lange Dauer und sehe keine Möglichkeit, sie zu kürzen; der Brand muß sich selbst verzehren. Solange der Begriff des Sieges — der auf Revolutionen nicht anwendbar ist — das Denken beherrscht, solange der Druck nicht ins Ungeheure gestiegen ist, solange die Hälfte der Nationen vom Kriege lebt und die andere Hälfte von der Hoffnung —, solange, fürchte ich, reift der Friede nicht, sofern nicht Unerwartetes eintritt.

Gern erörterte ich alle diese Fragen mündlich mit Ihnen. Führt Ihr Weg Sie nach Berlin, so wird es mir eine Freude sein, Sie zu sehen.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

295. AN S. FISCHER. Freienwalde, 31. 8. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr Fischer!

... Meine neue Schrift ist etwa zur Hälfte fertig. Ich schätze sie auf 60 bis 80 Seiten. Sie heißt (vertraulich): „Die neue Wirtschaft" und wird, wie ich glaube, das umstürzende und grundlegende Dokument

des künftigen Aufbaus sein. Leider wird sie unter meinen industriellen Berufsgenossen noch mehr Erregung und Gegnerschaft stiften als mein letztes Buch. Aber unsere Zukunft ist wichtiger als mein Beruf und: pour faire une omelette, il faut casser des oeufs.

Mit herzlichen Grüßen
in Ergebenheit Ihr Rathenau.

296. AN DR. STEFAN ZWEIG. Grunewald, 14. 9. 1917.

Mein lieber Herr Zweig!

Erst heute darf ich Ihnen antworten und danken: denn ich habe die Lese Ihres großen dramatischen Werkes beendet. Lassen Sie mich gestehen: es ist mir nicht leicht geworden. Das ganze Gewicht des Unausgesprochenen dieser Jahre wälzte sich heran, und es ergriff mich, zu fühlen, wie sehr in diesen Erlebnissen und Erduldungen wir verwandt sind. Hinzu tritt die bedeutende Synthese mit dem Schicksal des Blutes, die Sie geschaffen haben; der gewaltige Modus des letzten Bildes hat mich tief bewegt. Immer wieder und wieder ist es, wenn wir unser Letztes erleben, ein Auszug; Abschied und Aufbruch schwebt über uns, wir sterben ungezählte Tode, wie auch jetzt. Und seltsam! Es ist nicht die Auferstehung, die dem Tode folgt, sondern der Tod selbst, der sich in Leben verwandelt.

Haben Sie Dank, daß Sie in dieser Zeit, in der Opfer und Wille zum Leiden wachsen und der Geist sich senkt, im Geiste emporgestiegen sind. Ich kann nur noch im Vergangenen leben und im Künftigen denken; Sie haben mich in starken Stunden an Lebendes gefesselt.

So danke ich Ihnen auch im Gegensinne mit gleicher Herzlichkeit: daß Sie meinen Gedanken Ein-

laß gewährt, ja ein köstliches Gastgeschenk ihnen gewidmet haben. Sie haben recht: so wenig wie eine der früheren Schriften war diese*) an die große Zahl gerichtet, und die Verbreitung hat mich anfangs erschreckt. Aber hier komme ich abermals auf Ihr großes Werk: freilich im tiefsten, demütigsten Abstand vom Riesenbilde des Propheten.**) Drei Jahre lang war ich drum und dran, den vielen recht zu geben, die mich von Sinnen hielten; wenn die Zeit und ich uns nähern, so habe nicht ich den ersten Schritt getan; und wiederum muß ich meinen Weg weitergehen, obwohl ich weiß, daß er mich abermals entfernt und entfremdet.

Wann werden wir uns wiedersehen? Leben Sie wohl, ich grüße Sie aufs herzlichste. Ihr Rathenau.

297. AN DR. PAUL EBERHARDT. Freienwalde, 16. 9. 1917.

Lieber Freund!

... Was auf mir lastet, ist das Kommende. Ich denke nicht an meine Person, die mag ihren Winkel finden. Ich sehe das Grauen — nutzlos — ins Unabsehbare verlängert, und hinterdrein — keine Besserung. Niemand kann lernen, niemand lehren. Im Zeitenstab des Planeten ist es ein Ritz, im Weltenganzen ist es ein Hauch, für ein Lebensalter ist es viel. Unsere Lebenstorheit ist es nun einmal: Wir möchten etwas Gerundetes sehen: auch die Tragödie zeigt mit einem Finger über ihr Ende hinaus. Sollen wir nur die Düngung, nicht einmal die Saat erleben?

Lieber Freund, wir beide wissen eine Antwort auf alles dies: Luther sagte: ich bin fröhlich im Geist, aber sehr betrübt im Fleisch. Meine Pflicht wäre, Sie, der

*) „Von kommenden Dingen."
**) Jeremias.

Sie aus einer guten Hoffnung wieder in die Plage gedrängt sind, aufzuheitern. Ich könnte es im Alltag; ich bin keineswegs stündlich traurig, sondern, soviel ich kann, tätig. Doch Sie erwarten von mir keine Momentaufnahme, sondern den echten Umriß.

Hier wird es Herbst. Die heutige Nacht, meine letzte hier, hält eine Stunde lang den Zeiger an. Morgen beginnt die minder bewußte Seite meines Lebens, die ermüdenderen Tage, die tieferen Nächte. Leben Sie wohl diesen Winter, von Herzen wünsche ich Ihnen ein erträglicheres Dasein . . .

Auf Wiedersehen! Der Ihre Rathenau.

298. AN MAJOR STEINBÖMER. Freienwalde, 16. 9. 1917.

Lieber Gustav!

Die letzte Zeile hier in Freienwalde und die letzte stille Abendstunde soll Ihnen gehören, in dieser Nacht, die eine Stunde lang den Zeiger anhält, zum Zeichen dessen, daß der Zeiger des Planeten nun im dritten und vierten Jahre feststeht.*)

Grüßen Sie Ballin; ich freue mich herzlich über Ihre beidseitige Annäherung. Ich denke, ihn am 24sten in Berlin zu sehen.

Meine Mutter war eine Woche lang hier; das hat mich trotz mehrfacher Berliner Unterbrechung isoliert, und ich mache mir das gewohnte Zeitungsbild.

Wir wußten, daß die Bewegung ein Jahr zu früh kam, und daß sie somit ihr Gegenteil erzeugen mußte. Man sollte nicht unterschätzen, wie nachhaltig dies geschehen ist. Die Front, der größte Teil der mittleren Bildung ist empört, der Reichstag, selbst nur halber Meinung, kann nichts erwidern. Die Ereignisse — wie

*) Änderung der Sommer- und Winterzeit.

immer — stürzen das Gleitende. Der intransigente Kriegswille ist auf ein Jahr gesichert, die Militärdiktatur bekräftigt. Auch wenn man uns von drüben schrittweis entgegenkäme, dürfte es hier niemand wagen, ein Ende zu machen. Aber das erste geschieht kaum; ein eben von Amerika heimgekehrter Beauftragter — im übrigen Optimist — berichtet, daß täglich 5000 Mann verschifft werden. Michaelis scheint allmählich die Lage zu verstehen. Wahnschaffe, mit dem ich in der Bahn zusammentraf — er fuhr nach Finow —, hatte mit ihm gegessen und fand ihn politisch ganz in Bethm.'s Spuren. Es ist wie ich sagte: wer sich Wilhelmstraße 77 schlafen legt, wacht als Bethmann auf.

Ihr Brief erinnert mich, daß ich Ihnen von Hohenfinow noch nicht erzählt habe. Kurz nach Zech's Besuch hier war ich dort. Stimmung: einsam, dunkel und still. Bei Tische waren wir fünf; zusammen an 300 Jahre; außer ihm und mir Fräulein v. Pfuel, die vom Reichstag zum Alltag zurückgekehrt ist, die stille und vornehm-gütige alte Oberin, seine Schwester (Tolstoj!) und die Gesellschafterin. Nach dem Essen saßen wir auf derselben nächtlichen Terrasse wie vor drei und fünf Jahren und erinnerten uns der alten Gespräche, von denen ich Ihnen erzählt habe: das erste, mit Wahnschaffe, wo ich von ihm die Verfassung verlangte, das zweite über Österreich, den Bankerottier, den er in der Hand halten sollte.

Die Unterhaltung war in dem Ton und Gedankenkreise, in dem Sie und ich uns zu verstehen pflegen; zuweilen rückhaltloser. Ich dachte an manche zeremoniöse Äußerung der Zwischenzeit und an die Art, wie Lage und Überzeugung sich bedingen. Mittendrin konnte ich mich nicht zurückhalten: in Erinnerung an das österreichische Gespräch fragte ich rund-

weg: Warum haben Sie die Kriegserklärung an Serbien nicht verboten nach diesem unverdienten Triumph des Habsburger Ultimatums?

Ich erwartete eine Redensart im Sinne der Unzulässigkeit, das Bruderreich moralisch schwächen zu lassen und dergleichen. Ich täuschte mich. Er blickte vor sich hin ins Dunkel und schwieg, wohl mehr als eine Minute. War es Entschuldigung? War es Anklage? Verstimmung war es nicht, das zeigte die unveränderte Temperatur des stockenden Gesprächs.

Überhaupt: im Garten, bei Tisch, auf der Terrasse, am Tisch bei der Lampe: er blieb, was er war und ist: vornehm, charaktervoll, menschlich. Auf dem Heimweg dachte ich an jenen anderen Abend, auf einer anderen sommernächtlichen Terrasse, in tieferem Dunkel, nach Bülow's Sturz.

Es ist spät geworden, auch nach Winterzeit. Mich fröstelt, wenn ich an den schweren Winter denke. Es ist herbstlich, aber alle Gartenblumen blühen wie nie zuvor, der große Spitzahorn steht in gelben Flammen, die Wege duften nach feuchtem Laub. Früh um 8,14 geht mein Zug. Ich grüße Sie in aller Herzlichkeit

Ihr W.

299. AN RABBINER DR. LUDWIG A. ROSENTHAL, BERLIN. Berlin, 16. 9. 1917.

Sehr geehrter Herr Doktor!

... Die von Ihnen erwähnten Verhältnisse verkenne ich nicht. Es liegt nicht auf meinem Wege, irgendeiner Religions- oder Kirchenform nahezutreten, wobei ich mir die Bemerkung gestatte, daß nach meiner Auffassung Riten und Gesetzesvorschriften im allgemeinen nicht als religiöse, sondern als kirchliche und ethnologische Eigenheiten zu betrachten sind.

Entscheidend ist für mich lediglich die Frage, ob

das Judentum seinem religiösen Inhalt nach als so dogmenfrei angesehen werden kann, daß ein reiner, weder durch Kirchenvorschriften noch durch Ritualgesetze beschränkter Monotheismus in ihm Raum hat.

Meine eigenen Prüfungen und Erwägungen veranlassen mich, die Frage zu bejahen, und ermöglichen mir dadurch das Verbleiben im Kreise der kulturellen und religiösen Einheit . . .

Mit vorzüglicher Hochachtung Rathenau.

300. AN WOLFGANG SCHUMANN, DRESDEN.

Berlin, 17. 9. 1917.

Verehrter Herr Schumann!

Das Getriebe, von dem Sie schreiben, hat mich heute nach längerem Landaufenthalt wieder eingeschluckt. Ich bedaure es aus manchem Grunde, doch nicht wegen der Abneigungen, die Ihnen Sorgen machen, denn in diesem handelnden Leben sehe ich das einzig mögliche Gegengewicht gegen die Weltentfremdung und Unverantwortlichkeit, die sich unseres Denk- und Schreibwesens bemächtigt und jede Leistung in Journalistik zu verkehren strebt.

Ich glaube nicht an Einfälle, sondern an Arbeit; Arbeit aber ist ein Kampf, der nicht gegen wehrloses Papier geführt werden kann. Ich bedarf daher dieser Gegenkräfte noch einige Zeit, verhehle Ihnen aber nicht, daß der Gedanke, sie einmal entbehren zu können, mich von Zeit zu Zeit verführerisch lockt.

In Ergebenheit Ihr Rathenau.

301. AN DR. ERICH SCHAIRER. Berlin, 21. 9. 1917.

Sehr geehrter Herr Doktor!

. . . In Wichard von Moellendorff sehe ich eine der stärksten Hoffnungen unserer künftigen ideellen und

praktischen Wirtschaftsgestaltung. In einer Zeit, die jede grundsätzliche Frage mit einer Schicht von Sondererörterungen und dialektischen Zweckreden überdeckt und den Wald vor Bäumen nicht sieht, scheint es mir höchstes Bedürfnis, wenn einzelne Geister sich Übersicht wahren und mit neuen Denkformen unsere Grundeinstellungen prüfen. Solches Wirken verspreche ich mir von seiner Veranlagung und Erfahrung, die den Blick für Betrachtung und Praxis, Technik und Organisation vereinigt . . .

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

302. AN DR. WALTHER KRÖNER. Grunewald, 28. 9. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr Doktor!

Aufrichtig danke ich Ihnen, daß Sie Ihren schönen, kraftvollen Brief geschrieben und abgesandt haben; er hat alle meine Hoffnung zur Jugend unseres Landes bestärkt.

Was Sie beklagen, beklage auch ich: und wenn Sie alles zusammenfassen, so lautet es: „führerlos". Wir haben genug tüchtige Menschen, und für stille Zeiten reicht das; aber in unseren Tagen erfahren wir, was wir längst wußten: Tüchtigkeit ist nicht Führerschaft. Es fehlt diesen Menschen das Inkommensurable: sie wissen bestenfalls, was ist; sie wissen nicht was wird. Führerschaft aber enthält einen Teil nachtwandelnder Prophetie; das ist ihre Stärke und ihre Tragik, denn diese Gabe setzt meist am Ende aus. Da nun die Menge spürt, daß es an Propheten fehlt, so reden alle Professoren in Zungen: das kann den Hörer zum Wahnsinn treiben. Die Menge aber, durch das Berufsdenken und die Interessendialektik des Jahrhunderts geistig atomisiert, ist nicht mehr zu sammeln und zu verbinden. Käme ein Luther, Moses und Mohamed, er

würde von Dialektik zerrissen. Bedenken Sie, daß in dieser Anarchie jeder Deutsche denkt, schreibt, redet, räsonniert; der Generalsekretär des Verbandes zur Wahrung der Interessen der Abführmittelindustrie ist ein Demosthenes, der Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Vereins der Kotillonordenfabrikanten ist ein Mirabeau; jeder doziert, debattiert und macht Politik, weil die Führung sie nicht macht.

Verzeihen Sie in diesen ernsten Dingen den skurrilen Ton; ich will kurz sein und nicht zu hart werden. Ich glaube an uns und unsere Sendung und will mit dieser Hoffnung sterben. Doch wir alle werden vor der Erfüllung sterben; denn leider: es gibt nur noch ein Mittel, das uns zusammenschweißt und das edle Metall emporläutert: die Not. Sie wissen, meine Auffassung der Geschichte ist nicht materialistisch; und dennoch: realpolitisch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß auf unserem Stande der Zivilisation keine nachhaltige Wandlung vor sich geht — Kreuzzüge, Reformation und große Revolution eingeschlossen — ohne den Drang und Druck wirtschaftlicher Triebkräfte.

Heute leben wir — das furchtbarste dieser grenzenlosen Verkehrung — in einer unerhörten Hochkonjunktur. Die Industrie macht Kriegsgewinne, der Stundenlohn des Schlossers ist zwei Mark, die Landwirtschaft zahlt ihre Schulden ab — neben manchem anderen, das ich nicht erwähne.

Nach dem Kriege, der noch längst nicht beendet ist, senkt sich langsam über Europa die Not. Wir werden schwer an dieser Zeit zu tragen haben, aber sie wird die Probezeit sein. Wer dann lebt, sich Hoffnung und Liebe bewahrt, stark und begnadet ist, der wird das, was Sie und ich ersehnen, vielleicht nicht erleben, wohl aber besiegeln helfen.

Ist es zu hart, was ich Ihnen sage? Vor Gott sind tausend Jahre ein Tag. Moses starb vor Glück, weil er das Land seiner Kinder erblicken durfte. Lassen Sie uns treu dem Lande unserer Zukunft dienen, auch wenn wir es nicht betreten . . .

Ich grüße Sie herzlich und in Ergebenheit

Ihr Rathenau.

303. AN DR. KARL SCHEFFLER, BERLIN.

Berlin, 10. 10. 1917.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Mit lebhaftem Anteil habe ich Ihre bedeutende Besprechung meiner Schrift gelesen.

Es ist richtig, auf das Nationalitätsverhältnis der Juden bin ich nicht eingegangen, denn für mich steht es fest und selbstverständlich da, daß ein anderes Nationalitätsgefühl als das deutsche für einen gebildeten und gesitteten Juden nicht bestehen kann. Ich wüßte keinen, der mir begegnet wäre, der seine Staatszugehörigkeit anders empfunden hätte als ein Bayer, Sachse und Ostpreuße.

Wir alle wissen, daß die deutschen Stämme nicht einheitlichen Blutes sind, daß sie noch weniger die Nachkommen der taciteischen Germanen darstellen. Daß die Blutmischung der Juden eine ältere ist, hat für mich keine Bedeutung für ihre nationale Eingliederung; ich halte alle Rassentheorien für Zeitspielerei und kenne nur eins, was Völker zu Nationen, Nationen zu Staaten macht: die Gemeinsamkeit des Bodens, des Erlebnisses und des Geistes.

Mit ergebenstem Gruß Ihr Rathenau.

304. AN DR. ERNST NORLIND. Berlin, 18. 10. 1917.

Lieber Freund!

... Herzlich dankbar bin ich Ihnen für die Übermittlung der Einladung Ihrer studentischen Freunde.

Ich bitte Sie, sagen Sie diesen Herren, daß ich in den nächsten Jahren noch nicht unter sie treten kann und darf, denn freiwillige und unfreiwillige Arbeit hält mich hier so fest, daß alle eigenen Wünsche zurücktreten müssen. Aber sagen Sie ihnen auch, daß ich in aufrichtigster Gesinnung mich ihnen verbunden fühle, daß ich es in meinem beginnenden Alter für ein hohes Glück halte, mit der Jugend des Landes in Fühlung zu stehen, das mit seiner Kunst und politischen Reife an der Spitze des germanischen Bezirkes sich bewegt.

Heute vormittag habe ich meine letzte Zukunftsarbeit beendet; sie enthält die Umwälzung der neuen Wirtschaft und beschließt damit den Kreis der Aufgaben, die mich während des Krieges gefesselt haben. Ich denke, sie zu Beginn des nächsten Jahres erscheinen zu lassen. Damit ist, wie ich glaube, ein großes Gebiet für mich abgeschlossen, und ich erwarte geduldig, in welcher Richtung meine Gedanken künftighin bestimmt werden sollen ...

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

305. AN WILHELM SCHÄFER. Grunewald, 19. 10. 1917.

Lieber Wilhelm Schäfer!

Von Herzen Dank für Ihr prachtvolles Epos vom Geiste.

Nur um eines wage ich Sie zu bitten. Ihre schöne Prosa, die ich so sehr liebe und die unserer verkommenden Sprache not tut: zügeln Sie sie nicht so scharf, daß sie in den spanischen Tritt des Verses fällt. Ein

reichgegliedertes Kranzgesims: gut; allein ihr Quaderbau verlangt die strenge, unbehauene Fassung der Rustika.

Herzlich der Ihre Rathenau.

306. AN MAJOR STEINBÖMER. Berlin, 19./20. 10. 1917.

Lieber Gustav!

Kein anderes Geschenk von Ihnen erbitte ich, als die Erhaltung Ihrer Gesinnung. Die Probe auf meine Aufnahmefähigkeit für sichtbare Geschenke ist, trotz mäßigen Umfangs, mißglückt. Die Blumen der Banken wanderten zu meiner Mutter und Schwester, ein kleines Gedicht von Hauptmann hat mir Freude gemacht.

Zwei Zwischenspiele bot die Schweizer Reise: eine abendliche Autofahrt der glühenden Alpenkette entgegen zum Thuner See, um in Gunten Stegemann zu besuchen, einen Vormittag bei der Königsfamilie in Zürich und im Anschluß einen Abend mit dem Exminister Streit.

Stegemann: still, dunkel, etwas asketisch, langsam und zu großer Herzlichkeit sich erwärmend. Breites Gesichtsfeld über Strategie und Politik; in dieser fast bis zum Letzten mit meiner Auffassung übereinstimmend, vielleicht etwas düsterer. Ich sagte: Wie konnten Sie so schreiben, daß die Alldeutschen Sie als Eideshelfer nennen? Er: Vieles steht in den Anmerkungen. Ich: Die liest niemand. Er: Aber auch zwischen den Zeilen. Ich: Ja, sonst wäre ich nicht gekommen.

Der König: Intelligent, redet sehr schnell. . . . Typ des besseren, nicht des besten Russen. Optimismus, Geschäftigkeit und, mehr als erwartet, Geschäftskenntnis. Sie und die Schwester (Hessen) nur in kleinsten Zügen dem Bruder ähnlich, anspruchslos, mensch-

lich, teilnehmend, glühender Haß gegen die Franzosen, voll Bewunderung für alles Deutsche. Streit: Sächsischer Geheimrat, ganz ohne griechische Züge trotz der sieben achtel Griechenblut, mitteilsam, bescheiden. Wir aßen in meinem Hotel in einem kleinen Zimmer. Zaimis und Streit brachten mittags dem König die Abdankungsforderung Jonnarts (der vielleicht gar nicht autorisiert war). Konstantin fragt: Unangenehme Nachricht? „Ja, ein Ultimatum." Er nimmt es und liest es laut vor. Als er zu der Stelle kommt: „Abdication — délai 24 heures", blickt er vom Blatt auf, sagt: „Ich werde es tun", und liest weiter. Streit geht zum Prinzen Alexander. „Die schönste Aufgabe für einen Prinzen etc." Der bricht in Tränen aus und weint eine Viertelstunde. Sie geben ihm eine Liste der Personen, an die er sich in erster, zweiter, dritter Reihe wenden soll, und fahren ab . . .

Meikeles — der Witz trägt ihm diesen Spitznamen ein, der mir historisch scheint — glaubt noch immer, daß er sich hält. Ich glaube fast, in seiner Ahnungslosigkeit behält er recht, denn der Reichstag bereut stets nach vierzehn Tagen . . . Roedern — Kühlmann haben Aussicht, auch Helfferich scheint zu bleiben, im tollsten Wirrwarr. Schwander ist noch nicht ernannt; schon wird ihm das Wasser der Übergangswirtschaft abgegraben durch eine Stelle zur „Friedensvorbereitung". Waldow wird von seinen Leuten für unbedeutend gehalten. Richter und Sthamer sind noch immer da . . .

In der Pressekonferenz wird erklärt, warum es im U-Krieg auch schlechte Monate geben müsse . . .

Hauptmanns Premiere*) schien mir schon einen Logeneinschlag von Kriegslieferanten zu zeigen. Der

*) „Winterballade."

äußere Erfolg war schwach, die Aufführung meisterhaft, das Werk enthält eine seltsame Nordlandsstimmung und zwei sehr schöne Liebesszenen.

Gestern habe ich eine Arbeit abgeschlossen, die ich nur unter dem Drange des Gewissens veröffentliche. Wohin sie mich führt, weiß ich nicht. Sie heißt: „Die neue Wirtschaft" . . .

Leben Sie wohl, lieber Freund. Wissen Sie, daß Sie der einzige Mensch sind, dem ich lange Briefe schreibe? Ich glaube, es ist heute die Müdigkeit, die macht, daß ich nicht enden kann; es ist wieder einmal eine recht schlimme Arbeitszeit. Herzlichst Ihr W.

307. AN RABBINER DR. L. ROSENTHAL.

Berlin, 23. 10. 1917.

Sehr geehrter Herr Doktor!

. . . Ich möchte Ihre Gedanken nicht unerwidert lassen, muß mich aber leider auf wenige grundsätzliche Punkte beschränken. Überlastung mit wirtschaftlichen und literarischen Aufgaben hindert mich, einen regelmäßigen und ausführlichen Briefwechsel in kontroversen Fragen zu führen, und unsere Ausgangspunkte sind so verschieden, daß eine Vergleichung Schritt für Schritt mir kaum möglich scheint. Ich begnüge mich mit der Hervorhebung bedeutender Kontraste.

Sie sagen: Ich bin Realist, Tatsachenmensch, beurteile die Dinge nach ihrer Wirkung auf das Leben.

Sie sagen ferner: Ist aber Religion Leben und Wirken, dann sind die Formen des Judentums Hinweise darauf.

Sie sagen endlich: Verlangt es (das Evangelium) mehr, so hat noch kein Mensch es befolgt.

Für mein Empfinden ist Religion nicht Leben und Wirken, sondern Schauen, Glauben, Einfühlen, Lieben.

Leben ist für mich Sache der Ethik, die aus dem Religiösen, aber auch anderen Quellen fließen kann.

Daher ist für mich nicht die „Befolgbarkeit" der Prüfstein einer religiösen Anschauung, sondern die „Erlebbarkeit".

Ich vergleiche die Evangelien mit der alten Lehre nicht nach ihren Einzelaussprüchen, sondern nach ihrem für mich erfaßbaren Geist, so wenig ich etwa den Versuch mache, den homerischen und goetheschen Geist durch Zitate zu vermitteln. In jedem größeren Buch lassen sich Belegstellen für alles finden, was man sucht; entscheidender scheint mir die Frage nach dem, was im Vordergrund und was im Hintergrund steht, was dem unvoreingenommenen Empfänger als das Wesentliche, als das letztgewollte Geistige entgegentritt. Ich gebe zu, daß diese Betrachtungsform subjektiv ist, und dennoch schafft sie häufig Übereinstimmungen: sonst gäbe es kein intuitives historisches Urteil.

Nun scheint mir in der alten Schrift das Gesetz, die Lehre, das diesseitige Leben und Glück näher im Vordergrunde zu stehen als in den Evangelien; in den Evangelien dagegen die Liebe, der Glaube und die Transzendenz des Gottesreiches näher als in der Alten Schrift. Auf diesen Gradunterschied der Betonung und Wesentlichkeit kam es mir an, als ich erwähnte, daß ich auf dem Boden der Evangelien stehe, denn auch mir sind die transzendenten, das zweckhafte Denken und Handeln des Lebens überschreitenden Elemente der Religion die grundlegenden.

Ich habe daher nicht den Anspruch, mich als Tatsachenmensch und Realisten in Sachen der Religion zu bezeichnen, sondern muß es mir genügen lassen, den Wert der Tatsachen und Handlungen für das prak-

tische Leben in Wissenschaft und Wirtschaft hinzunehmen.

Die historische, ethnologische, überlieferungsmäßige Bedeutung von Riten und Vorschriften verkenne ich nicht, am wenigsten dann, wenn sie in dem von Ihnen erwähnten Sinne gemütvoller Erinnerung gehandhabt werden. Leicht stellt sich jedoch eine Umdeutung ein, so daß sie als starre Gesetze, als Abschließungsmittel, als Kennzeichen einer Überlegenheit oder gar als Gnadenmittel auftreten: in diesem Falle, der nicht ohne geschichtliche und geographische Vorgänge ist, erscheinen sie mir als eine Gefahr für Geist und Religion. Mit vorzüglicher Hochachtung Rathenau.

308. AN DR. WALTHER KRÖNER. Berlin, 25. 10. 1917.

Lieber und verehrter Herr Kröner!

Seit mehr als acht Tagen hat Ihr Brief vom 13ten vor mir auf meinem Schreibtisch gelegen, und die tiefe Bewegung und Spannung, in die er mich versetzte, hat sich durch die glückliche Botschaft, die Sie mir am 18ten sandten, gemildert. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie an den Gedanken und Gefühlen jener dunkelsten Stunden mich teilnehmen ließen; ich bewahre Ihre Worte auf, beantworte sie nicht, und will Ihnen heute nur sagen, wie sie mich trafen.

Ich schrieb das letzte Kapitel einer kleinen Schrift, die den Aufbau unseres äußeren Lebens behandelt, sie heißt: „Die neue Wirtschaft" und soll in einigen Monaten erscheinen. War es eine Täuschung in der Erregung des Schreibens, daß jedes Wort, das mir aus dem Herzen kam, als lebendige Antwort auf Ihre rufende Stimme von mir empfunden wurde und daß Ihre bewegenden Zeilen mir als die tiefste Bestätigung meiner Sorgen und Zuversichten erschienen?

Das kleine Kapitel habe ich für Sie abschreiben lassen und füge es bei. Vielleicht bleibt es Ihnen leblos, denn das Lebendige erstarrt in den toten Zeichen, und es bedarf immer eines kleinen Auferweckungswunders, um es zu beseelen.

Gleichviel. Ich bin tief dankbar für Ihre Errettung, und meine hoffenden Wünsche für Ihre Behütung und Erhaltung sind mit Ihnen. Der Ihre Rathenau.

309. AN GEORG VOIGT, BERLIN. Berlin, 29. 10. 1917.

Sehr geehrter Herr Voigt!

Aufrichtig danke ich Ihnen für die Sendung Ihrer schönen, durch Gehalt und Ausdruck fesselnden Schrift. Meine Antwort kommt verspätet, weil ich einiger ruhiger Stunden zum Leben bedurfte.

Wenn auch der dialektische Gang des ersten Teiles meinem Denken nicht ganz gemäß ist, das von der Anschauung kommt, und von der Abstraktion so rasch als möglich zur Anschaulichkeit zurückeilt, so habe ich in Ihren Reihen manches meinen Vorstellungen Verwandte gefunden. Ebenso kann ich dem meisten zustimmen, was Sie im pragmatischen Teile äußern.

Ihren Begriff des Mythos habe ich in recht übertragenem Sinne mir zu deuten gesucht, denn das eigentlich Mythische beruht auf sachlich-naiver Überzeugung, die fortlaufend dem Vordringen des sogenannten Wissens weichen muß. Das Wissen aber macht nur immer wieder dem Wissen Platz, Hypothese folgt auf Hypothese, Theorie auf Theorie; und in diesem Streit der Beweisformeln wird die naive Anschauung so unrettbar vernichtet, daß sie nur als verkleidete, haltlose Mummerei sich wieder einschleichen kann.

Gegen die Kollektivismen: „der" Franzose — „der" Deutsche erhebt sich bei mir wachsendes Miß-

trauen. Als wirkende Mächte behalten die Kollektivismen Realität; wir können zur Not sagen, „England" tut dies, „Rußland" tut das, obwohl schon hier ein halber Irrtum vorliegt. Gehen wir auf das Geistige, das Gefühlte und Gedachte, so müssen wir die Völker in Schichten zerlegen und finden nur prozentuale, sehr wechselnde Abweichungen. Es gibt in Frankreich eine Schicht „Franziskus", eine Schicht „Bergson", eine Schicht „Bach" und „Goethe", so gut wie in Deutschland, und es gibt in Deutschland eine Schicht „Warenhaus", „Börse", „Leibeigenschaft", „Cant", so gut wie in England, Amerika, Rußland, Frankreich. Wir wissen bestenfalls (aus intuitivem Durchschnittsgefühl), welche Schichten gerade aktiver oder inaktiver sind; schon die relative Ausdehnung zu bestimmen ist kaum möglich.

Eingestehen müssen wir uns freilich, daß nächst den Russen, Chinesen, Österreichern kaum einem Volke die Mechanisierung so gefährlich war wie uns —, und wie haben wir sie ergriffen! Die Mechanisierung in ihrer Überspannung ist die Ursache des Imperialismus und Nationalismus, und somit dieses Krieges. Eine Rückbewegung zum Innerlichen und Geistigen wird und muß, darüber sind wir einig, seine Folge sein.

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

310. AN AMTSRICHTER DR. WOHLFARTH, BRESLAU.

Berlin, 30. 10. 1917.

Sehr geehrter Herr Amtsrichter!

Aufs verbindlichste bin ich Ihnen dankbar für die große Freundlichkeit, die Sie mir mit der Zusammenstellung der Reichsgerichtsentscheidungen und Ihrer klaren und belehrenden Darlegung erwiesen haben.

An der Hibernia-Angelegenheit war ich als Geschäftsinhaber der Berliner Handels-Gesellschaft noch mitbeteiligt, und auch in späteren Fällen habe ich manches Urteil gelesen, das der Begriffsumstellung der neueren Zeit in vollem Maße Rechnung trug. Es wäre in hohem Maße erwünscht, daß diese Auffassungen auf alle Instanzen übergingen, und daß vor allem die Generalversammlungen und die Publizistik sich in stärkerem Maße der Tatsache bewußt würden, daß die Aktiengesellschaft nicht mehr ausschließlich nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen, sondern daneben auch als volkswirtschaftlicher Faktor zu beurteilen ist.

Ganz besonders erfreut bin ich, von Ihnen diese Auffassung geteilt zu wissen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Rathenau.

311. AN PROFESSOR M. SCHNEIDEWIN, HAMELN.

Berlin, 5. 11. 1917.

Sehr geehrter Herr Professor!

... Die Dogmenfreiheit des Judentums ist keine empirische, sondern eine virtuelle. Die Mehrzahl der Bekenner ist, wie bei jeder anderen Popular-Religion, in Dogmen, Riten und Superstitionen befangen, doch hierauf kam es bei der Erörterung nicht an. Denn bei der praktischen Wahl des Bekenntnisses ist entscheidend nicht das, was Religions b e k e n n e r empirisch sind, sondern die Freiheit, die eine allgemeine Glaubensvereinbarung gestattet. Diese Freiheit aber geht nach meiner persönlichen Auffassung — es ist wiederum ein Charakteristikum, daß jeder Denkende und Wissende nach bescheidenem Maße befugt ist, die Lehre autoritativ zu deuten — so weit, daß auch der metaphysische Inhalt der vier Konsonanten jeglicher Fassungskraft angepaßt werden darf.

Zum zweiten: Als Boden der Evangelien, von dem ich gesprochen habe, betrachte ich kein Dogma und kein Axiom. Die älteren Evangelien sind auch von diesen Zutaten fast völlig frei. Johannes enthält sie graecisierend, Paulus katholisierend. Das wirkliche geistige Fundament liegt für mich in der Überordnung des Gesinnungsmäßigen über das Handlungsmäßige. Im Mittelpunkt steht nach meinem Empfinden der Begriff der *πίστις*, die im lateinischen und deutschen Text unzutreffend mit den Worten „Credere" und „Glauben" übersetzt ist*), an deren Stelle etwas treten sollte, das die göttliche Zuversicht ausdrückt und jeden Begriff ausschließt, der eine Verwechslung mit der Vorstellung eines „Fürwahrhaltens" involviert. Das eigentliche „Glauben" im neueren Sinne, das mit dem Wortstamm (loben und geloben) nicht mehr viel gemein hat, führt immer wieder auf die Bahn des Sacrificium intellectus, zum höheren Ruhme irgendwelcher Dogmen oder Mythologien.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

312. AN GEHEIMRAT PROF. DR. HERMANN ONCKEN, HEIDELBERG. Berlin, 6. 11. 1917.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Aufrichtig danke ich Ihnen für die Sendung Ihrer bedeutsamen jüngsten Schrift. Bisher habe ich erst einige Abschnitte im Drange der Wißbegierde kennengelernt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welchem Anteil ich Ihren Gedankengängen folge.

Voreilig wird Ihnen eine Bemerkung und Frage erscheinen. Ich muß gestehen, daß mich der Eintritt

*) „fides" trifft besser zu.

der überseeischen Staaten in den Krieg, zu dem sich die Feindschaft der ostasiatischen Reiche gesellt, sehr bedenklich macht; ich habe den Eindruck, daß nicht nur die Achse der West-Nationen sich über den Ozean schiebt, sondern daß auch die Achse des Krieges außerhalb Europas verlegt ist. Mit anderen Worten: ich sehe nicht, wie, abgesehen von unerwartet günstigen Zufällen, der überseeische Krieg mit europäischen Mitteln beendet werden kann.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener Rathenau.

313. AN DR. ERNST NORLIND. Berlin, 6. 11. 1917.

Lieber Freund!

Sehr erfreut bin ich über die Aufforderung der Studenten von Upsala. Danken Sie ihnen, bitte, aufs herzlichste in meinem Namen, und sagen Sie ihnen, daß ich gern kommen werde, sobald der Friede da ist; ich hoffe, daß sie mir ihre Sympathien bis zum Sommer 1920 bewahren werden.

Der Kanzler hat den Mehrheitsparteien das Versprechen geben müssen, die Wahlrechtsreform in Preußen sofort einzubringen und sie als preußischer Ministerpräsident nachhaltig zu vertreten. Da aber das preußische Abgeordnetenhaus, auf Grund des alten Wahlrechtes zusammengesetzt, eine konservative Mehrheit hat, so ist es zweifelhaft, ob die Reform durchgeht. Geht sie durch, so wird sie im Herrenhaus Schwierigkeiten finden. Es hängt also sehr viel davon ab, mit welchem Grade von Nachhaltigkeit die Regierung ihre Sache vertritt. Es ist zu hoffen, daß sie die Schwierigkeiten überwindet und daß etwa im März nächsten Jahres das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht

für Preußen Gesetz geworden ist und damit ein neuer Geist in das preußische Parlament einzieht. Die Neuwahlen auf Grund des neuen Gesetzes werden freilich erst nach Beendigung des Krieges möglich sein.

Soviel zu Ihrer persönlichen Information.

Im ganzen ist unsere Lage gut, doch erwartet und wünscht niemand zäsaristische und napoleonische Umwälzungen der Welt. Sie können sicher sein, daß der Geist der Mäßigung, den wir vertreten, sich durchsetzen wird, und auch weiter sicher sein, daß keine Eiszeit uns bevorsteht. In einer solchen würden wir nicht leben wollen noch können.

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

314. AN MORITZ HEIMANN. Berlin, 7. 11. 1917.

Lieber Herr Heimann!

Aufs herzlichste danke ich Ihnen für das schöne Buch, das mich an die mutwillige Wette erinnert, die ich — ich weiß nicht wie — gewonnen zu haben scheine. Nicht nur die schöne Vignette und Ihre schöne Deutung des Bildes von Seidenraupe und Kokon erfreut mich, sondern auch der seltsame Inhalt des zopfigen Bändchens, das von einem preußischen oder hannoverschen Staatsmann geschrieben zu sein scheint und vielleicht die älteste deutsche Aphorismensammlung enthält.

Eine Einführungsrede zur Begrüßung eines eintretenden höheren Beamten in eine fürstliche Verwaltung habe ich freilich gelesen, die heute sachlich und formell nicht erreicht werden könnte.

In der Hoffnung, Sie und Ihre verehrte Gemahlin bald zu sehen, begrüße ich Sie herzlich und in Ergebenheit

Ihr Rathenau.

315. AN GEHEIMRAT MAX MARTERSTEIG, LEIPZIG.
Berlin, 7. 11. 1917.

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

Aufrichtig dankbar bin ich Ihnen für Ihre freundlichen und tiefdringenden Worte sowohl wie für den bedeutenden Aufsatz, den Sie zu schicken die Güte hatten.

Die Sorgen und Konflikte, die sich auf den Grenzgebieten zwischen Kunst und Handlung bieten, sind mir wohlbekannt. Um so mehr bedarf es an dieser Grenze wie an jeder anderen einer starken Wache und Verteidigung, und da das geistige Land das gefährdetere ist, so ist jeder Wächter hoch zu schätzen, der diese Front verteidigt.

Ich freue mich auf die Gelegenheit, mit Ihnen die Probleme mündlich weiter zu erörtern, die Sie berühren, und begrüße Sie

in Verehrung und Ergebenheit Ihr Rathenau.

316. AN FRÄULEIN LILLI VON MENDELSSOHN, BERLIN.
Berlin, 17. 11. 1917.

Sehen Sie, Fräulein Lilli, das kommt von den Fremdwörtern. Wenn Sie schimpfen wollen, so müssen Sie das immer auf deutsch tun. Daher kommt es, daß man sagt: Wir wollen einmal deutsch miteinander reden. — Übrigens brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen; es gibt so viele Wörter, die man nicht versteht und immer sagt. Mir ist es viel gräßlicher, wenn einer immer „Kultur" und „Synthese" und „Pathos" und solches Zeug im Munde führt.

Über Baldners gute Lehren habe ich mich sehr gefreut. Über einen solchen hohen Zaun, wie Ihrer ist, könnte ich gar nicht mehr klettern; dazu bin ich viel zu alt; übrigens ist ja auch ein Portier da. Über einen

See würde ich schon eher schwimmen, aber nur im Sommer und nicht über den Dianasee, oder wie er heißt; der ist zu schmutzig. — Wenn Sie mir schreiben, brauchen Sie sich das nicht drei Tage zu überlegen; dann müssen Sie aber auch nicht drei Tage hinterher Reue kriegen. Für das Buch danke ich schön; ich habe es noch nicht gelesen, vielleicht komme ich morgen dazu, da ist Sonntag.

Auf Wiedersehen; wenn ich kann, am Donnerstag. Ich möchte gern mal Beethoven von Ihnen hören.

Herzlichen Gruß Rathenau. . . .

317. AN FRAU PROF. SABINE LEPSIUS. Berlin, 3. 12. 1917.

Für Ihren großen, wahrhaften und rührenden Brief, Sabine, muß ich Ihnen von Herzen danken.

Machen wir es uns nicht zu leicht! Die Menschen sind es nicht, die uns unseren Freunden und uns selbst entfremden. Was könnten diese armen Menschen uns anhaben? Wir selbst haben das Dämonische in uns genährt.

Warum haben wir diese Menschengesellschaften aufgesucht? Weil wir dies und jenes wollten, weil wir Diesen und Jenen wollten, weil wir unsere Zuneigungen und Abneigungen, Eitelkeiten und Interessen hegten.

Wir waren schon unfrei, wenn wir jene Räume betraten und jene Luft atmeten. Nur derjenige darf sich in jede Umgebung wagen, der wunschlos ist, keinen Vergleich, keine Überhebung, vor allem keine Abneigung und keinen Haß, am wenigsten Verachtung in sich trägt.

Mit allen diesen Dingen waren wir beladen und haben die Dämonen in uns gefüttert, die uns beherrschten.

Wir sind also schuld, nicht die andern.

Werden wir von diesen Lasten langsam frei, so sind die fünfundzwanzig Jahre nur der Hauch auf einem Spiegel, und wir sehen nur wieder, wie wir waren.

Waren? Nein, sind. Denn das echte Wesen eines jeden ist ein unverlierbarer, unangreifbarer Kristall, der versinken kann und dennoch rein bleibt.

Wenn Sie weiterlesen in meinem Buche, das einen unzulänglichen Namen trägt — es sollte „Vom Reich der Seele" heißen —, so werden Sie verstehen, wie ich das meine.

Ich glaube nicht, daß Menschen wie wir gewaltsam an sich arbeiten sollten, um sich in ein neues Leben zu zwingen: da mischt sich zu viel Selbstgerechtigkeit, falsche Naivität, halbe Unwahrhaftigkeit, Muckerei hinein. Das Volk sagt, daß der Teufel stinkt, wenn er abzieht.

Gute Natur und guter Wille helfen sich. Wenn wir einen Aufguß von Bescheidenheit nötig haben, so brauchen wir nur die Bilanz zu machen, wie wir zu den Menschen stehen: ob wir noch Wünsche haben, wie es mit unserer Einbildung steht, ob wir noch hassen oder geringschätzen. Vergessen wir nicht, daß auch die Dinge, selbst die Sachen Geschöpfe sind.

Verzeihen Sie mir die Fastenpredigt: sie ist mehr für mich als für Sie geschrieben. Ich grüße Sie Beide in herzlicher Freundschaft.

Ihr R.

318. AN KURT KLUGE, LEIPZIG. Berlin, 3. 12. 1917.

Hochverehrter Herr!

Eine große Freude haben Ihre gütigen Worte und Ihr prachtvolles Geschenk mir bereitet.

Mit Bewunderung habe ich Ihr großes Werk betrachtet und kaum gewagt, es mir anzueignen. Es be-

glückt mich aufs höchste, daß meine Schrift in Ihrem Empfinden einen Widerhall gefunden hat, und indem ich nach einer wenn auch noch so kleinen Gegengabe suche, bekräftigt sich der Wunsch, auch meine übrigen Schriften Ihnen mitteilen zu dürfen. Nehmen Sie die kleine Büchersendung freundlich auf; sie steht nur in dem einen Verhältnis zu der großen Gabe Ihrer Kunst, nämlich dem der dankbaren Gesinnung.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener Rathenau.

319. AN WILLY WOLFF, FRANKFURT-MAIN.

Berlin, 10. 12. 1917.

Sehr geehrter Herr!

Wenn ich nicht irre, sagt Macchiavelli in seinem Buch vom Fürsten, daß die Reiche mit denjenigen Mitteln erhalten werden, mit denen sie begründet wurden. Das gleiche dürfte sich von Vermögen und insbesondere von Kriegsgewinnen im engeren Sinne sagen lassen.

Wer es überhaupt für richtig gehalten hat, aus der Kriegslage Nutzen zu ziehen, der wird vermutlich auf dem Standpunkt beharren, daß er diesen Nutzen sich zu erhalten sucht, und sich für mehr als beruhigt dadurch erachten, daß das Gesetz ihn verpflichtet, einen Teil seiner Bereicherung herauszugeben. Wer, wie Sie, dem gerechten Empfinden folgt, daß Kriegsgewinne an sich nicht wünschenswert sind, wird in den seltensten Fällen in die Lage gekommen sein, solche gemacht zu haben . . .

Mit hochachtungsvoller Empfehlung

Rathenau.

320. AN SEKTIONSRAT DR. GAERTNER, WIEN.

Berlin, 11. 12. 1917.

Sehr geehrter Herr Sektionsrat!

Aufrichtig erfreut bin ich durch Ihre freundlichen Worte des Anteils an meiner jüngsten Schrift und die weitreichenden Perspektiven, die Sie damit verbinden.

Überaus glücklich gewählt ist das Bild von der Pseudomorphose. Es ist seltsam, daß einzelne theoretische Vorgänge sofort den Eindruck auslösen, als ob sie Analogien längst bekannter naturgeschichtlicher Gesetzmäßigkeiten seien, und zuletzt gelingt es einem nur mit Mühe, das entsprechende Bild zu finden. Das Ihre ist deswegen so glücklich, weil es die überraschende Schlußkatastrophe mit einbezieht.

Ein drittes Bild habe ich ab und zu gebraucht: das von den überkälteten Flüssigkeiten, die in völliger Ruhe gleichsam vergessen zu erstarren, bis zuletzt die Berührung mit einem Eiskristall die ganze Masse mit einem Schlage gefrieren macht.

Mit vorzüglicher Hochachtung

in Ergebenheit der Ihre Rathenau.

321. AN FRAU GENERAL VON HINDENBURG, BAD NAUHEIM.

Berlin, 12. 12. 1917.

Meine liebe und sehr verehrte gnädige Frau!

Für die Mitteilungen Ihres Tagebuchblattes bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Ihr Gedanke ist richtig und wird, wie ich hoffe, durchführbar sein. Freilich muß ich bitten, dabei nicht auf mich zu rechnen. Meine wirtschaftliche Tätigkeit befriedigt mich, meine literarische ist mir Lebensbedürfnis, und dazu eine dritte, die politische, zu gesellen, würde nicht nur meine Kräfte, sondern auch meine Neigungen übersteigen. Hätte ich aber die Neigung, auf politisches Gebiet mich

zu begeben, so wissen Sie, verehrte gnädige Frau, daß alle äußeren Umstände dies verhindern würden. Wenn auch ich und meine Vorfahren nach besten Kräften unserem Lande gedient haben, so bin ich, wie Ihnen bekannt sein dürfte, als Jude Bürger zweiter Klasse. Ich könnte nicht politischer Beamter werden, nicht einmal in Friedenszeiten Leutnant. Durch einen Glaubenswechsel hätte ich mich der Benachteiligungen entziehen können, doch hätte ich hierdurch nach meiner Überzeugung dem von den herrschenden Klassen begangenen Rechtsbruch Vorschub geleistet.

Betrüben Sie sich nicht über diese Mitteilungen, die Ihnen nichts Neues besagen. Auf dem Gebiete, auf dem ich gegenwärtig dem Lande zu dienen bestrebt bin, dem Reiche des Gedankens, gibt es keine konfessionellen Beschränkungen.

In alter Verehrung der Ihre Rathenau.

322. AN DR. CONRAD HAUSSMANN, M. D. R., STUTTGART. Berlin, 15. 12. 1917.

Lieber Freund!

Erst heute kann ich Ihre freundlichen Zeilen vom 7ten beantworten und Ihnen den Brief des Herrn Sch. zurückgeben.

Je mehr ich die Sache erwäge, desto mehr muß ich befürchten, daß mein Weg nicht zur Partei hin, sondern von ihr hinweggeführt. Für mein Empfinden stehen soziale Aufgaben im Mittelpunkt unserer Zukunft.

In einigen Wochen wird Ihnen eine Schrift zugehen, die im Druck ist und die den Aufbau der neuen Wirtschaft behandelt. Ich glaube nicht, daß die Partei von diesen Ausführungen erbaut sein wird. Soweit kleine jüngst gewonnene Einblicke reichen, scheint sie mehr und mehr sich mit dem Groß- und Kleinhandel wirt-

schaftlich zu identifizieren; Geldbeschaffungsfragen wiesen vorwiegend auf solche Quellen. Vielleicht nimmt die Entwicklung einen anderen Weg; dann werde ich gern, sei es beobachtend, sei es mitwirkend, zur Seite stehen. Einstweilen scheint mir dafür noch kein Anzeichen zu sprechen.

Herrn Sch. habe ich geantwortet, daß ich zunächst die Entwicklung der Partei abzuwarten beabsichtige, bevor ich mich zu einer Stellungnahme entscheiden kann . . .

An eine baldige Kriegsbeendigung glaube ich nicht; unsere Westoffensive müßte mindestens Paris und Calais gewinnen, wenn die politische Situation sich radikal ändern sollte, und auch in diesem Falle fürchte ich den unabsehbaren Handelskrieg von England und den Vereinigten Staaten. Man tut sehr unrecht, Amerika zu unterschätzen, und irrt sich, wenn man jede neue Kriegserklärung aus Süd-Amerika oder Übersee lächerlich findet. Es gibt im Drama Spieler, die im ersten Akt auftreten, dann unsichtbar bleiben und schließlich im fünften Akt als bedeutende Figuren hervortreten.

Eine bodenlose Ungeschicklichkeit scheint das Friedensangebot vom September gewesen zu sein; offenbar hat man sich ohne Prüfung dem Eindruck hingegeben, es liege eine Anregung der Gegenseite vor, während in Wirklichkeit nur ein Unterhändler sich gefällig erweisen wollte.

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

323. AN MAJOR STEINBÖMER. Grunewald, 17. 12. 1917.

Lieber Gustav!

Es ist jetzt die Zeit, vor der ich im Stillen mich das ganze Jahr fürchte, ohne Tag, ohne Licht, ohne einen anderen Wunsch als zu schlafen. Ich kann Ihnen

eigentlich nichts erzählen als ein überanstrengtes Tagewerk, das nach keiner Richtung vorwärts kommt. In den Fabriken Sorge um Kohle und Transporte, in den Bureaux öde, endlose Verhandlungen, die geführt werden müssen und zu nichts führen. Literarische Arbeit unter Nullpunkt. Ideenlosigkeit, Idiotismus. Die Schrift vom Sommer ist im Druck und wird nicht fertig; beim Schreiben hatte sie mir gefallen, beim Korrigieren fand ich sie matt.

Im KM behauptet man, die Westoffensive sei nur Finte. Frieden mit den Bolschewiks erwartet man im Januar und bereitet sich auf Materialevakuation vor. Mit Rumänien wird verhandelt, aber nicht über Staatsform und Dobrudscha, sondern über Petroleum. Helfferich macht alles.

Meine kurze politische Bemerkung ist nur im Westen richtig wiedergegeben, wo sie durch Wolff verbreitet wurde; um den Eindruck kompletter Blödsinnigkeit zu mildern, den Sie aus der Verstümmelung erhalten haben müssen, lege ich den Durchschlag bei.

Als Antwort auf die fleurette für Kühlmann kam am nächsten Tage die Enthüllung über den fürchterlichen Blunder vom September. Wer hat sich von den Spaniern so düpieren lassen? Und die unentwegt Liberalen verlangen, man hätte auf die englische Handbewegung antworten müssen. Außer bei Tätlichkeiten haben diese Bürger keinen Sinn für Nuancen. Nun hat es Hertling „wettgemacht" durch seine Absage an George.

In der französischen Komödie ziehen noch immer die alten Mittel: wenn man von üblen Situationen ablenken will, so macht man eine Affaire.

House, an den ich vor einigen Wochen schrieb (auf zwei Wegen), hat nicht geantwortet. Ich sehe daraus, wie bitter die Amerikaner sind; er hatte mich

gebeten zu schreiben, sobald ich eine Hoffnung sähe, freilich war das noch vor dem U-Krieg.

Daß Sie kommen, ist schön. Sagen Sie es aber bitte ein paar Tage zuvor. Mein Bild schicke ich Ihnen vom Bureau aus; ich weiß mit Einpacken zu schlecht Bescheid.

Alles Gute zum Weihnachtsfest! Für mich bin ich schon damit zufrieden, daß die Tage länger werden.

Aufs herzlichste grüße ich Sie Ihr W.

324. AN DR. LEOPOLD ZIEGLER.

Grunewald, Weihnacht 1917.

Mein lieber Herr Ziegler!

Es rührt mich, daß Sie jener kleinen parergetischen Schrift teilnehmend gefolgt sind. Die vermutlich letzte meiner wirtschaftlichen Arbeiten, die im rein pragmatischen Sinne, wie ich glaube, grundlegend ist, erscheint in wenigen Tagen; und doch wage ich auch diese kaum Ihnen ans Herz zu legen.

Bücher können nur Gedanken, Gefühle, Gesinnungen erwecken. Was ich deren für das Leben der Zukunft zu geben hatte, ist geschehen. Ausführungsformen der Praxis können nur gelebt, geschaffen, erzwungen werden. Soll man „Anweisungen" schreiben, wie getanzt, gebacken oder gemalt werden soll? Hier liegt etwas Entwürdigendes, das dem Tagesschreiber gemäß sein mag, der neben dem Staatswagen einherbellt.

Auch wenn ich mich auf das Grundsätzliche beschränkte, schien ich mir zu weit zu gehen. Es ist genug geredet; mögen nun die Propagandisten, Privatdozenten (ambubaiarum collegia, pharmacopolae) das ihre tun.

Die Ökonomik unserer Erziehung zum Schicksal fängt jetzt an sich abzuzeichnen: „Ideen" von 1914

(gutherzige Andacht zur Autorität und Organisation) — Rettung durch den Bolschewik — angelsächsischer Restkrieg — Nachkriegszeit. Das Land eingespannt in Disziplin und Schieberei. Das sind pharaonische Plagen, die einen harten Sinn sollten erweichen können.

Ich grüße Sie beide mit herzlichen Weihnachtswünschen der Ihre Rathenau.

325. AN BÖRRIES FREIHERRN VON MÜNCHHAUSEN, WINDISCH-LEUBA. Berlin, 28. 12. 1917.

Lieber und sehr verehrter Herr von Münchhausen!

Haben Sie Dank für die Freude, die Sie mir mit Ihren freundlichen Zeilen und mit der Sendung der schönen Bilder Ihrer herrlichen väterlichen Burg gemacht haben.

Wie anschaulich ist der Vergleich der älteren, wohl vom Beginn des 19. Jahrhunderts stammenden Ansichten mit der neueren Photographie. Man sieht das Aufsprießen der Vegetation, das Wachsen des wundervollen Efeus unter den pflegenden Händen Ihrer letzten Vorfahren. Sehr schön ist auch der Heckengarten von Sahlis, ein Besitz, der unter anderen vegetativen Bedingungen wie in Windisch-Leuba zu stehen scheint.

Mit Freuden erinnere ich mich des schönen Abends, als Sie uns Ihre Balladen vortrugen; ich hätte gewünscht, Ihnen noch lange zuhören zu dürfen.

Von sehr verschiedenen Ausgangspunkten zu organischen Gegensätzlichkeiten der Auffassung gelangt, wird es uns doch, so scheint es mir, möglich, das Wechselseitige zu verstehen und aus dem Kontrast Einheitlichkeiten zu gewinnen.

Mit besten Wünschen und Grüßen

in Ergebenheit der Ihre Rathenau.

326. AN MAJOR STEINBÖMER.

Grunewald, Silvester 1917.

Lieber Gustav!

Eine leichte, fast überwundene Unpäßlichkeit hindert mich, den Abend bei Hauptmanns zu verbringen; so kann ich in Ihrer lieben Gesellschaft das Jahr beschließen.

Ich glaube nicht, daß es den Krieg beendet. Auf keiner Seite sind die Völker zu einem Menschheitsfrieden reif; ein gehässiger Waffenstillstand wäre furchtbarer als ein absterbender Krieg, denn er würde nicht die Leiber, sondern die Seelen töten. . . .

Ihre Schilderungen von Litauisch Brest (Jargon der D. T. Ztg.) wurden mir im Wesentlichen von einem Teilnehmer der Sitzungen bestätigt. Zur ersten Verhandlung (Waffenruhe) kamen sie mit kleinen Handtaschen und unsäglichem Mißtrauen. Mit den „Stimmberechtigten" kam ein ungeschlachter Matrose mit Ohrringen und ein langbärtiger Bauer, den die unseren „Tolstoj" nannten. Die Dame, die glaube ich auch stimmberechtigt war, nannten sie die „blutige Anna". Zur zweiten Verhandlung (Waffenstillstand) war der Matrose und Tolstoj nicht mehr erschienen. Die Gen.-Stabsoffiziere wurden hereingerufen, wenn sie Auskunft zu geben hatten. Der General, der sich das Leben nahm, hatte anscheinend in einer Sonderbesprechung Stimmrecht verlangt; er ging ins Nebenzimmer, schrieb einen Zettel an seine Frau und erschoß sich vor dem Spiegel. Die Überführung wurde sehr ostentativ mit Popen und Sängern veranstaltet; „eindrucksvoll". Auf die Verhandlungen scheint Österreich sehr gedrückt zu haben, das 1 800 000 Gefangene in Rußland hat, ebensoviel, als Russen in Deutschland sind. Den Frieden betrachte ich für Österreich als definitiv, für uns als provisorisch. Welche Ent-

täuschungen müssen bei seiner merkantilen und politischen Durchführung entstehen!

Den „Tod in Venedig" habe ich gelesen. Ich darf das kleine Buch Ihnen mechanisch durch die AEG zugehen lassen und meinen Dank heute aussprechen. Es scheint auch mir stärker als die übrigen, die ich von Th. M. kenne; aber ganz befriedigt bin ich nicht. Auf den Canevas einer impressionistischen Reisebeschreibung — nicht auf der Höhe Maupassants — ist ziemlich unvermittelt die symbolistische dreifache Figur des Todes aufgestickt. Es hätte einer anderen Heldenfigur bedurft als dieses Belletristen, um den Gegensatz zu verbinden. Ich hoffe, Sie zürnen mir nicht, wenn ich hier nicht ganz Ihr Urteil teile (schlimme Wortverbindung); ich glaube, Sie sind hier milder als sonst —, am Ende aus freundlicher Duldung des Schilderers Ihrer schönen Stadt....

Zu Weihnachten habe ich Sie sehr vermißt, obwohl ich Ihnen vielleicht nur zur Last gewesen wäre. Die deprimierte Stimmung, in der ich Ihnen zuletzt schrieb, war, wie gewöhnlich, ein Vorzeichen. Meine Mutter hatte einen Unfall; sie stürzte im Halbdunkel ihres Schlafzimmers, dehnte sich Sehnen und Nerven am Rückenwirbel und liegt seitdem mit großen Schmerzen, die erst neuerdings nachlassen. Meine eigene Indisposition, nach Art einer Vergiftung — wozu ich überhaupt zu inklinieren scheine —; oder auch leichte Influenza, kündigte sich an. Aus Ihrer Andeutung schloß ich, daß auch bei Ihnen das Fest irgendwie gestört war.

Das Jahr neigt sich rasch. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand und hoffe und wünsche Ihnen Segen und Kraft in genesendem Lande. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft.

In Treue der Ihre W.

1918

327. AN DR. HEINZ POTTHOFF, MÜNCHEN.

Berlin, 9. 1. 1918.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Mit großem Interesse und voller Zustimmung habe ich Ihren wertvollen Aufsatz in der „Hilfe" gelesen. Ich glaube aber nicht, daß der von Ihnen eingeschlagene Weg zum Ziele führt.

Sie haben recht, Einrichtungen und Systemänderungen werden den sittlichen Bestand unseres Landes von sich aus nicht ändern. Doch solange die ungezügelte Wirtschaftsform herrscht und solange der Begriff der unbeschränkten Konkurrenz auf unbeschränkte Bereicherung hinweist, wird die sittliche Einkehr kaum zu erzwingen sein. Wie ich mir die künftige Entwicklung unserer Wirtschaft denke, wollen Sie aus der Schrift entnehmen, die ich beizufügen mir gestatte. Die schrankenlose Wirtschaft hat den Krieg herbeigeführt und mit ihm ihr virtuelles Ende gefunden. Daß dieser Krieg noch einmal alle Eigenschaften des Systems ins schärfste Licht setzte, war nicht zu vermeiden....

Unsere Wirtschaft hat viel schwerer gelitten, als es heute erkannt, geschweige ausgesprochen werden kann. Wenn wir alle Verluste an auswärtigen Organisationen, Beziehungen und Betätigungsmöglichkeiten, die verlorengegangen sind, abziehen, so bleibt für einen großen Teil unserer Industrialwirtschaft ein unerträglicher Verlust. Wenn wir hinzurechnen, welche Aufwendungen gemacht werden müssen, um die Wirtschaft neuen Aufgaben zuzuführen, um alte Arbeitsgebiete auszuscheiden, Kriegsindustrien abzuschalten, so kommen wir abermals nicht nur zu Verlustquellen, sondern zu großen Investitionsbedürfnissen.

So sehr ich beklage, was in unregelmäßigen Geschäften und durch willkürliche Preissteigerung an Gewinnen eingebracht ist, so kann ich mich doch nicht der Tatsache verschließen, daß es in den regulären Industrien sehr schlimm bestellt sein würde, wenn nicht die Kriegsjahre auf gewissen Gebieten einen Ausgleich geschaffen hätten, der bei rigoroser Beurteilung zweifellos als Kriegsgewinn anzusprechen ist, und der dennoch nicht entfernt ausreicht, um die entstandenen, ich möchte sagen unterirdischen und noch nicht wahrnehmbaren Schäden zu decken.

Sie sehen also, daß es Kriegsgewinne gibt, wenn man sie so nennen will, ohne die wir unsere Wirtschaft schlechthin nicht würden fortsetzen können, und diese von den illegitimen Kriegsgewinnen zu sondern, halte ich für eine unlösbare Aufgabe.

Ich bin mir bewußt, daß diese Ausführungen, die ich als vertraulich zu betrachten bitte, Sie enttäuschen werden. Vielleicht findet sich eine Gelegenheit, den Gegenstand mündlich zu erörtern und weiter zu klären. Noch heute möchte ich, soweit die Industrialwirtschaft in Frage kommt, die Lage nicht als verloren ansehen. Wenn verhindert wird, daß Gesellschaften außergewöhnliche Dividenden auszahlen oder Gewinne durch Gratisaktien verteilen, so verbleibt die Substanz dem Unternehmen. Tritt dann zu gegebener Zeit eine Neuordnung der Wirtschaft ein in dem Sinne, wie ich sie niedergelegt habe, so fließt der angesammelte Reichtum weder dem Kapitalisten zu, noch wird er durch Erneuerungen zügelloser Konkurrenz aufgezehrt, sondern er dient der Gemeinschaft.

Die private Bereicherung ist hierdurch freilich nicht getroffen, doch glaube ich, daß sie zu fassen ist. . . .

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener Rathenau.

328. AN PROF. DR. FRIEDRICH THIMME, BERLIN.

Berlin, 12. 1. 1918.

Sehr geehrter Herr Professor!

Aufrichtig danke ich Ihnen sowohl für Ihre sehr gütigen und wohlwollenden Zeilen wie für die Sendung Ihrer bedeutenden Arbeit.

Sie wissen, daß ich mit Freude und lebhaftem Anteil Ihre Politik verfolge, und sie um so mehr bewundere, als Sie vielleicht der einzige Konservative sind, der gleichzeitig der Zeit und der Partei dient. Ich glaube nicht, daß die rechte Seite unserer Staatskräfte so viel auf die eine Karte setzen sollte, wie sie es tut: die Beendigung des Krieges in diesem Jahre. Nimmt man die längere Dauer auch nur für möglich — ich nehme sie als wahrscheinlich —, so läßt sich manches überhaupt nicht verstehen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
in aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

329. AN WILHELM SCHÄFER. Berlin, 12. 1. 1918.

Dank, lieber Wilhelm Schäfer, für Ihren Brief und die schöne Streitschrift. Das ist das rechte und würdige Turnier: Sie spornen Ihren Gaul an, gegen die sechzig Dunkeln anzureiten; aber der erhebt sich in die Lüfte; die Unbetroffenen sehen Ihnen mit aufgesperrten Mäulern nach, und wir sind die Beschenkten.... Ihr Rathenau.

330. AN UNIVERSITÄTSPROFESSOR DR. EHRENBERG, ROSTOCK. Berlin, 14. 1. 1918.

Sehr geehrter Herr Professor!

... Für heute gestatte ich mir nur wenige Bemerkungen. Zunächst die, daß der Standort allein in meinen

Augen die Existenzberechtigung einer Produktion noch nicht entscheidet. Von mindestens gleicher Wichtigkeit erscheint mir die Rationalisierung der Arbeitsteilung mit dem Ziele einer 100prozentigen und homogenisierten Beschäftigung eines jeden Werkes, die Typisierung und Verringerung der willkürlichen Ausführungsformen, die Vereinheitlichung der Experimentation, die Ausschaltung überflüssiger Ansammlungen, Lager und Zwischenhandelsverhältnisse. Das Ausleseprinzip hat meines Erachtens schon längst einen anderen Weg eingeschlagen als den der freien Konkurrenz. Wenn wir für eine unserer Fabriken einen tüchtigen Leiter brauchen, so nehmen wir, wenn irgend möglich, den Bewährten aus unserem oder einem benachbarten Kreise, gleichviel, ob wir bis dahin seine Konkurrenz gespürt haben. Das heißt, wir gehen ähnlich vor, wie der Staat nicht vorgeht, aber vorgehen sollte. Arbeitet der Mann bei uns erfinderisch oder konstruktiv, so wird er nicht vom Stachel der Konkurrenz getrieben, sondern vom wissenschaftlichen Pflichtbewußtsein, d. h. wie der Gelehrte arbeitet, der nicht erst dadurch angespornt werden muß, daß ein Mann in Paris sitzt, der ihm durch Konkurrenz die Hölle heiß macht.

Die Chemiker sind, wie Sie wissen, bereits auf dem Wege der Vereinheitlichung vorgegangen, und zwar mit glänzendem Erfolge. Ich glaube nicht, daß das gemeinwirtschaftliche System sich mit einem Schlage durchsetzen wird oder durchsetzen soll; ich glaube vielmehr, daß es denselben Weg machen wird wie etwa in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten der Gedanke der Syndikate, nur mit dem Unterschiede, daß hier von Fall zu Fall Beratungen und eventuelle Mitwirkungen der Regierung stattfinden werden.

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

331. AN HERMANN HESSE, BERN. Berlin, 21. 1. 1918.

Sehr geehrter Herr Hesse!

... Ihr Aufsatz über mein Buch wurde mir schon vor längerer Zeit vorgelegt, und ich habe mich an der freundlichen Gesinnung und dem Wohlwollen, das Sie in die Ablehnung legten, erfreut. Da Sie Ihrerseits den Gegenstand erwähnen, so muß ich Ihnen jedoch in Offenheit sagen, daß Sie das Buch nicht so verstanden haben, wie ich es verstanden zu wissen wünsche.

Sie beklagen, daß es das Reich der Seele nicht verwirklicht. In der ersten Zeile ist aber gesagt: „Dieses Buch handelt von materiellen Dingen". Im Materiellen verwirklicht sich die Seele nicht, wohl aber können die materiellen Dinge eine Richtung bekommen, und diese Richtung glaube ich in meiner Hauptarbeit „Zur Mechanik des Geistes" festgelegt zu haben. Sie sprechen zwar von meinem vorhergehenden Buch, jedoch weiß ich nicht, ob damit die „Mechanik" gemeint ist. Ich glaube nicht. Sie sagen: „Neu ist diese Verständigung nicht" und fahren fort: „ihr richtiger Kern ist schon ebenso scharf von andern, von vielen erkannt worden".

Alle Prioritätsfragen halte ich für schattenhaft und gleichgültig, ja für nicht existierend, aber ich glaube dieses: Für die Dinge, für Welt und Leben gab es mancherlei Richtkräfte, mythologische, theologische, philosophische und utilitarische. Ich habe diese Richtkräfte aus dem Reich der Seele zu bestimmen gesucht, und zwar nicht, in dem ich sie, wie Sie sagen, als eine „Art von moralischer Verfeinerung des Verstandes" hinstellte, sondern als eine fest umrissene, metaphysisch begründete Weltkraft.

Aus einem Aufsatz von Ihnen, der mir später zuging (wo er stand, ist mir nicht mehr erinnerlich, er war zwischen Illustrationen recht unglücklich eingeklemmt), sah ich, daß Sie eine Reihe von Gedankengängen mit mir teilen, und ich habe mich darüber gefreut. Daß diese Gedankengänge auf die wahre Verwirklichung des seelichen Reiches zielen und daß dieses Reich im materiellen Sinne nicht von dieser Welt sein kann, darüber werden wir einig sein. Ich habe es in der „Mechanik des Geistes", wie ich glaube, hingestellt und nicht an Einrichtungen und Sachlichkeiten gebunden.

Wenn aber der Versuch gewagt werden durfte und gewagt werden sollte, von materiellen Dingen zu schreiben, so jedoch, daß diese nicht vom Theologischen oder Utilitarischen, sondern vom Seelenzentrum ihr Licht erhalten, so ist es meines Erachtens kein gerechter Tadel, wenn aufgedeckt wird, daß eben diese Dinge materiell sind.

Daß Sie als angeblicher Parteigänger von mir angefeindet worden sind, bedaure ich. Auch ich entgehe Anfeindungen nicht, wie es ja auch gerecht ist. Indessen interessiert es Sie vielleicht, daß mein französischer Gegner, der Rüstungsminister Thomas, in einem langen, respektvollen Zeitungsartikel die Frage aufwirft, weshalb die Russen in der Schweiz (dies ist der Grund, warum ich es erzähle) nicht davon zu überzeugen sind, daß sie mit einem so autokratischen Lande, wie es Deutschland sei, sich nicht verständigen sollten. Die Antwort lautet: „Ils invoquent incessament le livre de Rathenau", d. h. sie sehen darin die Möglichkeit einer ihnen verständlicheren Entwicklung. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, vielleicht ganz anders als ich, und vielleicht damit noch absprechender als zuvor.

Da wir nun von Büchern und Besprechungen geredet haben, so möchte ich mit einer Erinnerung schließen.

Die erste und einzige Buchbesprechung, die ich je geschrieben habe, erschien vor vielen Jahren in der „Zukunft"; sie betraf Ihr Buch „Peter Camenzind". Der Herausgeber meinte damals, sie habe dem Buche gedient, und ich wünsche, daß dies der Fall gewesen sein möchte. Ich sandte Ihnen damals den Aufsatz mit einigen Zeilen; vielleicht ist er nicht in Ihre Hände gekommen. Jedenfalls lag in Schrift und Brief viel gute Absicht.

Mit ergebenstem Gruß der Ihre Rathenau.

332. AN GENERAL DER INFANTERIE VON WANDEL, BONN. Berlin, 26. 1. 1918.

Hochverehrte Exzellenz!

Für Ihre gütige Anteilnahme an meiner letzten Schrift*) bin ich Ihnen aufrichtig dankbar.

Sie fragen, ob eine Verwirklichung dieser Gedanken vom Staat in die Hand genommen werden könne. Ich glaube ja und möchte dazu Ihnen ein Erlebnis vom letzten Frühjahr berichten.

Ich hatte die Grundlage dieser Gedanken damals an einem Abend dem Grafen Roedern dargelegt und sein Interesse war so lebhaft, daß er mich dringend aufforderte, dem damaligen Kanzler darüber zu schreiben. Ich lehnte es anfänglich ab, entschloß mich aber dennoch, bei aller Abneigung gegen Denkschriften, ein kurzes Exposé zu machen, das, wenn es Euer Exzellenz interessiert, ich gelegentlich zur Verfügung stellen könnte.

Schon nach zwei Tagen telephonierte Wahnschaffe

*) Die neue Wirtschaft.

und sagte, der Kanzler sei lebhaft interessiert, er wünsche die Sache mit Helfferich und mir zu besprechen. Wir aßen bei Bethmann, nach Tisch zogen sich die Damen zurück, und es blieben außer Helfferich noch Roedern und Wahnschaffe beisammen.

Der Kanzler forderte mich auf, die Sache nochmals darzulegen. Dies geschah, und er fragte nun Helfferich, was er dazu meine. Zu meinem großen Erstaunen erklärte dieser, daß er allerdings den Plan für richtig hielte, daß er selbst bereits in dieser Richtung vorgegangen sei und berief sich dabei auf die Organisationen in der Seifenindustrie und in der Schuhfabrikation — Beispiele, die, wie Euer Exzellenz bekannt, nicht freiwillige Organisationen, sondern notgedrungene Aushilfen auf Grund von Rohstoffmangel bedeuten. Kaum hatte der Kanzler Helfferichs grundsätzliche Zustimmung gehört, so sagte er mit einer Lebhaftigkeit und Erregung, die ich nie bei ihm gesehen hatte, auch er sei von den Gedanken völlig durchdrungen, er sehe hier zum erstenmal die Möglichkeit, einen wirklichen Siegespreis dem Volke zu bescheren, und er wünsche, daß in großartigstem Umfange, eingeleitet durch einen entscheidenden Akt, an die Verwirklichung gegangen würde. Helfferich widerriet diese Art des Vorgehens; er glaubte, es sei besser, in aller Stille, ja gewissermaßen in Heimlichkeit, Stück für Stück vorzugehen, und es entspann sich hierüber eine Kontroverse, die sich bis gegen Mitternacht fortsetzte.

Kaum war Bethmann aus dem Amt geschieden, so erklärte Helfferich in der Öffentlichkeit, er halte die Rückkehr zur vollen freien und unbeschränkten Friedenswirtschaft nicht nur für durchführbar, sondern auch für dringend erforderlich; diese Erklärung hat ihm den Beifall aller Handelskreise eingebracht, und er hat sie seitdem mehrfach wiederholt.

Ich glaube also nicht an eine rasche und grundsätzliche Verwirklichung, wohl aber an den Zwang, der sich aus schwerer Not im Laufe der kommenden Jahrzehnte ergeben wird.

Die Rohstoffabteilung hat sich unter Ihrer bewährten Führung glänzend entwickelt; ich glaube, es besteht heute kein Zweifel darüber, daß es die einzige, wirklich restlos geglückte Kriegsorganisation ist. Daß sie dies geworden ist, verdankt sie der Selbstverleugnung, mit der das Kriegsministerium unter der Leitung Euer Exzellenz sich entschloß, Bahnen zu beschreiten, die von seiner früheren Tätigkeit weitab auf das modernste Wirtschaftsgebiet hinüberführten.

Von der Frühjahrsoffensive erwarte auch ich einen großen militärischen Erfolg, jedoch nicht den Frieden. Selbst wenn wir von Petersburg bis Bordeaux Europa unter Sequester nehmen, wird der angelsächsische Wille nicht gebrochen, und ich befürchte die Wirkung eines langen See- und Überseekrieges, währenddessen unsere Wirtschaft, die heute ausschließlich dem Territorialkriege dient, keine Aufgaben, keinen Absatz und keine Zufuhr findet. Diese Verhältnisse sind freilich einer verwilderten öffentlichen Meinung nicht klarzulegen, die im Laufe von vier Jahren erwachsen zu sein glaubt und dauernd die militärische Lage mit der politischen verwechselt.

In aufrichtiger Verehrung
Euer Exzellenz ergebenster Rathenau.

333. AN HERMANN HESSE. Berlin, 29. 1. 1918.

Verehrter Herr Hesse!

... Alles, was Sie sagen, ist mir verständlich und Dankes wert. Daß wir im Grundsätzlichen übereinstimmen, sehe ich mit Freude bestätigt. Im Einzelnen bedarf es noch eines Wortes der Klärung.

Es scheint, wir sind einen entgegengesetzten Weg gegangen. Die Katastrophe der Welt hat Sie von der Gesellschaft hinweg zum physischen Individualismus oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu einer Art von spirituellem Nihilismus geführt, und dies ist in letztem Sinne vielleicht ein Aufstieg.

Ich habe eine Zeit vor dem Kriege versucht, den Deutschen eine Theologie der Seele zu geben, die in dieser entschiedenen Form, wie ich glaube, vorher nicht bestand und die nicht ohne Ausstrahlung geblieben ist. Nicht allein das unvermeidlich herannahende Verhängnis war es, das mich zwang, es bei der abstrakten, der Vielheit nur auf weitem Laufe zugänglichen Lehre zu belassen.

Das große Ereignis unserer Zeit, Tolstojs Tod und Leben, hat seine Verwirklichung in unserem Nachbarlande gefunden, aber eine Verwirklichung in Blut und Jammer, die wir von nun an in Trauer anschauen werden. Diese Verwirklichung wäre milder, wohltätiger geworden, wenn der realisierte Geist sich nicht in Abstraktion und versuchtes Martyrium, sondern in durchdachte Verkörperung gehüllt hätte. Mir schien daher dieses Durchdenken und Verkörpern Pflicht zu sein, gewiß eine peinliche, fast unleidliche Pflicht, denn was Sie empfinden, ist richtig: jede Verwirklichung grenzt an das Kompromiß, nur die Theorie hat es leicht, mit reinen Händen und klarem Gefieder zu schweben.

Auch nach dem Kriege und nach jedem Greuel wird es eine menschliche Gesellschaft geben; immer wieder wird sie sich ernähren, leben und schaffen, und wenn das Grauen des Krieges uns beeinflußt, so darf ein fortgesetztes Grauen einer verworrenen Friedensgesellschaft uns nicht kalt lassen oder uns zum ab-

strakten Martyrium oder zum kompromittierenden Eremitentum führen.

Soll aber dem Menschen Brot gereicht werden statt Abstraktionen und höchster Lehre, so muß von Verkörperung zu Verkörperung, von Materialisation zu Materialisation der Geist hinabsinken bis zu den Dingen des Tages. Auch Sie werden diese Pflicht dereinst wieder empfinden, denn gerade die Kräfte, von denen Sie sprechen, zwingen dazu.

Es ist mir schwer genug geworden, von dem reineren Gebiet mich zu trennen, zumal es im Kriege geschah. In meinem Buche habe ich es eingestanden: Ein Jahr lang blieb meine Arbeit unterbrochen, weil ich die Kräfte nicht fand, diese im höchsten Sinne unnütze Projektion auf die materielle Ebene fortzuführen. Eine Projektion; denn in meinem früheren Buche war alles Geistige enthalten, und es konnte jeder Beliebige diese eine oder jede beliebige andere Projektion vornehmen. Als ich aber in dieser Arbeit mich bewegte, habe ich es immer wieder auszusprechen versucht, am Anfang und am Ende des Buches und mehrfach in seinem Verlaufe: Diese Dinge sind nicht Selbstzweck, sondern Opfer, und so mußte ich von den Wenigen, auf die ich hoffte, erwarten, gleichviel, ob sie das Opfer für annehmbar hielten oder verwarfen, daß sie den Geist empfanden, aus dem es gebracht war. Nein: Gewiß sind es nicht Erbschafts- und Vermögenssachen, die uns entsühnen und retten, aber irgendwo muß der Anfang liegen; das Emporheben der Fackel allein erhellt nur den kleinsten Umkreis und erwärmt ihn nicht.

Sie sprechen von Gnostik, und wissen im Innern, daß eine Zeit kommt, die Trost verlangt. Der Weg des Martyriums ist in unserer Zeit nicht mehr rein und reißt daher nicht hin; es wird der Augenblick kommen,

in dem auch Sie über die Betrachtung hinweg zur Tat zurückkehren.

Alle diese Dinge betrachte ich nicht als Streit, sondern als Einklang, und ich würde vielleicht nicht so ausführlich sein, wenn ich nicht so sicher wüßte, daß auch Sie mich verstehen.

Mit herzlichem Gruß Ihr Rathenau.

334. AN UNIVERSITÄTSPROF. DR. R. EHRENBERG.

Berlin, 30. 1. 1918.

Sehr verehrter Herr Professor!

Weitere Veröffentlichungen über die chemischen Konzentrationen als die in den Zeitungen bekanntgegebenen sind mir auch nicht zugänglich gewesen. Darüber hinaus habe ich manches persönlich von den Industriellen erfahren, mit denen ich in Fühlung stehe, jedoch würde es schwer sein, dies im Zusammenhang zu rekapitulieren. Erst gestern sprach ich wieder einen der hervorragendsten Führer der chemischen Trusts, und er bestätigte mir ungefragt, welche gewaltigen Vorteile wissenschaftlicher und experimenteller Art sich aus der Konzentration bereits ergeben hätten und wie unentbehrlich sie industriell erscheint. Gerade das Argument des mangelnden technischen Fortschritts, der nur durch die Angst der Konkurrenz errungen werden könnte, war bisher eine Hauptstütze der Gegner aller Verschmelzungen; mehr und mehr stellt es sich heraus, daß nicht Angst, sondern Ehrgeiz und Pflichteifer die Triebkräfte des technischen Fortschrittes sind.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

335. AN PROF. L. VON HOFMANN. Berlin, 30. 1. 1918.

Sehr verehrter Herr von Hofmann!

Von einem Kunstgesetz, wie es Ihr Freund befürchtet, ist mir nichts bekannt. Ich halte es für ausgeschlossen, daß es auf dem Wege ist, und würde es für sehr verfehlt halten, wenn es beabsichtigt wäre.

Meine eigenen Gedanken haben Sie vollkommen erfaßt und wiedergegeben. So eng gegliedert durch die Not der Zeit unsere Wirtschaft werden mag: Für die Freiheit der Kunst und alle echten Werte des Lebens muß und wird Raum geschaffen werden.

Mit freundschaftlichem Gruß der Ihre Rathenau.

336. AN PROF. DR. MAX DESSOIR. Berlin, 31. 1. 1918

Lieber Dessoir!

Gern würde ich einen Organisationsgedanken unterstützen, der von Ihnen kommt, indessen glaube ich nicht sehr an Akademien. Ich halte sie für Konservierungsanstalten dessen, was vor je einem Menschenalter bewegend war, und glaube, daß unsere Zeit nichts so nötig hat als neue Impulse.

Mit freundschaftlichem Gruß der Ihre Rathenau.

337. AN FRÄULEIN LILI I VON MENDELSSOHN.
Berlin, Februar 1918.

Das ist alles Unsinn, Li. Man macht eine Sache so gut man kann, und läßt die Leute reden und schreiben, was sie wollen. Wenn man's mal anständig gemacht hat und es hat jemand Freude davon gehabt, so merkt man's schon selbst. — So mache ich's, und so müssen Sie's auch machen.

338. AN LEGATIONSRAT DR. ERNST SCHMITT, BERLIN.
Berlin, 1. 2. 1918.

Sehr geehrter Herr Legationsrat!

. . . Ihre Besorgnisse teile ich vollkommen, aber ich sehe keinen Weg, uns vor schweren Irrtümern zu bewahren. Es sind nicht sowohl verletzte Interessen als Unfähigkeit zu neuem Denken, die unserer Entwicklung im Wege stehen. Die Selbstüberwindung, die sie hinwegräumt, wird nie eine freiwillige sein; ich kenne keine Aktiengesellschaft, die saniert worden wäre, bevor die Unterbilanz ausgewiesen war . . .

In aufrichtiger Ergebenheit der Ihre Rathenau.

339. AN GEORG TEPLY, MÜNCHEN. Berlin, 1. 2. 1918.

Sehr geehrter Herr!

Für Ihren freundlichen Hinweis bin ich Ihnen aufrichtig dankbar.

In früheren und späteren Schriften habe ich die Randbemerkungen nicht beigefügt, obgleich ich stets die Versuchung empfand; meine Arbeiten sind nämlich, wie Sie es empfunden haben werden, auf strenger und überaus sorgsamer Teilung des Materials aufgebaut, so daß jeder kleine Abschnitt, oft auch ein einzelner Satz, mir gleichsam ein Kapitel zu bilden scheint. Die Überschrift des Kapitels zur Klärung für den Leser beizufügen, entspricht daher einer Art von literarischem Pflichtgefühl. Daß ich ihm nur einmal gefolgt bin, liegt an der Stellung, die unter meinen Schriften die Mechanik des Geistes einnimmt: ich betrachte sie als meine Hauptarbeit und alle übrigen in gewissem Sinne als Ableitungen. Bei dieser Hauptarbeit glaubte ich nicht unterlassen zu sollen, was mir in Gegenstand und Arbeitsweise begründet schien; vielleicht habe ich dabei zu wenig auf die Empfindung

des Aufnehmenden Rücksicht genommen. Ich werde die Frage jetzt, wo eine Gesamtausgabe erscheinen soll, nochmals durchdenken und mir dabei Ihren freundlichen Rat gewärtig halten.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

340. AN GUSTAV EICHENGRÜN, WOLFENBÜTTEL, Stadtverordneter. Berlin, 4. 2. 1918.

Sehr geehrter Herr Eichengrün!

Für den freundlichen Anteil, den Sie meinen Gedanken entgegenbringen, bin ich Ihnen dankbar.

Der Satz, den Sie erwähnen, bezieht sich nicht sowohl auf Ethik, die ich als ein tieferstehendes, irdischeres Gebiet ansehe, sondern auf religiöse Einstellung. Ein Gegensatz zwischen der religiösen Einstellung der Evangelien und des Judentums besteht für mich nicht, jedoch auch keine volle Identität, so etwa, wie man sagen kann: Gotik ist abendländische Baukunst, jedoch nicht alle abendländische Baukunst ist Gotik.

Ansätze zur evangelischen Einstellung haben sich in allen Entwicklungsstadien des Judentums gefunden, jedoch auch Ansätze zu anderen Einstellungen, etwa solchen, die das Handeln in den Mittelpunkt der Wertung stellen, während die Evangelien die Handlung als nebensächliche Folge betrachten und den Mittelpunkt in der transzendentalen Gesinnung suchen . . .

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Rathenau.

341. AN GEHEIMRAT PROF. DR. HEINRICH RUBENS. Berlin, 4. 2. 1918.

Lieber Heinz!

Habe Dank für Deine lieben Zeilen und nimm meine frohen und aufrichtigen Wünsche zu Deiner Beförderung zum Stammvater in zweiter Generation.

Sind wir wirklich alt geworden? Ich teile nicht ganz Deine Empfindung des Rückblicks: Das Nahe ist mir manchmal fern, das Ferne sehr nah, und ich bedarf oftmals rechnerischer Überlegung, um mir klarzumachen, daß das Leben der achtziger Jahre weiter zurückliegt als das etwa der beiden folgenden Jahrzehnte. Es ist etwas Seltsames mit dem Ich-Gefühl: Für weit zurückliegende Dinge besteht manchmal volle Identität, während für andere die Erinnerung gleichsam die Form der dritten Person annimmt.

Sollten wir uns in der nächsten Zeit nicht einmal wiedersehen, so würdest Du mir eine große Freude machen, wenn Du im Sommer wieder einmal daran dächtest, nach Freienwalde zu kommen.

Mit herzlichem Gruß Dein Walther Rathenau.

342. AN DR. LEOPOLD ZIEGLER. Berlin, 5. 2. 1918.

Mein lieber Leopold Ziegler!

Für zwei schöne, gedankenvolle Briefe habe ich Ihnen zu danken.

Nein, sicherlich wollen wir beide den Menschen nicht wirtschaftlicher machen, als er ist; im Gegenteil: da er es nun einmal in seiner Mehrheit ist und bleiben wird, so lassen Sie uns diese Wirtschaft, die heute zuweilen an Hochstapelei grenzt, wieder zu einer ehrlichen, gewerblichen Arbeit machen, wie sie es, freilich in anderer Form, vor Jahrhunderten gewesen ist. Lassen Sie diese *Κάθαρσιν παθημάτων* zu, lassen Sie die Arbeit zu einer Lebensfunktion werden, da sie heute ein Raubbau ist, und wir gewinnen in einer stilleren, schweigenderen Welt Raum auch für das Leben des Geistes, das heute unter den Zuckungen der epileptischen Glieder leidet.

Verarmen wir in so brutaler, ungezügelter Weise,

wie wir brutal und ungezügelt uns bereicherten, so ist neben dem politischen Elend ein bösartiger Pauperismus erwacht. Um Lebensformen zu erhalten, die dem Geistigen zugewandt bleiben, bedarf es einer, wenn auch knappen Versorgtheit des Ganzen; retten wir die nicht, so bleibt uns nur der Anblick der frechsten Kriegsbereicherung, eingebettet in erbärmliche Armut: etwa das Bild Rumäniens.

Abermals nähern wir uns einer der großen militärischen Peripetien. Aber, so glanzvoll sie sein mag, das Ende bringt sie, fürchte ich, noch nicht.

Von der kurzsichtigen Nähe eines Menschenlebens betrachtet, erscheint die Riesin Historie gorgonisch. Mit ihren gewaltigen Armen und Händen wirkt sie in grauenhafter Bedächtigkeit; sie hat keine Eile. Die Blüte reißt sie aus, weil ihr ein paar Wurzelfasern fehlen, oder weil ihr der Stengel zu dünn ist, oder weil sie will, oder weil es zu früh ist. — Das russische Ereignis wird in Schlamm und Blut vergehen; es wird mit Schmach und Hohn bedeckt von unseren Gendarmen in die Kloake gefegt werden; es wird für Jahre das abschreckende Beispiel für alle Völker sein — und dennoch wird es so wenig sterben, wie die Revolution, die vor hundert Jahren das gleiche erlitt, gestorben ist, sondern es wird ebenso wie sie um die Welt schreiten. Denn es ist das Einzige, was in dieser Zeit aus bedrängten Herzen geboren ist; wenn auch unausgetragen, mit allen Gebrechen seiner Väter beladen, mit den Giften Dostojewskis, mit den Schwächen Tolstojs. Und dennoch ruht in diesem bresthaften Kinde der Unsterblichen das unzerstörbare Geheimnis.

Aber was ist ein Menschenalter? Man muß nicht alles berühren und erleben wollen.

Seien Sie Beide aufs herzlichste gegrüßt!

Ihr Rathenau.

343. AN GEHEIMRAT PROF. DR. R. EUCKEN, JENA.

Berlin, 6. 2. 1918

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

Für die gütige Aufnahme meiner letzten Schrift bin ich Ihnen aufrichtig dankbar.

Die bedeutenden Gedanken, die Sie an die Erörterung knüpfen, waren mir hochwillkommen.

Die Frage der Trennung von Kirche und Staat habe ich in einer kürzlich erschienenen Schrift gestreift, die ich beizufügen mir erlaube . . .

Die akademisch-wirtschaftliche Frage, die Sie berühren, ist ernst. Vor kurzem besuchten mich zwei Abgesandte einer freien Hochschulvereinigung des Polytechnikums Charlottenburg, um für den engeren Kreis der Ingenieure die Frage zu erörtern. Ich riet ihnen, die Studenten möchten sich organisieren und in dieser Form an die Organisationen der Industrie herantreten. Dann verliert eine eingeleitete Aktion die unerfreuliche Form der Unterstützung. Es würde von Genossenschaft zu Genossenschaft verhandelt, und der Studentenschaft bleibt es überlassen, in welcher Weise sie die ihr zufließenden Mittel verteilt . . .

In aufrichtiger Verehrung

Ihr sehr ergebener Rathenau.

344. AN DR. VON PISTORIUS, STUTTGART.

Württ. Finanzminister. Berlin, 6. 2. 1918

Hochverehrte Exzellenz!

Für Ihre gütige Zuschrift bin ich Ihnen herzlich dankbar, ebenso für die Sendung Ihrer bedeutenden Reden, die ich eingehend studiert habe.

Es ist nichts Gewöhnliches in unserer Zeit, wenn vom Ministertisch so hochgesinnte und weitgerichtete Gedanken einem Parlament zugerufen werden.

Bis zur Errichtung der neuen Wirtschaft, bis zur

wissenschaftlichen Durchdringung ihres Aufbaues wird noch geraume Zeit vergehen. Zwei Perioden müssen zuvor durchschritten sein: die der Erkenntnis dessen, was geschehen ist, und die der unzulänglichen Experimente. Euer Exzellenz wissen, das heutige Schlagwort ist: möglichst rasche Wiederkehr zu den Verhältnissen der Vorkriegszeit, und dieses Schlagwort wird unterstützt durch Äußerungen einzelner einflußreicher Männer, die im stillen zugeben, daß sie diese Wiederkehr nicht für möglich halten. Um so freudiger begrüße ich die Rückhaltlosigkeit, mit der Euer Exzellenz Ihrem Lande die Wahrheit gesagt haben.

Sehr dankbar bin ich für den Hinweis auf Werk und Reden von Karl Christian Planck. Es ist ein schönes Gefühl, die eigenen Gedanken nicht als wurzellos zu empfinden, sondern sie an eine Kette gebunden zu sehen, die von den Vorfahren getragen wird. Ich habe Schritte getan, um mir die Werke Plancks zu beschaffen, und werde sie in dankbarer Erinnerung an Ihren Hinweis lesen ...

Mit vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Exzellenz ergebenster Rathenau.

345. AN FEDOR VON PERBANDT. Berlin, 7. 2. 1918.

Sehr geehrter Herr von Perbandt!

Auch mir erscheint es wichtig, die Stimmung unserer Truppe zu erhalten und zu heben, und ich teile vollkommen Ihre Auffassung, daß Flugschriften und Vorträge ihre Wirkung erschöpft haben. Will man die irrigen Bewegungen, zu denen der letzte Streik gehört, bekämpfen, so scheint mir nur ein Mittel wirksam zu sein: nämlich, daß man dem Heere die Überzeugung verschafft, daß wirtschaftliche, soziale und politische Fortschritte wirklich gewollt und nicht nur äußerlich versprochen, innerlich bekämpft werden.

Es läßt sich darüber streiten, ob es richtig war, die Frage des preußischen Wahlrechtes im Kriege aufzurollen; nachdem es geschehen ist und die Krone sich für die Reform verbürgt hat, ist es schwer, über den Konflikt hinwegzukommen, wenn der einfache Mann fühlt, daß ihm von der einen, der mächtigsten Stelle, Rechte zugesagt werden und daß sie von anderen minder mächtigen, doch ausreichend starken Stellen bekämpft werden.

Können Sie in dieser Richtung Klarheit verbreiten, so wird es, wie ich glaube, zum Guten sein.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung Ihr Rathenau.

346. AN PROF. DR. FRANZ OPPENHEIMER.

Berlin, 11. 2. 1918

Mein lieber Herr Professor!

Mit großem Interesse habe ich Ihren schönen Aufsatz aus Anlaß meiner letzten Schrift gelesen und möchte Ihnen danken. Ich kann es aber nicht unterlassen Ihnen zu sagen, weshalb ich Ihre Ausführungen für unzutreffend halte: unbekannt sind sie mir nicht, denn wir haben sie vor Jahren einmal in Freienwalde gestreift.

Aus dem gemeinsamen Topf der Güterproduktion schöpfen alle: Arbeiter, Beamte, Unternehmer und Kapitalisten. Wenn es Ihnen gelingt, was ich nicht bezweifle, durch Landwirtschaftsreform den Anteil des Arbeiters zu heben, so vergrößert sich der Bezug des einen Standes auf Kosten der anderen, und dies ist an sich gut. Nun kommt Ihr Irrtum. Sie glauben, dadurch würde ohne weiteres die Gütererzeugung gehoben, daß einerseits die Kaufkraft des vierten Standes wächst, andererseits der Unternehmer seine Methoden verbessern muß. Das ist nicht der Fall. Denn in einem gegebenen Jahre ist die Gesamtproduktionsfähigkeit

des Kochtopfes gegeben und begrenzt: Der Arbeiter fischt Konsumgüter heraus, und es fehlt nur in genau dem gleichen Maße an Arbeitsmaschinen, Zement, Trägern und alle dem, was zur Erweiterung der Produktion erforderlich ist. Sie vergessen immer wieder, daß die heutige Wirtschaft sich nur dadurch erweitert, daß restlos jede nicht verzehrte Mark bezw. ihr Güterabbild zur Investition nötig ist. Die Welt braucht jeden ersparten Groschen, um ihre Produktion zu erweitern, und sie kann sie nicht um eine Minute schneller erweitern, als die jährliche Ersparnis es zuläßt. Nehme ich also aus dem Topf mehr Verbrauchsgüter heraus, so fehlt es mir an Investitionsgütern. Das Ergebnis ist nicht Steigerung, sondern Verminderung der Produktion. Nur derjenige Weg führt aus dem Fehlerzirkel heraus, der mit der Hebung der Produktion, das heißt mit der Verbesserung des Wirkungsgrades, beginnt und die Mehrerzeugung den unteren Ständen zuführt. Gehen Sie den umgekehrten Weg, daß Sie erst den Anspruch vergrößern und dann die Erzeugung vermehren wollen, so verzehren Sie das Getreide auf dem Halm. Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

347. VON DR. FRANZ OPPENHEIMER AN WALTHER RATHENAU. Berlin-Steglitz, 14. 2. 1918.

Mein lieber, sehr verehrter Walther Rathenau!

Lassen Sie sich für Ihren freundlichen Brief vom 11. cr. danken. Sachlich will ich bemerken, daß ich mich unserer Unterredung in Freienwalde sehr genau entsinne; aber Sie haben mich damals so wenig überzeugt wie heute, und wie leider ich Sie.

Was Sie mir schreiben, ist ehrwürdig: es ist die uralte Lohnfondstheorie, wie sie schon Adam Smith vertrat und wie sie nach ihm durch die Epigonen weiter ausgebildet worden ist. Schon Rodbertus hat sie widerlegt, und sie ist seither völlig zerpflückt und durchaus aufgegeben.

Die Gütererzeugung ist kein Topf mit starrem Volumen, sondern ein Strom, der viel oder wenig Wasser führt, je nachdem

seine Zuflüsse stark oder schwach sind. Die privatwirtschaftliche kaufmännische Notwendigkeit, jährlich einmal Bilanz zu machen, darf nicht dazu verführen, auch volkswirtschaftlich die Produktion in aufeinanderfolgende Abschnitte zu teilen, deren einer die Voraussetzung des andern ist. Der Strom fließt dauernd.

Der Anteil der Arbeiter kann sehr wohl gehoben werden, ohne die Erneuerungs- und Erweiterungsfonds zu beschränken: durch Einengung des Privatverbrauchs der Oberklasse, durch Heranziehung von Dienstboten und der „Reservearmee" und durch frühere Einstellung der Rekruten und spätere Entlassung der Veteranen der Arbeit, durch Verlängerung und Intensivierung der Arbeit, durch Fortfall von Pausen und Produktionseinschränkungen und vor allem durch Fortfall des Exports von Kapital ins Ausland. Auf diese Weise können heute verstopfte Quellen dem Flußbett zugeführt werden und, um im Bilde zu bleiben, können die Wassermengen stagnierender Hochmoore nutzbar gemacht werden. Damit aber ist der Hebel gezogen, der den Prozeß dauernder Ausweitung der Produktion zum Nutzen aller ohne Ende entwickelt: Vermehrung und Verbesserung der Maschinerie, Ausschaltung rückständiger Betriebsformen, größere Ökonomie in der Nutzung von Menschen und Stoffen.

Ich wollte, Sie fänden einmal Zeit, meine Arbeiten zu studieren. Mein allgemeines soziologisches Credo gestattet mir, ganz unbefangen von ihnen zu sprechen. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß die großen Leistungen Schöpfungen der Kollektivität sind, allmähliche Anhäufungen kleiner Zuwächse an Erkenntnis, die sich allmählich addieren, bis schließlich dem letzten, vom Schicksal Begünstigten die Lösung „zufällt", ein echter „Zufall", wie Vierkandt fein bemerkt. Ein solcher Glücklicher bin ich; ich habe die letzte Sprosse in die beiden Leiterbäume gesetzt, deren erste Sprossen Quesnay und Smith geschnitzt haben, nachdem ich über die von Carey, Mill, Ricardo, Rodbertus, Marx, Henry George und zahlreichen anderen seitdem eingefügten Sprossen aufgestiegen war. Und so habe ich die längst reife Frucht pflücken können, bilde mir aber nicht im mindesten ein, daß ein besonders hoher Wuchs dazu gehörte.

Der Beweis dafür ist, daß ich eine Anzahl von Problemen habe lösen können, die meine Vorgänger nicht einmal wagten sich zu stellen. Es ist weiter kein Verdienst dabei, als daß ich nunmehr fünfundzwanzig Jahre unaufhörlich über diese Dinge nachgedacht habe. Sie werden es mir hoffentlich nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen sage, daß es selbst dem genialsten Menschen nicht möglich ist, derartige Erkenntnisse nebenbei zu erfliegen. Ich muß schwer

beklagen, daß ich in so kritischer Zeit gezwungen bin, gegen einen von mir so hochgeschätzten Mann wie Sie, trotz der tiefsten Übereinstimmung im Weltanschauungsmäßig-Sittlichen, zu kämpfen, anstatt mich seiner Hilfe erfreuen zu können. Sie haben doch sonst einen so sicheren Instinkt für alles Echte.

Wenn mich diese offenen Worte Ihre Freundschaft kosten sollten, dann — habe ich nicht viel verloren.

Herzlichst Ihr Franz Oppenheimer.

348. AN PROF. DR. FRANZ OPPENHEIMER.

Berlin, 15. 2. 1918.

Mein lieber und verehrter Herr Franz Oppenheimer!

Mit unserer Freundschaft hat die Sache nicht das mindeste zu tun; wir sind in einem Punkt verschiedener Meinung, und es ist nie meine Art gewesen, Meinungsverschiedenheiten persönlich zu nehmen.

Von Ihren Schriften habe ich mehr gelesen, als Sie meinen, und jedesmal mit Genuß und Belehrung. Ich bin auch kein Gegner Ihrer Theorie, sondern glaube nur, daß es Grenzen für ihre Anwendbarkeit gibt. Dafür sehe ich gerade in Ihren freundlichen Zeilen, die mir klar und eindeutig scheinen, die volle Bestätigung.

Ich will die schriftliche Kontroverse nicht ins Ungemessene verlängern und vor allem nicht Ihre Zeit belasten; doch folgende Ausführungen darf ich nicht unterlassen.

Sie führen selbst die Faktoren auf, die den Inhalt des Produktionstopfes vermehren könnten, und zwar:

1. Einengung des Privatverbrauchs der Oberklasse.

Sie wissen, daß es sich hier nicht um ungemessene Beträge handelt. Nehmen wir eine Oberklasse von einer Million Menschen — was zweifellos zu viel ist — und schränken wir sie durchschnittlich um 1000 Mark pro Kopf ein — was ebenfalls zu viel ist —, so ersparen wir eine Milliarde. Diese Einschränkung kommt ohnedies, wenn wir berücksichtigen, daß bei Ende des

Krieges das reale Nationalvermögen sich um etwa ein Viertel vermindert haben wird. Gleichviel.

2. Die Heranziehung der Dienstboten und der Reservearmee ist nicht entfernt imstande, den Abgang an Toten und Arbeitsunfähigen zu ersetzen.

3. Die verschiedenen Formen der Arbeitsintensivierung sind nach meinem Dafürhalten nicht nur nicht erreichbar, sondern sollten, wenn möglich, durch Entlastungen ersetzt werden.

4. Fortfall von Pausen und Produktionseinschränkung ist bei der heutigen Form der Güterwirtschaft nicht zu vermeiden; hierfür würde erst das neue System der Wirtschaft Gelegenheit schaffen. Denn der ungezügelte Wirtschaftsbetrieb wird immer Umstellungen erfordern, und diese Umstellungen führen zu Pausen und Einschränkungen.

5. Der Kapitalexport hat im Frieden etwa eine Milliarde pro Jahr ausgemacht; davon wurde etwa ein Drittel erfordert durch Investitionen im wohlverstandenen Interesse der Rohstoffe und des Absatzes, ein Drittel wurde durch Gegeninvestitionen des Auslandes bis zu einem gewissen Grade kompensiert, ein Drittel war überflüssig. Dieses macht den Kohl nicht fett.

Wenden wir uns der rein praktischen Berechnung zu.

Die jährliche Ersparnis Deutschlands betrug in den letzten Jahren 8 Milliarden; sie ist nahezu vollständig der Erweiterung und Verbesserung der Produktionsverhältnisse zugeflossen. In Zukunft wird diese Ersparnis geringer sein; ich würde mich freuen, wenn wir sie auf die Hälfte veranschlagen dürften.

Wollen wir den Konsumanteil der unteren Stände um 50% heben, so bedeutet dies einen Güterbetrag im Werte von etwa 6 Milliarden. (Die Änderung des Geldwertes lasse ich auf beiden Seiten unberück-

sichtigt.) Selbst wenn wir also Ersparnisse an Exportkapital, an Arbeitskraft, an Material in weitgehendem Umfange machen, so bleibt uns bei der heutigen Wirtschaftsreform für Erweiterung und Verbesserung der Wirtschaft nichts übrig.

Trotz alledem sehe ich unsere Differenzen nicht so groß wie Sie. Setzen Sie Ihrerseits es durch, daß die Löhne sich heben, so will ich das gern begrüßen. Aber lassen Sie nach meiner Art es durchsetzen, daß diesen erhöhten Löhnen eine entsprechend vergrößerte Produktion gegenübersteht. Glauben Sie trotz meiner Ausführungen, daß diese Gütervermehrung schon allein durch Ihr Rezept entsteht, so ist um so weniger ein Grund, die Sicherung durch Rationalisierung der Produktion zu verschmähen.

Mit herzlichem Gruß der Ihre Rathenau.

349. VON DR. FRANZ OPPENHEIMER AN WALTHER RATHENAU. Berlin-Steglitz, 26. 2. 1918.

Mein lieber und verehrter Walther Rathenau!

Ich beantworte Ihr freundliches Schreiben erst heute, weil ich erst soeben von einer Erholungsreise zurückgekommen bin. Ich habe dazu folgendes zu bemerken:

1. Ihre Statistik ist mir zu sehr „gegriffen". Es erscheint mir ganz zweifellos, daß die Ausgaben der Oberklasse um mehr als eine Milliarde Mark jährlich eingeschränkt werden können.
2. Ich sehe, wie wohl Sie auch, nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten eine sehr starke und lang dauernde Hochkonjunktur voraus. In solcher Zeit sind Pausen, darunter verstehe ich Krisen, Streiks usw., an sich sehr eingeschränkt.
3. Arbeitsintensivierung, z. B. nach dem Taylor-System oder durch zweckmäßige Akkordgestaltung, ist bei hohen Löhnen und guter Ernährung durchaus nichts, was ich fürchte.

Vor allem aber übersehen Sie eins: Wenn der Reallohn der Arbeiterschaft so stark steigt, wie wir beide annehmen, dann ist auch die Arbeiterschaft imstande, sich an der Kapitalisierung zu

beteiligen und wird es sicherlich auch tun: durch Einlage in den Sparkassen und vielleicht, wenn das Interesse der Betriebe es verlangt, durch Zeichnung von Aktien etc. Wir müssen uns von dem Gedanken lösen, daß nur der Kapitalist kapitalisieren kann. Freilich hört der „Kapitalismus" in demselben Augenblick grundsätzlich auf, wo der durchschnittliche Arbeiter erhebliche Ersparnisse machen kann. Er ist dann kein „freier Arbeiter" mehr.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener Franz Oppenheimer.

350. AN PROF. DR. FRANZ OPPENHEIMER.

Berlin, 1. 3. 1918.

Verehrter Freund!

Auch diese Argumente kann ich Ihnen nicht lassen. 1. Nehmen Sie als Einkommenentziehung der Oberklasse statt meiner 1 Milliarde meinetwegen 2, wenn Sie wollen 3 — so macht es nichts aus — am wenigsten jetzt, wo uns jährlich 15 fehlen.

2. Die „Pausen" in Ihrem Sinne machen an sich wenig aus; keinesfalls ist ihr Fortfall zu vergleichen mit den Wirkungen der Rationalwirtschaft in meinem Sinne. Am wenigsten glaube ich an ihren Fortfall nach dem Kriege; ich erwarte nicht nach einer schwachen Senkung ein hohes und langes Steigen der Konjunktur, sondern nach einem mässigen Anstieg (infolge Erneuerungsbedarfes) ein langes Stagnieren bei erheblicher Teuerung.

3. Arbeitsintensivierung im Sinne der erhöhten Menschenausnutzung halte ich nicht nur n i c h t für erstrebenswert, sondern auch für wirkungslos. Nicht auf die Rationierung der Einzelleistung, sondern auf die Gesamtprozesse kommt es an. (Wenn ich z. B. 10 000 Typen herstelle, wo 100 ausreichen, so nutzt es nichts, wenn ich aus dem Menschen noch so viel herauspumpe usf.

4. Natürlich kann und soll der Arbeiter Aktionär und Kapitalist werden, das erstreben wir beide. Um

es aber zu werden, muß er wohlhabend sein, und wie er das wird, darüber gehen ja gerade unsere Ansichten auseinander. Sie sagen: die Hebung des Lohnes genügt; ich sage: nur dann, wenn der Gesamtprozeß soweit rationalisiert ist, daß er die Erhöhung erträgt. Die Lohnerhöhung darf weder durch Teuerung illusorisch gemacht werden, noch zum Raubbau an der Wirtschaft führen.

Mit herzlichem Gruß in Ergebenheit Rathenau.

351. VON DR. FRANZ OPPENHEIMER AN WALTHER RATHENAU. Berlin-Steglitz, 6. 3. 1918.

Verehrter Freund!

Wir sind darüber einig, daß der volkswirtschaftliche Prozeß rationalisiert werden muß, um das notwendige Mehrprodukt zu ergeben; sind ferner darüber einig, daß zur Rationalisierung beträchtliche Neuaufwendungen von Kapital im volkswirtschaftlichen Sinne erforderlich sind, und schließlich, daß dieses Kapital nur aus Ersparnissen gebildet werden kann.

Nicht einig sind wir uns in folgenden Punkten: 1. Ein bisher noch nicht erwähntes Argument. Sie schätzen die bisherige jährliche Kapitalbildung Deutschlands auf 8 Milliarden in Übereinstimmung mit Helfferich etc. Hier handelt es sich um Kapital im privatwirtschaftlichen Sinne, und das besteht zum großen Teil aus dem, was Quesnay richesse fictive nannte; hier spielt vor allen Dingen der Zuwachs an städtischer und ländlicher Grundrente und am Werte industrieller Anlagen usw. eine Hauptrolle. Es entzieht sich meiner und wahrscheinlich auch Ihrer Schätzung, wieviel von den 8 Milliarden auf wirkliches Kapital im volkswirtschaftlichen Sinne, das heißt auf Neuschaffung von Produktivmitteln durch echte Ersparnis, radiziert wird. Jedenfalls ist der Überschuß ein reines Monopol, das lediglich die Verteilung der Güter innerhalb der Volkswirtschaft beeinflußt, aber die Güterproduktion selbst nicht verändert.

2. Ich behaupte, daß stark steigende Löhne, wie wir sie beide voraussetzen, in dreifacher Weise dahin wirken, das volkswirtschaftlich nötige Ziel zu erreichen. a) Den Kapitalisten wird ein Minderkonsum aufgezwungen, weil ihre Einnahmen schrumpfen. b) Dieser Minderkonsum wird zur Mehrnachfrage der gesamten Arbeiterschaft, und diese ist in der Lage, und wird durch hohe

Preise der Konsumgüter und hohen Stand des Zinsfußes dazu veranlaßt werden, ihrerseits Kapital im volkswirtschaftlichen Sinne durch Ersparnis zu bilden. Die Betriebsleiter werden gezwungen, mit allen Mitteln ihre Betriebe zu rationalisieren, um ihre schrumpfenden Gewinne aufzubessern. Zu dem Zweck werden sie ihren Konsum noch mehr einschränken, und ferner durch Aufnahme von Krediten, entweder beim Publikum oder bei den Produzenten der Produktionsmittel, neues Kapital im privatwirtschaftlichen Sinne bilden. c) Zu dem Zweck werden sie ferner alles daran setzen, um aus ihrer Arbeiterschaft möglichst viel Arbeit für den gestiegenen Lohn herauszuholen, d. h. sie werden Streiks usw. ängstlich vermeiden und durch geeignete Entlöhnungsmethoden das Maximum von Leistung zu erzielen suchen, und sie werden schließlich durch freiwilligen Zusammenschluß in Syndikaten etc. sich der ergiebigeren Spezialisierung zuwenden.

Wenn der Selbstheilungskraft der Volkswirtschaft freie Bahn gelassen wird, so sehe ich eine sehr lange Periode der Hochkonjunktur voraus, da hier immer ein Keil den anderen treiben wird: die Lohnsteigerung führt notwendig zur Verbesserung der Maschinerie usw., und das fordert immer neue Arbeiter und treibt die Löhne immer weiter; dadurch wächst der Binnenmarkt unaufhörlich, ist der Produktionskraft immer um einen Schritt voraus, und das heißt, daß die Marktpreise immer höher stehen werden als der statische Preis der Produkte, und das ist der Begriff der Hochkonjunktur.

Ihre Lösung erstrebt dasselbe, wie ich auch in meiner Anzeige hervorgehoben habe, schlägt aber einen langen und außerdem noch gefährlichen Umweg ein. Wenn ihn die deutsche Volkswirtschaft geht, dann allerdings erwarte auch ich „ein langes Stagnieren bei erheblicher Teuerung". Für mich — vielleicht ist es ein veralteter Standpunkt — ist die Volkswirtschaft immer noch ein Organismus und kein Mechanismus, und ich bin als alter Arzt davon überzeugt, daß es genügt, eine Krankheitsursache zu beseitigen; dann hilft der Organismus sich selbst weiter.

Wie kommen Sie übrigens auf die Vorstellung, daß uns jetzt jährlich 15 Milliarden fehlen? Sie schätzen selbst, daß das deutsche Volksvermögen sich nur um etwa die Hälfte der bisherigen Kriegskosten vermindert hat. Der größte Teil der Schuldzinsen fließt an deutsche Staatsbürger, und dasselbe gilt von den Invalidenrenten usw. Hier handelt es sich doch durchaus nur um eine Verschiebung innerhalb der Bevölkerung. Wirklich zu ersetzen sind nur die aufgebrauchten Vorräte und Einrichtungen, die

verkauften Guthaben ans Ausland und die neu aufgenommenen Schulden ans Ausland. Da aber durch diese grauenhafte Metzelei der Wert der einzelnen Arbeitskraft enorm gestiegen ist, so wie die Holländer seinerzeit den Preis des Pfeffers durch Vernichtung eines großen Teils der überreichen Ernte gehoben haben sollen: Dardanariat nennt das Effertz, so dürfte die Gesamtbilanz vielleicht noch mit einem starken Plus abschließen. Keinesfalls sehe ich ein, was die Frage der Kriegsschulden und Verluste mit unserer Streitfrage zu tun hat.

Mit freundlichen Grüßen Ihr aufrichtig ergebener O.

352. AN PROF. DR. FRANZ OPPENHEIMER.

Berlin, 9. 3. 1918.

Verehrter Freund!

Ihre letzte Frage nehme ich voraus: Unmittelbar haben die fehlenden 15 Milliarden mit unserem Problem nichts zu tun — ich erwähnte sie im Zusammenhang mit der Frage, ob ein Mindereinkommen der Oberschichten restlos den Unterschichten zugute kommt; hierbei war es wünschenswert, darauf hinzuweisen, daß innerhalb der fehlenden 15 Milliarden auch einige Milliarden tatsächlichen Ertragausfalls enthalten sind, die ohnedies das Einkommen der Oberschichten kürzen und somit das Quantum dessen, was diese Oberschichten abgeben können, vermindern. Doch dies nur nebenher, denn es berührt, wie gesagt, unseren Gedankengang nur mittelbar.

Zweitens. Selbstverständlich habe ich bei unseren jährlichen Ersparnissen nur an den Zuwachs realer Güter gedacht. Der subjektive Vermögenszuwachs, die richesses fictives, kommen gar nicht in Betracht, denn die errechnete Wertsteigerung eines Grundstücks oder eines Rembrandtbildes kann ich nicht auf dem Wege inneren Verkehrs in Arbeitsmaschinen oder dergl. umsetzen.

Drittens. Unsere Kontroverse bleibt immer die gleiche, trotz veränderter Wendung.

Sie steigern die Löhne, ohne vorweg die Produktion zu erhöhen, meinethalben durch Ihre Agrarlösung oder auf sonst eine Art. Ergebnis: entsprechende Teuerung der Erzeugung. Sie sagen: Nun, der Produzent wird schon nachkommen, er ist ein kluger Mann, er hat das lebhafte Interesse und die rege Nachfrage nach seinen Erzeugnissen. Ich antworte: Er möchte wohl, aber er kann nicht; denn er braucht zwei Dinge: viel Realkapital und viel Zeit. Das Realkapital geben Sie ihm nicht; im Gegenteil, Sie nehmen es ihm sogar weg. Denn der hochbezahlte Arbeiter kauft zwar, aber er kauft eine sehr verteuerte Ware und möchte mehr davon für sich verbrauchen als bisher — lebte er nicht besser, so hätte ja die Übung gar keinen Zweck —, es bleibt ihm also vorderhand nicht genug übrig, um dem Produzenten aus seinen Ersparnissen Arbeitsmaschinen zu stiften. Der Produzent bleibt also in Verlegenheit. Er erhöht, bei sehr mäßig gesteigertem Absatz seine Verkaufspreise, und es kommt am Ende dahin, daß der Arbeiter mit seinem höheren Lohn einen kleineren Konsumanteil erzwingt als zuvor. Ganz nebenher sind ein paar Stände, die der Lohnaufbesserung nicht schnell genug gefolgt sind, um die Ecke gegangen. Sie haben mit Ihrem ganzen Experiment nichts anderes zuwege gebracht, als eine gewaltige Teuerung, aus der sich jeder, soweit er am Monopol des Kapitals partizipiert, durch Aufschläge einen Ausweg schafft. Von Außenhandel ist natürlich gar nichts mehr zu reden.

Ich fasse die Sache von der entgegengesetzten Seite auf. Ich schalte jede Vergeudung und Mißwirtschaft aus, steigere den Produktionsprozeß, verbillige die Güter derart, daß der kleinsten Handreichung ein genügendes Realäquivalent zur Verfügung steht.

Ihr System beruht auf Buchung, meines auf Er-

zeugung. Wenn die ganze Welt ein verfahrenes Rittergut oder eine veraltete Fabrik ist, so kommt die Heilung nicht dadurch zustande, daß die Beteiligten und Mitarbeiter ihre Verträge ändern, sondern dadurch, daß sie zunächst den technischen Prozeß reformieren und sich hinterdrein verständigen —, was dann gar nicht mehr nötig sein wird.

Wenn man ein ganzes Leben lang solche technischen Prozesse reformiert hat, so bekommt man auch zur technischen Reform des Gesamtprozesses Vertrauen. Und das scheint mir die wirkliche „organische" Reform.

Mit freundschaftlichem Gruß Ihr Rathenau.

353. VON DR. FRANZ OPPENHEIMER AN WALTHER RATHENAU. Berlin-Steglitz, 12. 3. 1918.

Verehrter Freund!

Meiner Sekretärin ist die Mutter gestorben; das zwingt mich, diesen Brief einer gelegentlichen Hilfskraft in die Feder zu diktieren.

Wir kommen allmählich zum Kern der Dinge. Sie schreiben: „Sie steigern die Löhne." Ich?! Aber nein! Die Löhne *werden* steigen, selbstverständlich im Vergleiche zu den Friedenszeiten. „Ohne vorweg die Produktion zu erhöhen?" Vorweg: freilich nicht. Aber gleichzeitig! Wenn die Löhne steigen, wächst die Produktion automatisch, teils, weil gut entlohnte Arbeiter wie besser geheizte Maschinen mehr leisten, teils, weil Streiks und Sabotage und „technische" Arbeitseinstellung — Minuten addieren sich zu Jahren — fortfallen, teils weil schwache Betriebe ausfallen und die Arbeitskraft nur oder vorwiegend an den wirksamsten Betriebsstätten konzentriert wird. Dazu kommen bei gutem Geschäftsgang Überstunden etc. —; es ist ganz leicht, unter solchen Umständen ohne Vermehrung und Verbesserung der Produktionsbasis die Gesamterzeugung um 10, 20 Prozent zu steigern. Und dann setzt sofort die Vermehrung und Verbesserung der Maschinerie ein, um Lohn zu sparen.

Was uns unterscheidet, ist erstens folgendes: Sie halten einen persönlichen Wirtschaftsdiktator für erforderlich, um die Umformung einzuleiten, auszudenken und durchzuführen; ich kenne einen unpersönlichen Diktator, der das nach meiner Meinung

besser macht, weil er keinen Ehrgeiz, keine Nerven und keine Verantwortung hat, keine Unterorgane braucht und allseitig objektiv informiert ist: der Preis. Der Preis der Ware, der Arbeit (Lohn), der Kapitalnutzung (Diskont). Dieser Diktator zwingt jeden Produzenten, wenn einerseits Hochkonjunktur ist, andererseits aber Lohn und Diskont noch stärker zu steigen drohen als der Warenpreis, seinen privaten Konsum aufs äußerste einzuschränken (Krupp's Alfenide) und sofort alle faux-frais abzustellen, und ermöglicht ihm andererseits, an Reklame und Agenten zu sparen. Er zwingt die schwachen Werke zum Stillstande, vielleicht nicht sofort, aber, wie ich glaube, viel schneller als Ihre Verhandlungen mit ihnen, wo um die Entschädigung gefeilscht werden muß, oder zwingt sie, sich schleunigst in den Schutz eines sehr starken Kartells oder Trusts auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er zwingt die fortbestehenden Werke, mit äußerster Beschleunigung ihre Produktionsgrundlage zu vermehren und zu verbessern.

Dabei mögen immer noch Unvollkommenheiten übrig bleiben, die der theoretische Geist erkennt und beklagt, der ja auch dem lieben Gott hat nachweisen können, daß das menschliche Auge besser hätte konstruiert sein können. Aber bringt das System des persönlichen Diktators keine Unzuträglichkeiten? Kein Diktator darf so rücksichtslos sein, wie der Preis; er zahlt keine Entschädigung für stillgelegte Werke, er kann nicht vor dem Parlament verklagt und in der Presse angegriffen werden, er hat keine nepotes und kann keinen Nepotismus treiben, er kann nicht der Bestechlichkeit angeklagt werden, er braucht keine kostspieligen Zentralbehörden mit hochbezahlten Beamten und „Klubsesseln", mit Aktenwesen und Kollegialsystem und keine Sicherung gegen Monopole, die im andern Falle gar nicht vermeidbar sind. Denn er läßt die Konkurrenz frei, die auch Ihr System als den Hecht im Karpfenteich nicht entbehren will; aber ich kann mich nicht davon überzeugen, daß Ihre schwachen Sicherungen ausreichen.

Nun sagen Sie: dem Produzenten wird das Realkapital fehlen. Angenommen, Sie hätten recht: wie wollen denn Sie es ihm schaffen? Sie stehen vor demselben Komplex von Erscheinungen: hohe Warenpreise, noch höhere Löhne, und zwar Real-, nicht bloß Geldlöhne. Sie haben auch hier kein anderes Mittel als den Diktator Preis. Nur wollen Sie durchaus einen kostspieligen und noch dazu von Einsturzgefahr bedrohten Kanal bauen, um eine Wassermasse von einem Punkte zu einem anderen zu führen, zu dem sie ohnehin auf fast dem nächsten Wege strömen würde. Sie wollen „ein Experiment machen" —, ich nicht! Ich verwahre mich

im Gegenteil dagegen, daß überhaupt eins gemacht werde. Sie wollen durch äußeren Zwang herbeiführen, was wir in der Tat brauchen, mehr Erzeugung und weniger Konsum; ich sage, daß äußerer Zwang überflüssig und daher schädlich ist, weil er den Prozeß nur aufhält und abschwächt, der jeden durch inneren Zwang, er mag wollen oder nicht, zu dem gleichen Verhalten führt. Der Kapitalist muß sparen, weil er seinen Ertrag zum größeren Teil für die Erweiterung seines Werkes braucht, oder, der Geldkapitalist, weil er durch einen sehr hohen Zins, den ihm der Produktivkapitalist anbietet, gelockt wird. Und der Arbeiter muß sparen, weil die Konsumgüter sehr teuer sind. Sie schreiben, dann hätte die Sache keinen Zweck; Sie vergessen aber dabei, daß der Arbeiter statt Konsumgüter mit seinem Lohnüberschuß auch Sparkassenguthaben und Aktien kaufen kann und auf diese Weise die Erzeugung von der Produktion der Konsumgüter auf die der Produktivgüter richtet.

Das ist der wahrhaft revolutionäre Gedanke, den Sie noch nicht ganz erfassen können, der Arbeiter hört auf, „frei" zu sein; er kann a u c h kapitalisieren.

Ich resumiere: Mein System beruht so wenig wie das Ihre auf „Buchung", sondern gleichfalls auf Erzeugung. Starke Mehrerzeugung sofort, noch ohne Verbesserung der Grundlagen. Intensifikation, Verdichtung und mäßige Ausdehnung der Arbeit, diese Mehrerzeugung von Anfang an gelenkt auf Verbesserung und Vermehrung der Produktionsgrundlage. Nebenher geht sofort Rationalisierung, Verbilligung und Konzentration, mit vorteilhafter Arbeitsteilung auf dem Wege der Kapitalsvereinigung, den ich durchaus wünsche: aber als freiwillig, ohne Staatseinmischung und Staatsgarantie, die immer nur die passive, rein ausbeuterische Macht des K a p i t a l s fördert und die aktive, fördernde Kraft des U n t e r n e h m e r s lähmt.

Morgen abend spreche ich über unser Thema! Darf ich unsere Korrespondenz erwähnen? Bitte um telephonische Mitteilung.

In Freundschaft Ihr O.

354. AN PROF. DR. FRANZ OPPENHEIMER.

Berlin, 14. 3. 1918.

Verehrter Freund!

Zunächst vorweg das scherzhafte Mißverständnis. Freilich habe ich gesagt: Sie steigern die Löhne. Sollten Sie wirklich diese briefliche Breviloquenz miß-

verstanden haben? Dann muß ich sie auflösen. Also: nicht Sie, sondern das von Ihnen empfohlene Agrarsystem steigert die Löhne.

Nun aber weiter. Sie wiederholen beständig das gleiche Argument. Das überzeugt mich freilich davon, daß Sie sehr daran glauben, aber richtig wird es dadurch nicht. Nicht einmal Ihre kleinen Korrekturen der Produktion um „10, 20%" nach oben sind richtig. Vielleicht für kurze Zeit und für ein Einzelgebiet; nie für die Gesamtwirtschaft.

Die Sache verläuft vielmehr so: 1. Steigerung der Löhne. 2. Potenzierte Steigerung der Preise; allgemeine Teuerung. 3. Der Arbeiter mit erhöhtem Einkommen läuft hinter der Ware her, und je mehr er verdient, desto weniger kann er kaufen und verzehren.

Hier schalte ich eine allgemeine Bemerkung ein; ein Gesetz, das Sie mir nicht glauben werden, das ich aber beweisen kann: eine Verallgemeinerung des Inflationsgesetzes. Es lautet: jede zwangsweise Erhöhung eines buchungsmäßigen Gegenwertes (Kapitalrente, Arbeitslohn, Monopolertrag, Bodenschätze, Staatskredit) senkt den Geldwert. Ich möchte aber in dieser Korrespondenz hierauf nicht näher eingehen.

Nun kommen Sie immer wieder mit Ihrem Gegenargument, von dem Sie glauben, daß ich es nicht begreife. Ich begreife es sehr wohl, daß der Arbeiter einmal Kapitalist sein kann. Das ist absolut kein revolutionärer Gedanke, wie Sie meinen, noch weniger ein schwer verständlicher; er liegt meinem System so nahe wie Ihrem. Nur daß Sie, verehrter Freund, nicht begreifen, daß dies ein Endzustand ist und nicht ein Anfangszustand; daß Sie ihn unmöglich machen, indem Sie ihn als Anfangszustand fordern oder gar voraussetzen.

Zunächst beginnt nämlich der höher bezahlte

Arbeiter nicht damit, daß er AEG-Aktien kauft. Sondern wenn er überhaupt mit seinem erhöhten Lohn etwas mehr anschaffen kann — wie gesagt, ich bestreite es, in der entstehenden und wachsenden Teuerung lebt er schlechter als zuvor —, so kauft er ein Buch, eine Bluse, ein Grammophon oder ein Klavier. Das geht zu Lasten des Realkapitals, das der Produzent für Maschinen nötig hat. Der kann infolgedessen n i c h t, wie Sie annehmen, die Produktion rapid und gewaltig steigern. Er wählt den viel einfacheren (österreichischen) Weg: hält seine Produktion klein, macht Syndikate und hält seine Preise hoch, und es entsteht die nicht ganz nebensächliche Frage, ob Sie dann noch (pardon: ob Ihr System dann noch) bei der kleinen Produktion die Löhne auf der gewünschten Höhe überhaupt erhalten kann. Aber das will ich einmal gutwillig weiter annehmen.

Bisher hat sich aber, und das ist das Charakteristische Ihres Systems, der ganze Vorgang nur buchmäßig abgespielt. Die Ansprüche sind korrigiert worden, nicht die technischen Produktionsvorgänge. Der Schritt vom Buchmäßigen zum Realen mißlingt Ihnen, und dies ist der tiefe Zwiespalt unserer Auffassungen, daß ich vom Realen, vom Produktionsvorgang, ausgehe, der ganz der Erfahrung offen liegt, wo jeder bekannte Vorgang sich multiplizieren läßt. Wenn Sie also von meinem „Experiment" reden, was ich gelten lasse, so steht es als ein häufig geglücktes Realexperiment Ihrem Buchungsexperiment gegenüber.

Woher ich die nötigen Realkapitalien nehme? Ich brauche keine, oder so gut wie keine. Wenn ich die Arbeit so einstelle, daß jede Maschine wirklich zweimal acht Stunden ununterbrochen arbeitet, so habe ich für den Anfang nicht zu wenig Maschinen, sondern zu viel.

Und mein „Diktator"? Er ist schon da, und Sie werden ihn nicht aus der Welt schaffen. Nur bei Ihnen ist er ein Tyrann und wird zum Despoten, bei mir wird er zum konstitutionellen Diener des Staates. Er heißt Syndikat, Trust, Verband. Er hat heute schon so viel „Klubsessel" wie er will, die wir beide ihm wohl gönnen. Frage ist nur: Soll er die Macht, die Sie ihm nicht nehmen können, und die Ihr System zerbricht, belassen oder wollen wir sie zum Nutzen der Allgemeinheit regeln? Dann wird sie einerseits ausgedehnt werden müssen — durch das Recht der Rationalisierung der Betriebe — andererseits eingeschränkt durch Rechnungslegung; Preisbegrenzung, staatliche Mitwirkung. Nepotismus, Preßangriffe, Parlamentseinwirkung, die Ihnen so bedenklich scheinen, werden im öffentlich kontrollierten Betriebe milder sein als im verborgenen und ungezügelten.

Ich kann nur wiederholen: Wenn eine Fabrik mir übergeben wird — und mag sie Deutschland heißen —, die technisch und organisatorisch unvollkommen arbeitet, so fange ich nicht damit an, daß ich die Ansprüche der Aktionäre, Angestellten und Beamten zur Hauptsache mache, sondern ich ordne zunächst den Produktionsprozeß. Dann habe ich die Mittel, um alle zu befriedigen.

Ich glaube, wir haben nunmehr Auffassungen und Begründungen ausreichend lückenlos und klar gegenübergestellt, so daß im wesentlichen die subjektiven, nicht mehr reduzierbaren Gegensätze übrigbleiben. Ich möchte vorschlagen, daß wir jetzt den Briefwechsel beschließen, der mir Freude und Anregung gegeben hat, und für den ich Ihnen danke. Wir werden, hoffe ich, noch manches Gegensätzliche und Vereinigende in künftigen Tagen mündlich erörtern.

Freundschaftlich der Ihre Rathenau.

D 589

Date Due

UML 735

Richter DD231.R3 A3
Briefe
3 5051 00348 6471

FLARE

FLARE
35051003486471